

Hartmann, Anna [Hrsg.]; Windheuser, Jeannette [Hrsg.]

Pädagogik als Sorge? Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung

Opladen • Berlin • Toronto : Verlag Barbara Budrich 2024, 305 S. - (Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung; 20)



Quellenangabe/ Reference:

Hartmann, Anna [Hrsg.]; Windheuser, Jeannette [Hrsg.]: Pädagogik als Sorge? Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung. Opladen • Berlin • Toronto : Verlag Barbara Budrich 2024, 305 S. - (Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung; 20) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-352513 - DOI: 10.25656/01:35251; 10.3224/84743028

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-352513>

<https://doi.org/10.25656/01:35251>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://www.budrich.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Anna Hartmann
Jeannette Windheuser (Hrsg.)

20/2024

**Jahrbuch erziehungswissenschaftliche
Geschlechterforschung
Pädagogik als Sorge?**

Perspektiven erziehungswissenschaftlicher
Frauen- und Geschlechterforschung

Verlag Barbara Budrich



Pädagogik als Sorge?

Jahrbuch
erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung

Folge 20/2024

Redaktion

Astrid Messerschmidt
Robert Baar
Antje Lange

Beirat

Birgit Althans, Sabine Andresen, Jürgen Budde,
Rita Casale, Bettina Dausien, Hannelore Faulstich-
Wieland, Susann Fegter, Edith Glaser, Jutta Hartmann,
Carola Iller, Marita Kampshoff, Bettina Kleiner, Antje
Langer, Andrea Liesner, Susanne Maurer, Vera Moser,
Inga Pinhard, Melanie Plößer, Annedore Prengel, Barbara
Rendtorff, Anita Thaler, Anja Tervooren, Christine Thon,
Jeannette Windheuser

Anna Hartmann
Jeannette Windheuser (Hrsg.)

Pädagogik als Sorge?

Perspektiven erziehungswissenschaftlicher
Frauen- und Geschlechterforschung

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

Der Beitrag *Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegemütter als Sorgende* von Daniela Reimer und Noëmi van Oordt (S. 221–234) steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743028.15>).

Der Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2024 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-3028-5 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-3225-8 (PDF)
DOI 10.3224/84743028

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de

Inhalt

Einleitung

Anna Hartmann und Jeannette Windheuser

Pädagogik als Sorge? Zur anhaltenden Konjunktur einer Herausforderung
erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung..... 11

Schwerpunkt: Pädagogik als Sorge?

Zum Verhältnis von Pädagogik und Sorge

Sabine Hattinger-Allende

Das Fleisch des Pädagogischen. In Sorge um die Sorgenden 29

Amancay Jenny und Theresa Lechner

Die Beziehungsdimension in Sorgeverhältnissen.
Erkundungen einer Pädagogik wider die Grausamkeit 45

Barbara Rendtorff

Die Sorge neu denken 59

Cornelie Dietrich

Die Dimension der Sorge in Schule und Unterricht 73

Barbara Thiessen

Umgang mit Angewiesenheit und Asymmetrien:
Beratung care-theoretisch weitergedacht 87

Materielle und geschichtliche Bedingungen von pädagogischen Sorgeverhältnissen

Katharina Lux

Erziehung, Sorge und weibliche Produktivität in der Zweiten
Frauenbewegung. Zu einem Deutungsrahmen feministischer Kritik 103

Inhalt

Leonard Reichmann

Verworfenen Erziehung: Ergebnis vergeschlechtlichter ökonomischer
Verhältnisse? 117

Denise Bergold-Caldwell

Schwarzer Feminismus der Sorge:
Versuch eines postkolonial informierten Sorgebegriffs 131

Sorge um eine zukünftige Generation und Welt

Markus Kluge

Vorgeburtliche Sorgeverhältnisse –
Kinder, Sorge und Geschlecht in Kinderwunschatgeberinnen 147

Karen Geipel

Sorge bildet. Subjektivierungs- und sorgetheoretische Erkundungen
von Zukunftsentwürfen unter Bedingungen des Klimawandels 161

Diskussion

Anna Hartmann und Jeannette Windheuser

im Gespräch mit Sebastian Winter
„Konfliktuöse Gemengelage“: Männlichkeitstheoretische Perspektiven
auf das Verhältnis von Pädagogik und Sorge 177

Vater- und Mutterschaft im Zusammenspiel von Pädagogik und Sorge

Jelena L. O. Büchner und Johanna Pangritz

„Ich finde mein Auftrag als Vater, ob jetzt mit Migrationshintergrund
oder nicht ...“ – Neue Väter zwischen Sorgearbeit und Rassismus 193

Imke Kollmer

Friktionen egalitärer Vaterschaft. Rekonstruktive Annäherungen zu den
immanenten Spannungen der Neuordnung elterlicher Sorgeverhältnisse 207

Daniela Reimer und Noëmi van Oordt

Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegemütter als Sorgende 221

Kaja Kesselhut

Das erste Lebensjahr als Jahr der Sorge. Zwischenergebnisse einer ethnografischen Pilotstudie zur frühesten Kindheit 235

Offener Teil

Tuba Acar Erdol and Hülya Yıldızlı

Violence against Women and the Role of Teacher Education in Turkey 251

Nachruf

Sabine Andresen und Barbara Friebertshäuser

Nachruf auf Prof. Dr. Isabell Diehm (19. April 1957 – 12. Juni 2023) 267

Rezensionen

Mai-Anh Boger

Rezension: Casale, Rita (2022): Einführung in die Erziehungs- und Bildungsphilosophie 273

Vivian Buchholz

Rezension: Frühauf, Marie (2021): Das Begehren der Vielfalt. Diversity-Sensibilität in sozialpädagogischen Beziehungen 281

Berichte

Sina Kleinitzke

Das unkaputtbare Patriarchat? Geschlechterhierarchie als Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung 289

Alessa Heimbürger und Eyleen Fenske

Pädagogik und Geschlecht als Gegenstand politischer Kämpfe 295

Verzeichnis der Autor:innen 301

Einleitung

Pädagogik als Sorge? Zur anhaltenden Konjunktur einer Herausforderung erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung

Vor zwanzig Jahren erschien das „erste Jahrbuch der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft [DGfE]“ mit dem Titel *Geschlechterforschung in der Kritik*, um „eine Bestandsaufnahme der bisherigen Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung im erziehungswissenschaftlichen Kontext“ (Klappentext von Casale et al. 2005) zu leisten. Mit der Gründung des bis heute im deutschsprachigen Raum einzigen und durch Peer Review gesicherten Publikationsorgans dieser Teildisziplin sollten die zu diesem Zeitpunkt bereits etablierten vielfältigen Forschungsaktivitäten erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung einer breiten erziehungswissenschaftlichen Leser:innenschaft zugänglich gemacht werden. Zudem sollte „[e]ine produktive Auseinandersetzung unterschiedlicher Positionen der Frauen- und Geschlechterforschung im Diskurs“ befördert sowie „[e]ine Dokumentation der Diskussion um das Thema Geschlecht in der Erziehungswissenschaft und ihren Teildisziplinen als Querschnittsthema“ vorgelegt werden (Macha 2005: 7).¹ Dieses aus der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE heraus mit dem Jahrbuch initiierte Anliegen ist rückblickend als gelungen zu betrachten. Nicht nur wurde mit den seit zwei Jahrzehnten jährlich erscheinenden Jahrbüchern die Entwicklung der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung dokumentiert. Auch haben die zahlreichen Bände die thematische wie theoretische Breite der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung sichtbar gemacht.

1 Bereits mit dem *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft* (hrsg. von Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel 2004) wie auch mit der Publikationsreihe *Einführungen in die pädagogische Frauenforschung* (hrsg. von Margret Kraul, Juliane Jacobi, Hildegard Macha und Anne Schlüter 1996–2002) wurden entsprechende Grundlagen geschaffen. Das Jahrbuch unterscheidet sich von diesen Initiativen, indem es durch die Ausschreibung und Qualitätssicherung einen *journal*-Charakter hat und damit Kontinuität und Aktualität der Debatten ermöglicht.

Trat das Jahrbuch 2005 noch mit einer Verortung in der *Frauen- und Geschlechterforschung* an, ist der explizite Bezug auf die Frauenforschung im Namen des Jahrbuchs seit Heft 15/2019 verschwunden. Gestärkt werden sollte damit eine Geschlechterforschung, die „ausnahmslos alle geschlechtlichen Lebensweisen sichtbar“ macht (Baar et al. 2019: 14). Dass diese inhaltlich-theoretische Verschiebung angesichts der nach wie vor bestehenden Unwucht im Geschlechterverhältnis „auch Risiken birgt“ (ebd. 13) oder bergen kann, verdeutlicht u.a. die Thematik des aktuellen Bands (20/2024). Sorge – auch im Zusammenhang mit Pädagogik – verweist auf das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis und die in sie eingeschriebene Geschlechterhierarchie wie auch die mit ihr verbundene sich fortschreibende Benachteiligung von Frauen und all jenen, die Sorgetätigkeiten im Privaten oder in öffentlichen und/oder privatwirtschaftlichen Einrichtungen leisten und übernehmen. Sorge fordert damit zugleich zu feministischen und geschlechtertheoretischen Analysen auf, die die Strukturkategorie Frau(en) (noch) kennen und die symbolisch ‚weibliche‘ Position im Umgang mit existentieller Angewiesenheit reflektieren. Insofern kann der Gegenstand Sorge auch zum Anlass für grundlagentheoretische und methodologische Reflexionen unterschiedlicher zeitgenössischer Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterforschung genommen werden.²

Mit der aktuellen Ausgabe und der hier vorgenommenen Schwerpunktsetzung wird ein seit Jahrzehnten im Feminismus und der Frauen- und Geschlechterforschung breit diskutiertes Thema im Hinblick auf die Erziehungswissenschaft weiterverfolgt. Wurden Hausarbeit und Sorge zu Beginn der feministischen Forschung noch nicht als wissenschaftlich relevanter Gegenstand anerkannt (vgl. Bock/Duden 1977: 119), lässt sich seit geraumer Zeit – seit der sogenannten *Care*-Debatte ab etwa Mitte der 2000er Jahre – eine breitere wissenschaftliche Rezeption von Sorge wie auch eine zunehmende politische Anerkennung der gesellschaftlich virulenten Sorge-Krise beobachten.³ Zugleich erhält Sorge Eingang in erziehungswissenschaftliche Diskurse (vgl. Dietrich et al. 2020) und wird zunehmend als ein für die Erziehungswissenschaft relevantes Thema anerkannt. Deutlich wird dies in der seit 2023 in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft geführten und bei der Manuskripterstellung noch nicht entschiedenen Diskussion um die Revision des Kerncurriculums Erziehungswissenschaft, in der um die Aufnahme von Sorge als erziehungswissenschaftlichem Grundbegriff gerungen wird.

- 2 Diese Debatte ist bereits seit einiger Zeit virulent, bspw. hinsichtlich der Bedeutung kapitalistischer Verhältnisse (Fraser 2013, Soiland 2017) und der Spezifik von Sorge(arbeit) in globaler Betrachtung (Bhattacharya 2017; Federici 2020).
- 3 Beispielsweise finden sich zunehmend Bemühungen um geschlechtergerechtere Aufteilung von Sorgearbeit in der Europäischen Union und ihren Mitgliedsstaaten (vgl. Beobachtungsstelle für gesellschaftspolitische Entwicklungen in Europa 2023).

Dass die Thematisierung von Sorge in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung nicht neu ist, zeigt sich schon vor der Konstitution als Teildisziplin. Bereits die für die Etablierung feministischer Forschung im deutschsprachigen Raum wegweisenden Sommeruniversitäten für Frauen beschäftigten sich mit der Frage, was Bildungsprozesse oder der Lehrerinnenberuf mit der Sorge(arbeit) für andere und mit Erziehung zu tun haben (bspw. verschiedene Beiträge in: Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e.V. 1978; Verein 3. Sommeruniversität für Frauen 1978 e.V. 1979). In der Gründungszeit der AG Frauenforschung in der DGfE in den 1980er Jahren drehte sich ebenfalls ein Teil der Auseinandersetzung um andere – mit heutigen Worten ‚sorgende‘ – pädagogische Beziehungsformen (DIPF/BBF/Archiv: DGFE F1). Mit *Care – Wer sorgt für wen?* fragten Vera Moser und Inga Pinhard dann in der sechsten Jahrbuchausgabe vor dem Hintergrund sich wandelnder Geschlechter- und Generationenverhältnisse zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach der Neuordnung der Sorgeverhältnisse wie auch den veränderten Bedingungen und der Verbindung von Sorge, Erziehung und Bildung (vgl. Moser/Pinhard 2010: 11). Ebenfalls beschäftigten sich Sektionstagungen und die Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung mit für Sorge relevanten Problemstellungen (vgl. Walgenbach/Stach 2015; Forster et al. 2020; Langer et al. 2022). Mit Blick auf die Analysen der Vergeschlechtlichung der Pädagogik wurde teilweise schon die Sorgedimension von Erziehung und Bildung sichtbar gemacht (Schmid 1993, Prengel 1993, Kleinau 1997, Moser/Rendtorff 1999, Rendtorff 2006, Andresen/Glaser 2009, Baar/Hartmann/Kampshoff 2019, Baader et al. 2021, Casale 2022). Diese Studien geben Hinweise darauf, inwiefern Sorge als eine erziehungs- und bildungshistorisch wie -theoretisch und zugleich feministisch relevante Kategorie herangezogen werden kann. Grundlegend dafür ist die Annahme generationaler Differenz, die mit der Angewiesenheit der Subjekte einhergeht. Historisch wurde dieser Umstand durch geschlechterhierarchisierende Sorge- und Familienmodelle sowie Erziehungs- und Bildungskonzepte reguliert.⁴ Die geschlechtlich konnotierte Trennung von Erziehung und Bildung, die wir noch im gegenwärtigen Bildungssystem wiederfinden können (z.B. in der Entwertung der Grundschule), belegt dies. In modernen Erziehungs-/Bildungstheorien wird Erziehung mit Bezogenheit auf andere sowie mit Mutterschaft und Sorge assoziiert, Bildung hingegen, verknüpft mit Vaterschaft, als das aufgefasst, was diese Bezogenheit hin zur Subjektbildung überschreitet (Rendtorff 2006, 2016). Übersehen wird dabei, dass Erziehung sehr wohl kulturbildende Elemente aufweist, nicht nur eine passive Anpassung an die gesellschaftlichen Anforderungen darstellt, sondern auch Voraussetzung für die Subjektbildung

4 Diese Modelle waren und sind zudem an eine im Zuge von Imperialismus, Industrialisierung und Nationalstaatenbildung entstandene kapitalistische und (kolonial-)westliche Ordnung gebunden, durch die immer wieder auch gewalttätige und ausbeutende Verhältnisse ideologisch durchgesetzt wurden (Davis 1972: 87f.; Crenshaw 1989: 155ff.).

und die Individuation in der Gesellschaft ist. Ebenso wird mit Bildung häufig ein Autonomieverständnis verbunden, das die eigene genealogische Angewiesenheit ausblendet, wogegen feministische Subjekttheorien aufbegehren (Windheuser 2024: 142ff.). Veränderte Familien- und Generationenverhältnisse im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert lassen aktuell auf transformierte Subjektstrukturen schließen und legen nahe, zu untersuchen, wie dies wiederum die Pädagogik verändert, bspw. durch die Infragestellung eines väterlichen Autoritätsanspruchs (Casale 2016; Soiland 2018) oder durch veränderte biologisch-medizinische Reproduktionsweisen (Kuster 2018, 2020). Zudem sind es aktuelle feministische und weitere geschlechterpolitische Utopien und Theorien, die insbesondere die geschlechtliche Ordnung von Pädagogik und Sorge anders zu denken auffordern (vgl. Haller/Schlender 2022; Owis 2024). Erziehungswissenschaftlich geht damit die Herausforderung einher, geschlechtertheoretische und -politische Analysen und Entwürfe hinsichtlich ihrer Relevanz und analytischen Aussagekraft für die Untersuchung von Erziehungs- und Bildungszusammenhängen zu prüfen. Darüber hinaus ist damit die Aufgabe verbunden, den Beitrag erziehungs- und bildungstheoretisch begründeter Perspektiven zum Verstehen des Zusammenhangs des Geschlechter- und Generationenverhältnisses in pädagogischen Sorgekonstellationen zu schärfen.

Diese Überlegungen deuten darauf hin, dass Sorge eine Schlüsselposition in der Analyse des Generationen- und Geschlechterverhältnisses einnehmen kann. Indem Sorge als theoretische wie analytische Kategorie in den Mittelpunkt gerückt wird, ließen sich utopische Entwürfe anderer Erziehungs- und Bildungsbegriffe wagen, in denen die menschliche Angewiesenheit konstitutiv gedacht ist und somit auch der Zusammenhang von Pädagogik und Geschlecht in anderer Weise begriffen wird.

Mit der Frage *Pädagogik als Sorge?* nimmt das vorliegende Jahrbuch diese Auseinandersetzung auf, wobei dezidiert nach dem strukturellen Zusammenhang und dem Verhältnis von Pädagogik und Sorge gefragt wird. Neben der „soziale[n], politische[n], philosophische[n] sowie identitätsbezogene[n] Dimension“ (Moser/Pinhard 2010: 11) von Sorge wird zugleich nach ihrer pädagogischen Seite gefragt. Damit geht ein Verständnis einher, das Sorge nicht allein als zu verteilende und organisierende Arbeit betrachtet, sondern in einem umfassenderen Sinne die mit ihr verbundene Angewiesenheit, d.h. ihre zwischenmenschliche und psychische Dimension (vgl. Hartmann 2020), in den Blick nimmt. Davon ausgehend hatten wir in unserem Aufruf zur Einreichung von Beiträgen gefragt: Was verbindet Pädagogik mit einem feministisch gewendeten Sorgeverständnis? Kann Pädagogik *gar als Sorge* gedacht werden? Was geschieht mit geschlechterpolitischen Einsätzen für eine anders gedachte und gesellschaftlich eingebettete Sorge, wenn ein pädagogisches Generationenverständnis verstärkt einbezogen wird?

Die bei uns eingegangenen Abstracts und die nun vorliegenden Beiträge loten einerseits eine Breite möglicher geschlechtertheoretisch reflektierter Verbindungen von Sorge und Pädagogik aus; andererseits überraschen die einreichungsbedingt entstandenen Schwerpunkte. So untersuchen insbesondere die qualitativ-empirisch ausgerichteten Artikel in weiten Teilen Sorge und Sorgearbeit im Kontext von (vornehmlich heterosexueller) Elternschaft. Dennoch berühren die grundlagentheoretisch und begrifflich orientierten und die gesellschaftstheoretisch und historisch verorteten Beiträge auch professionelle pädagogische Settings der Kindheitspädagogik und der Sozialen Arbeit. Ebenfalls wird der bisher in der Sorge-Debatte tendenziell vernachlässigte Bereich der Schule in den Blick genommen. Insofern der Zusammenhang von Pädagogik und Sorge mit dem Geschlechterverhältnis aus vielfältigen Perspektiven betrachtet wird, werden in verschiedenen Beiträgen auch Fragen nach der Bedeutung von Klassenverhältnissen, der Migrationsgesellschaft, des Generationenverhältnisses angesichts des Klimawandels und den Nachwirkungen kolonialer Gewalt diskutiert.

Wir haben die entsprechenden Akzentsetzungen im Schwerpunktteil *Pädagogik als Sorge?* des Jahrbuchs durch vier thematische Abschnitte strukturiert. Ergänzt wird der Schwerpunktteil durch eine zusätzliche Rubrik mit einem Gesprächsformat.

Im ersten Abschnitt *Zum Verhältnis von Pädagogik und Sorge* sind Beiträge versammelt, die grundlegend danach fragen, wie Sorge und Pädagogik verbunden sind und in welchem Verhältnis das zur Geschlechterordnung steht. Mit dem Beitrag *Das Fleisch des Pädagogischen. In Sorge um die Sorgenden* eröffnet Sabine Hattinger-Allende die Debatte. Angesichts der gegenwärtig immer häufiger zu hörenden Rufe nach mehr Männern (und weniger Mütterlichkeit) in Kitas befragt die Autorin das Verständnis von Mutterschaft in Konzepten frühkindlicher Pädagogik. Anhand der Schriften von Jacqueline Rose und Luce Irigaray diskutiert sie die bestehende gesellschaftliche Ambiguität bezüglich der Position der Mutter. Diese zeichne sich nicht nur durch Subjektivität aus, sondern werde auch als eine Sorgende idealisiert, die allgewährend und grenzenlos sei. Vor diesem Hintergrund fragt Hattinger-Allende im Hinblick auf frühkindliche Pädagogik „nach der Lust, dem Genießen und dem sinnlich-libidinösen Begehren“ der Mutter und Sorgenden.

Amancay Jenny und Theresa Lechner rücken in ihrem Beitrag *Die Beziehungsdimension in Sorgeverhältnissen. Erkundungen einer Pädagogik wider die Grausamkeit* die „affektiv-relationale Dimension“ zwischenmenschlicher Beziehungen und Sorgebeziehungen im Speziellen in den Mittelpunkt, wobei sie die „Relationalität als Kernelement der Pädagogik“ stark zu machen versuchen. Im Zusammendenken verschiedener philosophischer, anthropologischer und pädagogischer Theoretiker:innen, die auf das „Zwischen“ und die „Relationalität“ in menschlichen Beziehungen eingehen (u.a. Hannah Arendt, Mar-

tin Buber, Elisabeth Conradi, Rita Segato), ringen die Autorinnen um ein „interrelationales Verständnis“ pädagogischen Handelns und Denkens, das, so die damit verbundene Hoffnung, der Grausamkeit pädagogischer Beziehungen zu widerstehen vermag.

In *Sorge neu denken* diskutiert Barbara Rendtorff, wie Sorge zu einem zentralen Begriff der Erziehungswissenschaft erhoben werden kann. Anhand verschiedener sorge-theoretischer Konzepte, die die in Sorge eingelagerte Angewiesenheit und Bezogenheit ins Zentrum stellen, diskutiert sie die Struktur von Sorge. Hinsichtlich der im Mittelpunkt ihrer Ausführungen stehenden Frage, „warum wir für andere sorgen [sollten]?“, wägt sie sorge-theoretische Denkgestaltungen ab, arbeitet deren Verkürzung heraus, diskutiert sie im Hinblick auf Erziehung und Bildung und hält letztlich fest, dass Sorge nicht neu gedacht werden müsse, sondern sich die „Herausforderung“ stelle, diese im erziehungswissenschaftlichen Denken sichtbar zu machen „und dadurch dieses Denken selbst zu modifizieren“.

Auch Cornelia Dietrich setzt sich in ihrem Beitrag *Die Dimension der Sorge in Schule und Unterricht* mit der die Angewiesenheit und Bezogenheit betreffenden Struktur von Sorge auseinander. Anhand verschiedener philosophischer, sozialwissenschaftlicher und sozialpädagogischer Sorgeverständnisse und -begriffe stellt sie den bis dato kaum untersuchten Zusammenhang von Sorge und Schule ins Zentrum und erörtert, welcher Platz der Sorge „als grundlegende Dimension von Bildung, Erziehung und Unterricht“ in der Schule zukommt. Angesichts des Befunds, dass Sorgearbeit in der Schule zunehmend präsenter werde, zugleich jedoch „an die Peripherie des ‚Kerngeschäfts‘ der Schule“ gedrängt werde, plädiert Dietrich für umfassende Forschungen, die die schulspezifischen Sorgebedarfe und -Praktiken wie auch deren Marginalisierung, Entwertung und Vergeschlechtlichung weiter untersuchen.

Der Abschnitt schließt mit Barbara Thiessens Überlegungen zum *Umgang mit Angewiesenheit und Asymmetrien*, in dem *Beratung care-theoretisch weitergedacht* wird. Den Ausgangspunkt bildet der geschlechterkritische Gehalt von Care-Theorien für die Deutung des Verhältnisses von privater und verberuflichter Care-Arbeit. Dem sozialarbeiterisch relevanten Feld der Beratung wird durch den sorgetheoretischen Zugang eine Perspektive eröffnet, Autonomie (als Beratungsziel) im Bewusstsein um die menschliche Angewiesenheit zu denken.

Die drei Beiträge des folgenden Abschnitts vereint die Untersuchung von vergeschlechtlichten Sorgeverhältnissen vor dem Hintergrund ihrer *materiellen und geschichtlichen Bedingungen* im Kapitalismus und (Post-)Kolonialismus. Sie alle verbindet die Erkenntnis, dass diese ökonomischen und politischen Strukturen der Logik der menschlichen Angewiesenheit und der auf sie reagierenden Sorge(arbeit) entgegenlaufen.

Unter dem Titel *Erziehung, Sorge und weibliche Produktivität in der zweiten Frauenbewegung* reinterpretiert Katharina Lux den feministischen und auf materialistischen Theorien basierenden Deutungsrahmen ‚Weiblicher Produktivität‘ aus erziehungs- und bildungstheoretischer Perspektive. Durch eine entsprechende Lektüre des kulturtheoretischen Strangs der feministischen Debatten der 1970er und -80er Jahre – die nicht unmittelbar auf die Gegenwart übertragbar seien, aber andere Fragen und Denkrichtungen eröffnen könnten – lässt Lux die „verschwiegenen vergeschlechtlichten Voraussetzungen der gesellschaftlichen Vermittlung von Individuum und Gesellschaft durch Erziehung und Bildung“ thematisierbar werden. Utopiebildend könnten daran „Erziehung und Bildung auf eine mögliche andere Form der Subjektbildung [hin orientiert werden], in der Sorge als [unumgängliches] vergeschlechtlichtes Gattungsvermögen erscheint“.

Daran schließt der Beitrag *Verworfenene Erziehung* von Leonard Reichmann an, der die Abwertung und Feminisierung von Erziehung und pädagogischem Beruf aus der Perspektive der Wert-Abjektions-Theorie auslotet. Hervorgehoben wird die Besonderheit von Sorge- bzw. Erziehungstätigkeiten gegenüber herkömmlichen Produktionsverständnissen, wie sie sich hinsichtlich ihrer zeitlichen Logik, ihrem Verhältnis zu Konsum- und Zirkulationssphäre und in ihrer Beziehungsstruktur differenzieren lassen. Erziehung gehört nach dieser Analyse ebenso wie Weiblichkeit zum Verworfenen der geschichtlich veränderlichen und zugleich hartnäckigen ökonomischen Verhältnisse. Im Bewusstsein um die Begrenztheit der ökonomie-theoretischen Analyse fordert der Autor ähnlich wie Lux zuletzt eine Pädagogik, die über die Verhältnisse aufklärt und eine andere Subjektwerdung anstrebt.

Denise Bergold-Caldwell rückt mit ihrem Beitrag *Schwarzer Feminismus der Sorge: Versuch eines postkolonial informierten Sorgebegriffs* rassistische und postkoloniale Verhältnisse ins Zentrum erziehungswissenschaftlicher Care-Analysen, um darauf aufbauend einen Ausblick auf einen postkolonial informierten Sorgebegriff zu geben. Es sind demnach die Verschränkungen von kolonialen, kapitalistischen und geschlechtlichen Verhältnissen, die mit einer materiellen wie subjektideologischen Zurichtung der Sorge einhergehen bzw. diese hervorbringen. Die Autorin schlussfolgert, dass neben einer „Pädagogik der Sorge“, die eine geschlechtergerechte Aufgabenverteilung einfordert, auch eine „Sorge als ethische Haltung“ zu entwickeln ist, die eben jenen geschichtlich fortwirkenden Politiken einer „Produktion von ‚überflüssigen Menschen‘ [...] und Überausbeutungen“ im Sorgebereich entgegentreten kann.

Im dritten Abschnitt *Sorge um eine zukünftige Generation und Welt* wird in zwei Beiträgen Sorge im Verhältnis zum Generationenverhältnis anhand (noch) nicht realisierter Elternschaft bzw. vor dem Hintergrund empirischen Materials diskutiert, in dem eine zukünftige eigene Elternschaft oder der Verzicht darauf thematisiert wird.

Markus Kluge setzt sich in seinem Beitrag *Vorgeburtliche Sorgeverhältnisse – Kinder, Sorge und Geschlecht in Kinderwunschratgebern* anhand von Kinderwunschratgebern mit der Bedeutung von Geschlecht in Phasen ungewollter Kinderlosigkeit auseinander. Im Zentrum des Beitrags steht die Frage, inwiefern diese Ratgeberliteratur vergeschlechtlichte Vorstellungen von Sorge und Sorgebeziehungen sowie widersprüchliche Bilder von gewünschten Kindern vermittelt, die als „argumentative Angelpunkte“ für vergeschlechtlichte „Adressierungen der Leser:innenschaft zur Gestaltung von fürsorglichen Beziehungen“ fungieren.

Mit dem Beitrag *Sorge bildet. Subjektivierungs- und sorgetheoretische Erkundungen von Zukunftsentwürfen unter Bedingungen des Klimawandels* widmet sich Karen Geipel der Verschränkung von Generationen- und Geschlechterverhältnis im Kontext des Klimaaktivismus. Aus einer diskursanalytisch-performativen Perspektive auf Subjektivierung untersucht sie öffentlich zugängliche Selbstaussagen von Aktivist:innen hinsichtlich der Bedeutung von Sorge für ihre Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe. Der Topos eines (schmerzhaften) Verzichts auf Mutterschaft als Beitrag zu einem tragfähigen Umgang mit der Klimakrise wird von der Autorin als Verschiebung vergeschlechtlichter Sorge gedeutet, indem die Gleichsetzung von Frauen und Müttern aufgehoben wird.

Darauf folgt eine Rubrik außerhalb des Peer-Reviews, in der wir als Herausgeberinnen ein Gespräch mit Sebastian Winter zum Thema ‚*Konfliktuöse Gemengelage*‘: *Männlichkeitstheoretische Perspektiven auf das Verhältnis von Pädagogik und Sorge* geführt haben. Insofern die grundlagenorientierten Beiträge zu Beginn des Jahrbuchs stärker Ansätze feministischer Theoriebildung verfolgen und die Bedeutung von Mütterlichkeit durch Hattinger-Allende diskutiert wird, eröffnet das Gespräch einen Blick u.a. auf die Figur des Vaters aus sozialpsychologischer und psychoanalytischer Sicht.

Im Abschnitt Vater- und Mutterschaft im Zusammenspiel von Pädagogik und Sorge untersuchen zunächst Jelena Büchner und Johanna Pangritz in ihrem Text ‚*Ich finde mein Auftrag als Vater, ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht...*‘ – Neue Väter zwischen Sorgearbeit und Rassismus anhand von biographisch-narrativen Interviews die Verschränkung von Vaterschaft und race. In Berücksichtigung des von ihnen rassistisch kritisierten Konzepts *Caring Masculinities* stehen Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter und deren Involvierung in und ihre Übernahme von Sorgearbeit sowie die Ausgestaltung egalitärer familialer Sorgepraktiken im Zentrum des Beitrags.

Auch Imke Kollmer geht in ihrem Beitrag *Friktionen egalitärer Vaterschaft. Rekonstruktive Annäherungen zu den immanenten Spannungen der Neuordnung elterlicher Sorgeverhältnisse* der geschlechterhierarchischen Aufteilung in der frühkindlichen Sorgearbeit nach. Vor dem Hintergrund der

Strukturprobleme modernisierter Elternschaft untersucht sie anhand eines mittels der Objektiven Hermeneutik ausgewerteten Falls die Übernahme von Sorgearbeit eines Vaters, der entgegen gängiger Aufteilungsmuster von familialer Sorgearbeit zwei Jahre der Elternzeit übernimmt.

In *Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegemütter als Sorgende* gehen Daniela Reimer und Noëmi van Oordt der Frage nach, inwiefern die Übernahme von Sorgetätigkeiten für ein Pflegekind bestimmte Geschlechtervorstellungen und Erwartungen evoziert, die an Pflegemütter herangetragen werden, und wie diese wiederum mit diesen Vorstellungen und Erwartungen umgehen. Anhand von Gruppendiskussionen mit Fachkräften und Einzelinterviews mit Mitgliedern von Pflegefamilien zeigen sie, wie Pflegemütter in eine sogenannte ‚Genderfalle‘ tapen. Wenngleich sie über die Sorge für die Pflegekinder einen gewissen Gestaltungsspielraum gewinnen, geraten sie durch diese Sorgeverpflichtung zugleich in neue Abhängigkeitsverhältnisse.

Kaja Kesselhut untersucht in ihrem Beitrag *Das erste Lebensjahr als Jahr der Sorge. Zwischenergebnisse einer ethnografischen Pilotstudie zu frühester Kindheit*, wie heterosexuelle Elternpaare das erste Lebensjahr hinsichtlich der Verteilung von Sorgeverantwortung strukturieren. Ergänzend zu Erkenntnissen über die quantitative Geschlechterverteilung von Elternzeit wird fallbezogen die praktische Ausgestaltung des Sorge- bzw. Erziehungshandelns dargestellt. Insbesondere kann die Autorin herausstellen, wie Mütter (befeuert durch entsprechende Diskurse) „praktisch[] [die] weibliche Expertinnenschaft für die kindliche Entwicklung“ übernehmen.

Im offenen Teil gehen Tuba Acar Erdol und Hülya Yıldızlı unter dem Titel *Violence against Women and the Role of Teacher Education in Turkey* der Frage nach, welche Bedeutung einer Bildung von angehenden Lehrkräften hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses und ihrer Aufklärung über gegen Frauen gerichtete Gewalt in der Türkei zukommen kann. Angesichts des Rücktritts der Türkei von der Istanbul-Konvention 2021, der sehr hohen Femizidrate in der Türkei und der staatlicherseits gestoppten Veröffentlichung entsprechender Daten verorten die Autorinnen die Lehrkräftebildung als einen möglichen Faktor in dem notwendigen komplexen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozess, der dem entgegengesetzt wäre. Abschließend werden mögliche curriculare Konsequenzen diskutiert.

Das Jahrbuch schließt mit einem *Nachruf auf Isabell Diehm* von Sabine Andresen und Barbara Friebertshäuser, zwei Rezensionen – einer von Mai-Anh Boger zu Rita Casales *Einführung in die Bildungs- und Erziehungsphilosophie* (2022) und einer von Vivian Buchholz zu Marie Frühaufs *Das Begehren der Vielfalt. Diversity-Sensibilität in sozialpädagogischen Beziehungen* (2021) – und zwei Tagungsberichten – einem von Sina Kleinitzke über die Sektionstagung *Das unkaputtbare Patriarchat? Geschlechterhierarchie als*

Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung (2023, Paderborn) und einem von Alessa Heimburger und Eyleen Fenske über die Tagung *Pädagogik und Geschlecht als Gegenstand politischer Kämpfe* (2023, Flensburg).

In der Zusammenschau des Jahrbuchs tritt hervor, wie grundlegend Angewiesenheit im generationalen Verhältnis ist und wie die Umgangsweisen mit ihr das (wissenschaftliche, professionelle wie alltagsweltliche) pädagogische Denken, die darauf beruhenden Handlungsweisen und ihre institutionellen Arrangements strukturieren. Die geschichtlich gewordene vergeschlechtlichte Form von Erziehung und Bildung, in der ihre auf Angewiesenheit und Sorge bezogenen Anteile symbolisch weiblich kodiert und abgewehrt werden, scheint weiterhin eine Herausforderung für die Erziehungswissenschaft mit sich zu bringen.⁵

Das wurde nicht zuletzt auf der DGfE-Herbsttagung *Aufarbeitung des Umgangs mit sexualisierter Gewalt in der DGfE. Konsequenzen, Desiderata und Ausblicke* am 10. und 11. November 2023 in Erkner deutlich.⁶ Knapp zehn Jahre nach Beginn der öffentlichen Auseinandersetzung mit sexueller Gewalt in pädagogischen Institutionen war es insbesondere dem DGfE-Vorstandsmitglied Elke Kleinau zu verdanken, dass ein Arbeitskreis gegründet wurde, der sich der Verantwortung der DGfE widmet und auf dessen Bestreben hin eine erste unabhängige Aktenanalyse zur „Rolle [der DGfE] in der Aufarbeitung von Fällen sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche durch pädagogische Professionelle“ (Amesberger/Halbmayer 2022) in Auftrag gegeben wurde (vgl. Erziehungswissenschaft 63, 2021). Die Herbsttagung bot ein Forum, um über aus diesem Bericht hervorgehende Konsequenzen über die Gremien der DGfE hinaus zu diskutieren. Erwartbar und dennoch bemerkenswert war das gewandelte und stärker weiblich und mit jüngeren Kolleg:innen vertretene Publikum gegenüber sonstigen DGfE-Veranstaltungen angesichts des in besonderem Maße durch die Ausnutzung von Angewiesenheit und mit Verletzlichkeit behafteten Themas sexueller Gewalt. Die auf der Herbsttagung diskutierten strukturellen Bedingungen von sexueller Gewalt im Generationenverhältnis und ihrer Begünstigung verweisen auf die Bedeutung einer geschlechtertheoretischen und sorgeethischen Auseinandersetzung mit dem Generationenverhältnis in der Erziehungswissenschaft und ihren Organisationen.

Bestärkt wird damit nicht nur die Aufnahme von ‚Sorge‘ als Grundbegriff in das neue Kerncurriculum Erziehungswissenschaft, sondern auch von ‚Geschlecht‘. Durch die damit einhergehende Präsenz dieser Themen im Kern

5 S. weiterführend zur Bedeutung von Angewiesenheit auch Rendtorff 2023.

6 Vgl. die zur Manuskripterstellung noch in Vorbereitung befindliche Ausgabe der Erziehungswissenschaft 68, 2024; darin finden sich auch Beiträge der aktuellen Vorstandsmitglieder der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung zu der Tagung und der Verantwortung der DGfE im Kontext sexueller Gewalt in pädagogischen Zusammenhängen.

der Erziehungswissenschaft könnte der geschlechterhierarchisierenden Separierung von – rational betrachtet – Zusammengehörigem entgegengewirkt werden.⁷

Abschließend möchten wir als Herausgeberinnen des zwanzigsten Jahrbuchs den Initiatorinnen und namentlich den Herausgeberinnen der ersten Nummer des *Jahrbuchs Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft* (bis Bd. 1–14) / *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung* (ab Bd. 15) – Sabine Andresen, Rita Casale, Vera Moser und Barbara Rendtorff – herzlich danken. Ohne ihre Initiative wäre die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung um einiges ärmer. Wir wünschen dem Jahrbuch weitere – mindestens zwanzig – erkenntnisreiche Ausgaben und wünschen allen Leser:innen eine anregende Lektüre.

Literatur

- Amesberger, Helga/Halbmayr, Brigitte (2022): Die Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft und ihre Rolle in der Aufarbeitung von Fällen sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche durch pädagogische Professionelle. Endbericht. https://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Stellungnahmen/2023.06_Aufarbeitungsbericht_DGfE.pdf [Zugriff: 28.01.2024].
- Andresen, Sabine/Glaser, Edith (2009): Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Bd. 5. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Baader, Meike Sophia/Breitenbach, Eva/Rendtorff, Barbara (2021): *Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegung. Eine Bilanz*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Baar, Robert/Budde, Jürgen/Kampshoff, Marita/Messerschmidt, Astrid (2019): Von der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft zur erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. In: Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.): *Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität in pädagogischen Berufen*. *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung*. Bd. 15. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 11–16.

7 Diese Argumentation beruht auf einer Analogie zwischen der Trennung von Bildung und Erziehung bzw. auch pädagogischer Sorge und der gesellschaftlich-ökonomischen Sphärentrennung, wie sie von Regina Becker-Schmidt kritisiert wurde (vgl. Becker-Schmidt 2017a: 432; 2017b: 86). Demnach würden Frauen unter den bestehenden Bedingungen in die Position gedrängt, „das zusammenzuhalten, was durch die Geschlechtertrennung und die gesellschaftliche Dissoziation von Privatsphäre und Öffentlichkeit fragmentiert ist: weiblich und männlich konnotierte Praxisbereiche sowie personen- und sachbezogene Interessen“ (ebd., S. 83).

- Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.) (2019): *Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität in pädagogischen Berufen*. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung. Bd. 15. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Bhattacharya, Tithi (Hrsg.) (2017): *Social Reproduction Theory: Remapping Class, Re-centering Oppression*. London: Pluto Press.
- Becker-Schmidt, Regina (2017a): *Abstraktionsprozesse in der kapitalistischen Ökonomie – Ausblendungen in der Selbstrepräsentation von Männlichkeit*. Theoretische Dunkelfelder in der Kritik herrschender Care-Ökonomie [2014]. In: Dies.: *Pendelbewegungen – Annäherungen an eine feministische Gesellschafts- und Subjekttheorie*. Aufsätze aus den Jahren 1991 bis 2015. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 423–448.
- Becker-Schmidt, Regina (2017b): *Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbssphäre [2004]*. In: Dies.: *Pendelbewegungen – Annäherungen an eine feministische Gesellschafts- und Subjekttheorie*. Aufsätze aus den Jahren 1991 bis 2015. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 77–90.
- Beobachtungsstelle für gesellschaftspolitische Entwicklungen in Europa (2023): *Equal Care. Wie die EU eine geschlechtergerechte Aufteilung von Sorgearbeit fördert*. Dossier 2/2023. <https://www.beobachtungsstelle-gesellschaftspolitik.de/#> [Zugriff: 25.01.2024].
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Juli 1976. Berlin: Courage Verlag, S. 118–199.
- Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera (Hrsg.) (2005): *Geschlechterforschung in der Kritik*. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Bd. 1. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Casale, Rita (2016): *Krise der Repräsentation: Zur Sittlichkeit des Staates und Autorität des Vaters*. In: Casale, Rita/Koller, Hans-Christoph/Ricken, Norbert (Hrsg.): *Das Pädagogische und das Politische*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 207–224.
- Casale, Rita (2022): *Einführung in die Erziehungs- und Bildungsphilosophie*. Paderborn: Brill Schöningh.
- Crenshaw, Kimberle (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum* 1989, 1., S. 139–167.
- Davis, Angela (1972): *Reflections on the Black Woman's Role in the Community of Slaves*. In: *The Massachusetts Review* 13, 1/2, S. 81–100.
- Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels/Beiler, Franke/Sanders, Olaf (Hrsg.) (2020): *Anthropologien der Sorge im Pädagogischen*. Weinheim/Basel: Beltz.
- DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation, BBF | Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung – Archiv: *Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft – Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. DGFE F.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e.V. (Hrsg.) (1978): *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte*. Beiträge der 2. Sommeruniversität für Frauen, Oktober 1977. Berlin: Selbstverlag.

- Erziehungswissenschaft. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Heft 63, Jg. 32/2021: Disziplinäre Verstrickungen und disziplinäre Verantwortung. Hrsg. von Elke Kleinau und Edith Glaser.
- Federici, Silvia (2020): *Revolution at Point Zero: Housework, Reproduction, and Feminist Struggle*. Erw. Ausgabe. Oakland: PM Press.
- Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah (2020): *Geschlechter denken. Theoretische Erkundungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Fraser, Nancy (2013): *Fortunes of Feminism: From State-Managed Capitalism to Neoliberal Crisis*. London: Verso Books.
- Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prenzel, Annedore (Hrsg.) (2004): *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.) (2011): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Opladen: Budrich.
- Hartmann, Anna (2020): *Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kleinau, Elke (1997): *Bildung und Geschlecht. Sozialgeschichte des höheren Mädchenschulwesens vom Vormärz bis zum Dritten Reich*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Kuster, Friederike (2018): *Reproduktionstechnologien, Verwandtschaft und postödiipale Ordnung*. In: Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit (Hrsg.): *Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis*. Wiesbaden: VS, S. 97–104.
- Kuster, Friederike (2020): *Erinnern, wiederholen und durcharbeiten. Oder wir können das, was wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen*. In: Kuster, Friederike/Forster, Edgar/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah: *Geschlechter denken. Theoretische Erkundungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 14–53.
- Langer, Antje/Mahs, Claudia/Thon, Christine/Windheuser, Jeannette (Hrsg.) (2022): *Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie. Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten*. Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE). Bd. 9. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Macha, Hildegard (2005): *Grußwort*. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera (Hrsg.) (2005): *Geschlechterforschung in der Kritik. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Bd. 1. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 7–8.
- Moser, Vera/Pinhard, Inga (2010): *Editorial*. In: Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.): *Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Bd. 6. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 11–14.
- Moser, Vera/Rendtorff, Barbara (1999): *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Owis, Bishop (2024): *Towards a Queer and Trans Ethic of Care in Education Beyond the Limitations of White, Cisheteropatriarchal, Colonial Care*. London: Routledge.
- Prenzel, Annedore (1993): *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich.
- Rendtorff, Barbara (2016): *Strukturelle Aspekte bildungstheoretischer Diskurse zu Geschlecht*. In: Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Kleinau, Elke (Hrsg.): *Bildung – Geschlecht – Gesellschaft*. Weinheim: Beltz 2016, S. 59–65.

- Rendtorff, Barbara (2006): *Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Rendtorff, Barbara (2023): *Sorge und Angewiesenheit.* In: Baader, Meike Sophia/Hofarth, Britta/Rendtorff, Barbara/Thon, Christine (Hrsg.): *Erziehung und Bildung: geschlechtertheoretische Positionierungen.* Weinheim/Basel: Beltz, S. 84–98.
- Schmid, Pia (1993): *Der Beitrag der Pädagogik bei der Durchsetzung der bürgerlichen Geschlechtertheorie 1760 bis 1830.* Unveröffentlichte Habilitationsschrift Universität-Gesamthochschule Siegen.
- Soiland, Tove (2017): *Die Warenförmigkeit von Care: Ein Emanzipationsangebot? Oder: Vom heimlichen Charme der Betriebsökonomie.* *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 37, 145, S. 13–29.
- Soiland, Tove (2018): *Der Umsturz des Ödipalen. Ein feministisches Dilemma.* In: Busch, Charlotte/Dobben, Britta/Rudel, Max/Uhlig, Tom David (Hrsg.): *Der Riss durchs Geschlecht. Feministische Beiträge zur Psychoanalyse.* Gießen: Psychosozial, S. 95–116.
- Verein 3. Sommeruniversität für Frauen 1978 e.V. (Hrsg.) (1979): *Frauen und Mütter. Beiträge zur 3. Sommeruniversität von und für Frauen – 1978.* Berlin: Basis Verlag.
- Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hrsg.): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft.* Bd. 11. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich
- Windheuser, Jeannette (2024): *Generation und Geschlecht. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Lektüre.* in: Weiß, G./Rieger-Ladich, M./Brinkmann, M. (Hrsg.): *Generation und Weitergabe. Erziehung und Bildung zwischen Erbe und Zukunft.* Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 136–154.

*Schwerpunkt:
Pädagogik als Sorge?*

*Zum Verhältnis
von Pädagogik und Sorge*

Sabine Hattinger-Allende

Das Fleisch des Pädagogischen. In Sorge um die Sorgenden

“We have yet to see the mother as anything other than dead matter for the process.”
(Juliet Flower MacCannell 1999: 163)

*“What I want of [my daughters] I never understood,
I don’t know even now.”*
(Leda in *The Lost daughter*, Elena Ferrante 2008: 12)

Sorge erregt Angst. Im Sprechen über Sorge schwingt beständig die Furcht um ihre Verfügbarkeit und Qualität mit. Es scheint immer entweder zu viel oder zu wenig der sorgenden Zuwendung bereitgestellt zu werden. Assoziiert wird Sorge sowohl mit dem Empfinden zärtlicher Nähe als auch mit vereinnahmender Übergriffigkeit und unerträglicher Schuld. In Verbindung steht Sorge mit ursprünglicher Angewiesenheit, Leiblichkeit und der Verletzungsoffenheit alles Lebendigen: Anteile des Menschlichen, die stets Veränderten zugewiesen werden. Selten bis gar nicht kommt Sorge als Kulturleistung, Hervorbringung des Neuen oder gar leidenschaftliche Kreation in den Blick. Im Gegensatz zu Bildung und Erziehung, die Führung und Formung des Neuen für sich beanspruchen, verbleibt die Sorge in den Dienst am leiblich-affektiven Bedürfnis gestellt (vgl. Rendtorff 2006: 145; Mierendorff 2014: 261; Baader/Breitenbach/Rendtorff 2021: 120).

Während die Verantwortung für die Sorge um die menschliche Bedürftigkeit noch vor wenigen Jahrzehnten klar einem Geschlecht zugewiesen wurde, erscheint der Ruf nach der aufopferungsvollen Mutter gegenwärtig weniger als wirkungsvolle Anrufung, denn als nostalgische Sehnsucht nach einer untergegangenen Welt (vgl. Baader 2020). Vergeschlechtlichte Sorgeverhältnisse verflüchtigen sich scheinbar hinter der Pluralisierung von Beziehungsmodellen und Identitätsangeboten. Werden allerdings ökonomische Phänomene als Symptome grundlegender gesellschaftlicher Strukturen ernst genommen, so

muss gerade im Hinblick auf Sorgeverhältnisse von einer Persistenz der Geschlechterordnung ausgegangen werden (vgl. International Labour Organization 2018). Tove Soiland (2022) spricht in ihrer Analyse von einer neopatriarchalen Hegemonie, die sich durch ein komplexes „Ineingreifen einer Feminisierung der Lasten bei gleichzeitiger De-Thematisierung von Geschlecht“ (ebd.: 129) auszeichnet. Während sich mit der verstärkten Kommodifizierung pflegerischer Tätigkeiten alles verändert und weitgehende Rationalisierungsmaßnahmen in gewisser Weise zu einer „Entsorgung der Sorge-Beziehung“ (Hartmann 2020: 173) führen, bleibt der Dienst am nackten Leben schlecht bezahlte Profession und unbezahlte Privatarbeit. Kaum überraschend verteilen sich diese Zuständigkeiten für das Lebendige immer wieder neu entlang gebahnter Wege kolonialer Klassenverhältnisse (vgl. McClintock 1995: 75–131; Austin/Edwards/Whitebook 2019).

Die Reproduktion des Selben in dieser Neuordnung der Sorgearrangements zeigt sich beispielhaft in den Kindergärten. Als Fortführung der Abwertung vergeschlechtlichter Sorge entblößt sich die scheinbare Aufwertung der Elementarpädagogik ganz besonders deutlich in dem Ruf nach mehr Männern im Kindergarten. Der „Garten der Frauen“ (Rohrmann/Thoma 1998: 43) sei „lieb und nett“ (Aigner/Rohrmann 2012: 430), doch „weiblich geprägte kulturelle Muster erschweren den Prozess der Professionalisierung“ (Rohrmann 2009: 51) und würden auch die Männer aus der frühkindlichen Pädagogik verstoßen. Relativ unspezifisch bleibt in diesen Interventionen, welche Praktiken die Dominanz der Frauen in den Kindergärten so problematisch erscheinen lassen. Erwähnt wird eine zu starke Nähe der Pädagogin zur Mutter und der „heimeligen“ (Rohrmann 2009: 51) Gestaltung der Räume zum Ort des Zuhauses. Gewisse Signale, Verhaltensweisen und Formen der Kommunikation würden eine „Air of Care“ (Wohlgemuth 2012: 391) produzieren, in der es männlichen Pädagogen schwerfalle, mit den jungen Kindern zu arbeiten. Dabei wären Männer bitter nötig in den Kindergärten, da Kinder sich mit ihnen „selbst anders entdecken und lösen lernen aus der behütenden Fürsorglichkeit von Müttern und ihren Vertreterinnen“ (Verlinden 2011: 3). Lotte Rose und Friederike Stibane (2013) zeigen in ihrer Analyse dieses Diskurses, wie die Figur des männlichen Pädagogen als Erlöser entworfen wird, der Kinder „von der entwicklungsverhindernden Praxis der mütterlichen Sorge befreit“ (ebd.: 10).

Dieser Ruf nach dem ödipalen Vater mutet in seiner offenen Abqualifizierung alles Weiblichen fast archaisch an – wie eine Postkarte aus der Vergangenheit, in der die Mutter noch ohne Umwege an ihren Platz verwiesen werden konnte. Bei genauerer Betrachtung gegenwärtiger Sorgearrangements verdeutlicht sich allerdings schnell, dass die institutionell abgesicherte Entmachtung der Sorgenden gerade auch ohne Rückgriffe auf diese alten Geschlechterdiskurse fortgeführt, wenn nicht sogar ausgebaut wird (vgl. Hartmann 2020: 195–198). Prozesse der Ökonomisierung (vgl. Mierendorff 2019: 154–159), Medikalisation (vgl. Tervooren 2010: 269; Liebsch 2020: 671) und Technisierung

(vgl. Liebsch 2021: 2f) der Sorge um Kinder sprechen unterschiedliche Sprachen der diskursiven Reorganisation der Generationenordnung, scheinen aber alle damit beschäftigt zu sein, ein gewisses Unbehagen mit dem Mütterlich-Weiblichen in den Griff bekommen zu wollen: „ECEC has commonly advocated for masculinization and neoliberal ideals such as standardization [...] – goals that reify both essentialist gender ideology and feminine inferiority.“ (Davies/Hoskin 2021: 113)

Hinter der neuen Wertschätzung frühkindlicher Bildung verbirgt sich nicht nur ein „an Optimierung und Verwertung orientierte[r] Zugriff aufs Kind“ (Kunert 2018), sondern persistiert gleichzeitig die alte Teilung zwischen der anerkannten Arbeit an der Formung des Geistes und dem entwerteten Dienst am lebendigen Leib. Statt einer substanziellen Verbesserung der Rahmenbedingungen und Entlohnung erleben die Fachkräfte verstärkte Regulierung und Überwachung ihrer pädagogischen Arbeit (vgl. Sloan 2022). Inszeniert wird diese vorgebliche Aufwertung der Elementarpädagogik, die bislang kaum reale Verbesserungen mit sich gebracht hat, weitgehend als ein endgültiger Abschied von der Tradition der geistigen Mütterlichkeit.

Ohne den Geist dieser alles gewährenden Mutter wieder rufen zu wollen, scheint eine erneute Auseinandersetzung mit ihr unumgänglich, um den Verhältnissen verstehend gegenüberreten zu können. Die gegenwärtige politische Ökonomie der frühpädagogischen Sorgeverhältnisse zeigt, dass jahrzehntelange Reformbemühungen an der Rigidität der zugrunde liegenden Strukturen gescheitert sind (vgl. Whitebook/Howes/Phillips 2014: 13–23). Selbst die professionalisierte Fachkraft – deren pädagogische Arbeit über standardisierte Diagnoseverfahren und zertifizierte Bildungsangebote weitgehend angeleitet ist und zu messbaren Ergebnissen führen soll (vgl. Moss 2006: 35) – bleibt nicht unberührt von dem langen Schatten der mütterlichen Funktion. Unbeeindruckt von all den Bemühungen um die Distanzierung vom Mütterlichen überdauert die Forderung nach Aufopferung alle Re-Konzeptualisierungen des Berufs der Kindergärtnerin – wenn nicht explizit, dann in Strukturen gegossen: hohe Belastung, wenig Anerkennung und niedrige Vergütung (vgl. Viernickel/Voss/Mauz 2017: 147, 191).

Dieser Beitrag kreist um den Verdacht, dass eine wirkliche Wandlung der vergeschlechtlichten Generationenordnung nur in der Begegnung mit dieser allgewährenden Mutter möglich sein wird, die Sorgende und Umsorgte immer wieder heimsucht. In den folgenden Seiten beschäftige ich mich mit Natalität, der leiblich-affektiven Dimension des Pädagogischen und gesellschaftlichen Fantasien, die Sorgende und Kinder umschlingen. Den Text webte ich mittels der Verknüpfung feministischer Geschichten der Sorge, die durch die wiederholte Rückkehr zu den Schriften von Jacqueline Rose und Luce Irigaray gebunden werden: zweier Denkerinnen, die sich weit in die Abgründe des modernen Subjekts und seiner Kultur vorwagen.

1 *Subject-matter*: Die Sorge um das nackte Leben

*“I would like to narrate in a meaningful way how a woman approaches,
Through the requirements of caring for someone, through love,
the repulsiveness of the flesh, those areas where the mediation of the world
becomes weak.”*

(Elena Ferrante 2016: 222)

Eine wesentliche Dimension von Sorge ist ihr intimes Verhältnis zur Leiblichkeit und Natalität des Menschen. Geschlecht markiert nach wie vor die Stelle, an der die Angewiesenheit des Subjekts zum Verschwinden gebracht wird, und wirkt sich „als Verhältnis zur Materialität“ (Windheuser 2018: 176) auch formgebend auf die Beziehung zwischen den Generationen aus. Historisch richtete sich die Pädagogik stets an der Sterblichkeit des menschlichen Körpers aus und nicht an seiner Gebürtigkeit. Wenn sich die Pädagogik auf die Natalität des Menschen einließ, so wurde diese oft auf den Akt der Zeugung als Moment der Hervorbringung des Neuen reduziert: „insofern ist sie nicht an Natalität, sondern an Fertilität bzw. Fertilisation interessiert“ (Zirfas 2014: 330). Selbst wenn Pädagogik sich an der Gebürtigkeit ausrichtet, so setzt sie die Erziehung „als zweite, wahre Geburt“ (ebd.: 332) und lässt auch damit die ursprüngliche Angewiesenheit auf den Körper der ersten Anderen unbedacht. Ein naheliegender erster Schritt in der Ergründung des Unbehagens mit vergeschlechtlichter Sorge liegt somit in der Analyse des gesellschaftlichen Verhältnisses zum mütterlichen Körper.

Während die Geworfenheit des Subjekts in die symbolische Ordnung in sozialwissenschaftlichen Analysen in all ihren Facetten beleuchtet wird, scheint die Gebürtigkeit des Subjekts nur wenig Aufmerksamkeit zu finden. Gerade auch das breit rezipierte Konzept der ideologischen Anrufung, wie es Louis Althusser (1977) im Anschluss an Jacques Lacan entwickelt hat, beherzigt Lacans Analysen nur da, wo er sich auf das Symbolische bezieht, und lässt das Wirken des Realen, das eigentlich im Zentrum psychoanalytischen Interesses steht, völlig außer Acht. Sinnvoll ist es deshalb, Lacans Analysen noch einmal mit Luce Irigaray durchzuarbeiten, um Natalität, ursprüngliche Abhängigkeit und damit auch die generationale Ordnung in den Blick zu rücken.

In ihrer Durchquerung des psychoanalytischen Diskurses bezweifelt Irigaray (1989) die kanonisierte Setzung, dass der Eintritt in die symbolische Ordnung mit der Trennung von der Mutter in eins fällt: „Die soziale Ordnung, unsere Kultur und selbst die Psychoanalyse wollen es so: Die Mutter muß verboten bleiben, ausgeschlossen. Der Vater verbietet das Körper-an-Körper-Sein mit der Mutter. Ich hätte Lust hinzuzufügen: Wenn es wenigstens so wäre!“ (ebd.: 34f.) Irigaray unterstellt Lacan, in der Sprache zu schnell die Lösung der

rätselhaften ersten Verbundenheit mit dem mütterlichen Körper erkannt zu haben. Umgekehrt führe die Substitution der Mutter durch die Sprache gerade dazu, dass dieses erste Band nie ergründet und bearbeitet werden könne. Statt ihre Unverfügbarkeit auf sich zu nehmen, würde das Subjekt der ersten Anderen mit dem Eintritt in die symbolische Ordnung nie begegnet sein. Statt mit ihr zu sprechen, hätte er diese „umfassende, verschwenderische, erschöpfende Präsenz“ (ebd.: 60) des Mütterlichen ins Dunkel des Realen gestoßen: „Dem Vergessen der Narbe des Nabels entspricht ein Loch in der Struktur, dem Netz der Sprache“ (ebd.: 38).

Tove Soiland (2010) schließt sich dieser Interpretation an und stellt eine Frage, die zuerst banal anmutet: „Wer verlässt hier wen?“ (ebd.: 296). Obwohl die psychoanalytische Narration der Subjektwerdung mit der Abwendung der Mutter beginnt, kehrt sich dieses Drama im weiteren Verlauf der Erzählung scheinbar um: Subjektivierung wird als Hinwendung des von nun an gespaltenen Subjekts zum Symbolischen vorgestellt. Ganz so wie im klassischen Kinderlied vom kleinen Hänschen ist es in dieser adaptierten Version der ersten Verlusterfahrung dann doch das Kind, das seine Mutter verlässt, um in die weite Welt zu gehen. Auch Soiland hinterfragt an dieser Stelle, ob diese Trennung von der Mutter, die als erste Kulturleistung des Kindes inszeniert wird, jemals stattgefunden habe:

„In Lacans Beschreibung scheint die Sprache in die Rolle zu gelangen, das Kind glauben zu machen, dass es es sei, das weggehe. Oder dass dieser Unterschied zumindest unwesentlich sei. Aber handelt es sich dabei tatsächlich um das Aufsichnehmen eines Verlustes, wie Lacan schreibt? Oder nicht viel eher um dessen Ignorierung?“ (ebd.: 296)

Lacan geht den Feministinnen in seiner Analyse des gesellschaftlichen Unbewussten nicht weit genug, da er die Geschlechterverhältnisse, die sich darin abbilden, nur bis zu einem gewissen Punkt dekonstruiert. Im Wesentlichen geht es um die Frage, ob die Sprache die Abwesenheit der Mutter ersetzt oder deren Abwesenheit anerkennt. Dieser „Streit um ein Nichts“ (ebd.: 242) hat für die gesellschaftliche Organisation von Sorge eine große Bedeutung. Irigaray geht davon aus, dass es diese fehlende gesellschaftliche Durchsetzung ihrer Unverfügbarkeit ist, die die Mutter dort festzurrt, wo ihre Abwesenheit – als Ausdruck ihres eigenen Begehrens – negiert wird. Denn nur durch die heimliche Präsenz der Mutter, die unter seinem Diskurs fortbesteht, kann sich das Subjekt als autonom erleben, ohne diese Autonomie auch tatsächlich auf sich nehmen zu müssen. Das Subjekt lässt seine erste Wohnstätte als unvermittelte Leiblichkeit zurück und imaginiert seinen Ursprung im Symbolischen, in der sie nur noch in Form von diskursiv produzierter Mater-Materie auftaucht, die seine Ordnung durchlöchert. Der Körper der Mutter wird in dieser Kultivierung menschlicher Gebärtigkeit zu unvermitteltem Fleisch, das in Stücke gerissen als *warme Brust* Verlangen stillt und als *bezahnte Vagina* Horror auslöst:

„Die Geschichte hat aus ihm ein Ungeschiedenes gemacht, indem sie vom Subjekt der Mutter abstrahiert; indem sie von der Gabe das Subjekt der Mutter subtrahiert. Der Rest, der dabei bleibt, ist in der Tat undifferenziert. Ja, er wäre nicht nur als das Undifferenzierte imaginiert, sondern in der Folge ginge von ihm tatsächlich die Bedrohung einer Entdifferenzierung aus. Diese Bedrohung, die vereinnahmende Mutter, wäre bis zu einem gewissen Grad sogar real: Das Fehlen einer symbolischen Vermittlung zu diesem ‚Ort‘ macht aus ihm das Loch im Realen. [...] Insofern die Sprache diese Bereitstellung nur zu ersetzen und nicht zu denken vermag, erscheint die Mutter dem Kind gegenüber tatsächlich unendlich gewährend und damit bedrohlich.“ (ebd.: 290)

Anders als die Vorstellung einer leiblichen Unmittelbarkeit liegt der Körper – jenseits jeglicher direkten Verfügbarkeit – als Ausgeschiedenes am Boden der modernen Zivilisation. Materie ist in dieser symbolischen Ordnung weniger als Vorgängiges gesetzt denn als Verworfenes: ein Abfallprodukt, das beständig ausgestoßen werden muss, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Als Abjektion fasst Julia Kristeva (1984) diesen ritualisierten Vorgang des Ausstoßens, der insbesondere den Körper der Mutter betrifft, aber die menschliche Leiblichkeit insgesamt mit sich reißt: „It is something rejected from which one does not part [...]. Imaginary uncanniness and real threat, it beckons to us and ends up engulfing us. It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection but what disturbs identity, system, order.“ (ebd.: 4) Der Wunsch nach einer definitiven Tilgung, der die Abjektion antreibt, bleibt unerfüllt, weil dieses Un-aushaltbare immer wieder durch den funktionierenden Diskurs hervorgebracht wird: „subject-matter: a peculiar and often unnerving materiality, a seemingly formless or informe remainder of processes of subject-formation“ (Santner 2016: 23). Höchstselbst erschafft das Subjekt die Geister, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, „insisting – beyond reason – as a quasi-discursive and quasi-somatic pressure in the souls of modern citizen-subjects“ (ebd.).

Wenn Sorge als das Stillen von leiblich-affektiven Bedürfnissen gesetzt ist, so stellt sich die Frage, was dies in einer Kultur bedeuten kann, die ihre Leiblichkeit gewaltvoll zurückweist. Sorgende können gar nicht anders, als von der ausgestoßenen Subjekt-Materie berührt zu werden – von ihren eigenen Körpern und den Körpern der anderen. Folgt man diesen Ausführungen über das zerstückelte Fleisch der Mutter, die „als verschlingender Mund phantasiert, als Kloake oder als anales und urethrales Sammelbecken, als phallische Bedrohung oder bestenfalls als Stätte der Fortpflanzung“ (Irigaray 1989: 39) vorgestellt wird, so kann die Romantisierung einer Kindheit in ihrem Schoße nur als böser Scherz aufstoßen. Und doch ist es die Mutter, die das pädagogische Projekt des Kindergartens inspiriert.

Friedrich Fröbel imaginiert das Mütterliche allerdings gerade umgekehrt als Verkörperung der Einheit in einer von Zerrissenheit geprägten Welt (vgl. Baader 1996: 232). Er deutet die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit als Ausdruck eines Verlusts des Göttlichen: „Gott und Natur verloren habend, suchen wir bei Menschenklugheit und Menschenwitz Rat; wir bauen Kartenhäuser; aber das Handeln der Naturmutter findet darin kein Plätzchen, göttliches

Wirken keinen Raum.“ (Fröbel 1826: 80) Der Mensch müsse sich wieder als Kind Gottes erkennen: „das in Gott und aus Gott Geborensein, das ursprünglich Einsgewesensein desselben mit Gott“ (ebd.: 168). Die Menschenerziehung solle sich um die „Pflege seines ursprünglichen göttlichen Wesens“ (ebd.: 23) bemühen, und „wie bei und von der Maria [...] schon in seiner Unsichtbarkeit, noch im Mutterschoße beachtet und gepflegt werden“ (ebd.: 23f). Den Müttern und Kindergärtnerinnen hält Fröbel „die Madonnendarstellungen von Raphael vor die Augen – aus ihnen würde die vollendete, bewußte Weiblichkeit sprechen“ (Baader 1996: 243).

Der Traum von einem paradiesischen Garten der Kinder, über den die Gottesmutter ihre schützenden Arme ausbreitet, verweist auf theologische Diskurse über die Verstoßung aus dem Garten Eden: Der verführerischen Eva wird in der christlichen Tradition die Jungfrau Maria entgegengestellt, die als „Ausnahmegestalt“ (Opitz-Belakhal 2017: 21) unter den Frauen inszeniert wird. Irigaray (1991a) erkennt in der Jungfrau Maria eine Fixierung weiblichen Werdens in der Mutter, der das Fleischliche aufgebürdet und ein eigenes Genießen verwehrt wird: „*Mediatrice between Word and flesh, [...] Receptacle that, faithfully, welcomes and reproduces only the will of the Father*“ (ebd.: 166). Es scheint, als wäre die Jungfrau-Mutter des Gottessohns mit der Mission betraut worden, den Schlund des Mutterleibs einzufrieden. In dieser Ambiguität stellt sich die Madonna mit ihrem Kind – das Ideal der frühen Kindergartenpädagogik – als ein Vexierbild dar: Aus der Nähe betrachtet, offenbart sich die himmlische Einheit als Giftmülldeponie.

2 Utopische Alpträume der Kindheit

*„Darum, wie tot ist hier alles, wie kalt, höchstens wie schreiend und lärmend!
– Aber ist denn die Mutter nicht hier?!“
(Friedrich Fröbel 1826: 80)*

Jacqueline Rose (2018) sieht in der Mutter den Ort in der westlichen Kultur, „where we lodge, or rather bury, the reality of our own conflicts, of what it means to be fully human“ (ebd.: 1). Sie ist es, die für all das Unbehagen in der Welt zur Verantwortung gezogen wird, „for everything that is wrong with the world, which it becomes her task – unrealisable, of course – of mothers to repair“ (ebd.: 1). Die unerträglichste Forderung an die Sorgenden, so Rose, sei nicht der Vergleich ihres Dienstes am Lebendigen mit den Trugbildern einer zuckersüßen Mutterliebe, sondern die Erwartung, sie könnte mit ihrer Liebe die Angst der Welt zum Verschwinden zu bringen (ebd.: 188). Der Ruf nach der allgewährenden Mutter verwandelt sich meist dann in schrilles Geschrei,

wenn die Gewalt der Moderne einen neuen Höhepunkt erreicht hat: „Yet again we see how, when the world turns ugly, when it cannot bear to confront its own cruelty, the punishing of mothers darkens and intensifies.“ (ebd.)

Nicht ohne Grund schlang sich die Ideologie des mütterlichen Engels während und nach den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts besonders eng um die Frauen. Als „heilige Dreieinigkeit der ‚guten‘ Frau“ (Theweleit 2005: 103f.) bezeichnet Klaus Theweleit in seiner Aufarbeitung faschistischer Männerfantasien die Mutter, Krankenschwester und hochwohlgeborene Frau: „Sie kastriert nicht, sondern schützt. Sie hat keinen Penis, aber auch sonst kein Geschlecht“ (ebd.: 104), „[s]ie ist toter Körper, ohne Ansprüche, ohne Sexualität“ (ebd.: 142). Er interpretiert das Wirken des soldatischen Mannes als „Verwandlung von Lebendigem in Totes, der Abbau von Leben“ (ebd.: 221): „Die Gefahr ist die Lebendigkeit selbst“ (ebd.: 224). Der Faschismus habe dem Subjekt eine Panzerung angeboten – als Schutz vor dem Weiblichen und unaushaltbarer Materie: „Schlamm, Schleim, Brei – am eigenen Leib, an den Rändern, wo der Mann weich zu werden droht. [...] Lieber will er sterben, als mit etwas weichem Feuchtem in Berührung zu kommen.“ (ebd.: 418, 410)

Berührungsängste mit dem Körper der Mutter scheinen die romantische Bewegung, die den Pädagogen Friedrich Fröbel inspirierte, nicht im Griff zu halten. Umgekehrt findet sich in romantischer Literatur eine Überhöhung ihres Bluts, ihrer Milch und ihrer Tränen. Dem Kind, das sich an der Mutterbrust nährt, wird eine besondere Stellung gegeben, steht es doch für die Einverleibung weiblicher Sensibilität: der Quelle romantischen Schaffens (vgl. Richardson 1988: 15). Es verwundert so auch nicht, dass der junge Student Friedrich Fröbel von einem seiner Biographen als ein sich an Ideen stillendes Kind portraitiert wird: „an infant as it were, a very suckling on the breast of the Time-Spirit (editor: *Zeitgeist [Herv. i. O.]*)“ (Snider 2013: 16). Das Verhältnis zum Weiblichen etabliert sich in dieser Tradition weniger als eine Bewegung des Abstoßens denn der Inkorporierung: „The Romantic tradition did not simply objectify woman. It also subjected them, in a dual sense, portraying woman as subject in order to appropriate the feminine for male subjectivity.“ (Richardson 1988: 22)

Meike Sophia Baader (1996) deutet den Griff der Romantiker nach der maddonnengleichen Mutter als Idealisierung und Infantilisierung des Weiblichen. Mutter und Kind, denen eine wesenhafte Ähnlichkeit zugeschrieben wird, fungieren in der romantischen Ideenwelt als Verheißung des Himmlischen auf Erden. Von der Nähe zum Kind erhofft sich Fröbel eine Annäherung an das verlorene Paradies: „durch den pädagogischen Umgang mit dem Kind verjünge sich der Erwachsene, und durch die Pflege der Einheit im Kinde entstehe der ‚neue Mensch‘“ (ebd.: 250). Um dieser romantischen Idealisierung des Kindes weiter nachzuspüren, ist es sinnvoll, noch einmal dorthin zu gehen, wo zuvor von der undifferenzierten Gebärmutter die Rede war. Luce Irigaray (1991b)

schreibt, dass die Negation der mütterlichen Subjektivität nicht gänzlich gelinge: „Keines der Geschlechter kann das andere vollständig besitzen. Es bleibt immer ein Rest. [...] Zuweilen verkörpert sich ein Teil davon im Kind“ (ebd.: 22). Sie deutet damit an, dass diese diskursiv produzierten Körper-Reste und die damit einhergehenden Fantasien einer leiblich-sinnlichen Unmittelbarkeit sich auch dem Kind anheften. Dem Kind kommt damit die Position zu, Zugang zu einer vermeintlich vorsprachlichen Unmittelbarkeit zu haben.

Jacqueline Rose (1994) betont, dass die Unschuld, die das Bild des Kindes so hartnäckig belagert, nicht nur ideologische Spange um die moderne Kindheit ist. Das Kind sei für die Unschuld der Sprache selbst eingesetzt: „Innocence of the child and of the word (‘no dishonesty’, ‘no distortion’) – yet again the child is enthroned as the guarantee of our safety in language.“ (ebd. 63) Positioniert ist die Figur des Kindes aus diesem Blickwinkel als Garant der Unschuld des Symbolischen, als Verkörperung der Reinheit der Sprache. Das Kind erfüllt die Funktion, das Unbehagen der Kultur zu beruhigen. Es ist in die Funktion gestellt, den Ursprung des Subjekts zu neutralisieren. Die Unschuld des Kindes steht in diesem Sinne für die Unschuld des Wortes.

In der Reproduktion des Selben ist das Kind in eine schwierige Position versetzt, ist es doch gleichsam Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Subjekts. Es ist die Vorstellung eines unschuldigen Ursprungs der Sprache und die Fantasie einer leiblich-affektiven Angewiesenheit, der entwachsen werden kann. Das Kind ist damit betraut, die Fantasie aufrechtzuerhalten, es gäbe einen Zugang zum Ungeschiedenen: „The child is, if you like, something of a pioneer who restores these worlds to us, and gives them back to us with a facility or directness which ensures that our own relationship to them is, finally, safe.“ (ebd.: 9) Das Kind ist als Medium positioniert, über das beständiger und sicherer Zugang zur vermeintlich verlorenen ersten Welt erhalten bleibt, die so nie existierte.

Diesen Traum, in dem „die Kinder, den ersten Menschen gleich, sich im Paradies oder im goldenen Zeitalter bewegen, setzt Fröbel mit seinem Kindergarten in ein pädagogisches Projekt um“ (Baader 1996: 229). Mit seiner Pädagogik will er einen Beitrag zur Heilung der Zerrissenheit leisten, die er im Subjekt und der Welt erspürt. Im Zeitalter der Bewahranstalten, der Zucht- und Arbeitshäuser, der Verarmung und Disziplinierung verwundert eine solche Sehnsucht nach dem Paradies nicht. Die romantische Kindergartenbewegung entsteht in der Zeit einer epochalen Neukonfigurierung – einer Zeit, die nicht nur als pädagogisches Jahrhundert gilt, sondern von vielen Intellektuellen als entscheidende Umbruchphase in der historischen Genese der bürgerlichen Gesellschaften Europas fokussiert wird.

Michel Foucault (1983) wählt gerade diese Epoche als Einsatzpunkt seines archäologisch-genealogischen Verfahrens, um in das Wirken moderner Machttechnologien einzudringen. In seinen Analysen der Diskurse über den Sex geht

es ihm darum, „das Regime von Macht – Wissen – Lust in seinem Funktionieren und in seinen Gründen zu bestimmen“ (ebd.: 18). Er zeigt, wie um „das Kind endlose Durchdringungslinien gezogen“ (ebd.: 47) wurden und erkennt in den modernen Techniken der Unterwerfung die „Lust, eine Macht auszuüben, die ausfragt, überwacht, belauert, erspäht, durchwühlt, betastet, an den Tag bringt“ (ebd.: 49).

Christian Grabau (2013) zeigt im Anschluss an Foucault, wie sich in der modernen Pädagogik „Politik, Policy und pädagogische Mikro-technologien der Macht“ (ebd.: 118ff) verweben: „Der Körper des Zöglings ist ihr Medium, der Sex ihr Komplize, das verwerfliche Subjekt ihr Effekt und die Gattungsfrage das Donnerrollen, das ein neues Gewitter ankündigt: die Biopolitik der Bevölkerung“ (ebd.: 119). Er bezieht sich in seiner Untersuchung der Onanie-Debatte auf eine Studie zur Hexenjagd, die in der modernen Pädagogik eine staatlich organisierte „Ersetzung der hexenverfolgerischen Bevölkerungspolitik“ (Heinsohn/Steiger 1989: 251; zitiert n. ebd.: 117) erkennt. Wenngleich er deren Interpretation, es handle sich dabei rein um die Durchsetzung einer merkantilistischen Bevölkerungspolitik, als reduktionistisch zurückweist, hält er am Ende seiner Arbeit fest, dass „es gerade Phasen sozialer Umbrüche und Krisen waren, in denen pädagogische Überlegungen und Technologien auch für die Biopolitik der Bevölkerung interessant wurden“ (ebd.: 248). Grabau verfolgt allerdings die Frage der Geschlechterverhältnisse, die in der Verschränkung von Pädagogik und Biopolitik enthalten ist, nicht weiter.

Gerade an dieser Stelle setzt Silvia Federicis (2004) Kritik an Foucault an, die mit ihrer Studie zur frühen Neuzeit zeigen will, dass das weitgehende Fehlen der Geschlechtlichkeit dieser Biomacht, so wie er sie herausarbeitet, auf historische Auslassungen zurückzuführen sei: „Hätte Foucault sich in Sexualität und Wahrheit [...] nicht auf das pastorale Geständnis konzentriert, sondern die Hexenverfolgungen studiert, dann hätte er erkannt, dass sich deren Geschichte nicht aus der Perspektive eines universellen, abstrakten, geschlechtslosen Subjekts schreiben lässt.“ (ebd.: 18f.) Wenngleich gewichtiger Einspruch gegen Interpretationen der Hexenverfolgung als institutionalisierte Domestizierung der Frauen erhoben wurde, bleibt die Frage zu diskutieren, „[a]ufgrund welcher Voraussetzungen und Dynamiken [...] die Hexenverfolgung vor allem zu einer Verfolgung von Frauen [wurde]“ (Opitz-Belakhal 2017: 29).

Ähnliches gilt für die moderne Pädagogik: Trotz der diskursiven Neutralisierung von Geschlecht, die gegenwärtig in pädagogischen Feldern zu verzeichnen ist, bleibt „die Idee einer unterschiedlichen Formbarkeit der Geschlechter“ (Althans 2014: 144) virulent. Immer wieder wird der Ursprung der Wissenschaft über das Kind im „objektivierte[n] väterliche[n] Blick auf die Entwicklung der Kinder“ (Eßer 2014: 128) sichtbar, der stets mit der Lust an der Formung der meist weiblichen Sorgenden „als Gegenüber ihres Kindes“

(ebd.) einhergeht.¹ Sogar die geschlechtlich neutralisierte frühpädagogische Fachkraft, wie sie von neoliberalen Professionalisierungsdiskursen entworfen wird, bleibt den wissenschaftlichen Experten unterworfen. Während Fröbel seine Kindergärtnerin nach dem Bild der Jungfrau-Mutter Maria modellierte, überwiegt gegenwärtig die Fantasie der technischen Kontrolle – sowohl der professionalisierten Fachkraft als auch der Kinder: „ECEs were positioned as handmaidens of developmental psychologists among other experts and expected to rigorously apply child development knowledge others had produced for them.“ (Richardson/Langford 2023: 4)

3 Die Sorge um das Neue als Sorge um die Sorgenden

*„Unless we recognise what we are asking mothers
to perform in the world – and for the world –
we will continue to tear both the world and mothers to pieces.“*
(Jacqueline Rose 2018: 2)

Feministische Theorie konzentrierte sich bislang vorwiegend auf die Position der Tochter, die in ihrem Begehren nach Freiheit einen Umgang mit dem Körper der Mutter finden muss. Die ausgetretenen Pfade der Befreiung führen aus der mütterlichen Funktion heraus und belassen die Sorgenden und Umsorgten in dieser „weißen Wüste“ (Olivier 1989: 121–134) des Unvermittelten. Eine solche Distanzierung vom Mütterlichen – dies zeigt sich gerade auch in den Sorgeketten – bleibt ein höchst widersprüchliches Privileg.² Das Begehren

- 1 Obwohl Frauen in der Erziehungswissenschaft eine lange Geschichte der Teilnahme und Einflussnahme haben, stehen sie historisch in der Position der ‚anderen‘ (vgl. Glaser/Andresen 2009). Gerade auch gegenwärtige erziehungswissenschaftliche Forschung ist ohne die Beiträge feministischer Theorieproduktion nicht denkbar, obwohl dies „viel zu wenig in ihre Standortbestimmungen, Selbstvergewisserung, Theoriedebatten und in ihre Geschichtsschreibung“ (Baader/Breitenbach/Rendtorff 2021: 252) einbezogen wird. Das Eindringen feministischer Erkenntnis in die wissenschaftlichen Institutionen erweist sich so nicht nur als Erfolgsgeschichte, sondern muss auch nach Momenten der Domestizierung befragt werden (vgl. Maurer 2005: 114). Susanne Maurer (2009) verweist auf die Prekarität weiblicher Erkenntnisproduktion, die immer wieder in den hegemonialen Diskursen unterzugehen droht. Und doch ließen sich stets „die Spuren der Eigen-Bewegung im vorgezeichneten Feld“ (ebd.: 135) finden.
- 2 Marcy Whitebook (2001) beschreibt die Enttäuschung der ECEs über die fehlende Unterstützung der feministischen Bewegung: “The organized women’s movement was deeply ambivalent about taking a leading role around child care. [...] Demands for universal 24-hour child care notwithstanding, there was no focus on the working women who were actually providing care. [...] Most [ECEs participating in the Child Care Compensation Movement] described their work with young children in political terms, as being central to women’s liberation, racial equality and economic equity. As a result, they found the contrast between

zwischen Sorgenden und Umsorgten liegt nach wie vor im Dunkeln – verschüttet unter all den Verboten und Geboten, die den Zugang zum Körper der Mutter regulieren wollen. Es stellt sich die Frage, wer sich in dieser von allen Seiten belagerten Sorgebeziehung eigentlich begegnet, wenn weder den Sorgenden noch den Kindern eine Subjektposition zugestanden wird. Fragen drängen sich auf nach der Bewohnbarkeit des mütterlichen Leibes und der Position der Sorgenden, nach der Lust, dem Genießen und dem sinnlich-libidinösen Begehren, die der versteinerten Madonna wieder Leben einhauchen könnten.

Einen Versuch unternimmt Irigaray, wenn sie sich an die theologischen Texte anschmiegt, um mit dem Bild der Heiligen Maria zu kokettieren, mit der Mutterrolle zu spielen, ohne in ihr aufzugehen. Sie deutet das Schweigen Marias nicht als Demut gegenüber dem Wort Gottes, sondern als Mittel, „sich nicht zu verlieren, insbesondere durch einen Diskurs, der nicht der eigene ist“ (Irigaray 2011: 24). Irigaray unterstellt den Theologen, die Figur Marias falsch zu verstehen, wenn sie „in ihr ein bloßes Vehikel des Göttlichen sehen und nicht die erste göttliche Gestalt der Zeit der Inkarnation“ (ebd.: 33). In ihrer amüsierten Neuerzählung verwandelt sie Maria von der Dienerin des Herren in die Vorbotin der neuen Ordnung einer fleischgewordenen Menschheit. In diesem Spiel mit der Fleischwerdung des Wortes und der Wortwerdung des Fleisches versetzt sie die Körper-Geist-Dichotomie in Schwingung und interpretiert die mütterliche Gabe des Lebens als „Werk der Transmutation der Materie, das sie in sich ausführt, um [...] den anderen als anderen zu respektieren, während sie sich selbst treu bleibt“ (ebd.: 30). Statt den Fötus als eine schmarotzende Leibesfrucht zu imaginieren, die sich an einer undifferenzierten Materie-Materie labt, entwirft sie eine aktive, fließende Beziehung zwischen Zweien.

Der Natalität der Menschen einen kulturellen Ausdruck zu verleihen, würde mit Irigarays Madonna bedeuten, die Mutter und Sorgende in der Welt zu situieren, statt die erste Welt, „die sie uns und der sie uns gibt“ (Irigaray 2010: 140), mit einer anderen Welt zu ersetzen. Es drängt sich die Frage auf, wie eine Vermittlung dieses ersten Wohnens und dieser ersten Kommunikation zwischen Zweien – die bereits eine Vermittlung der Welt ist – in die frühkindliche Pädagogik finden kann. Meine erste Intuition ist es, auch hier Irigaray zu folgen, wenn sie nicht den „Ernst des Sinnes“ (Irigaray 1979: 169), sondern das Lachen wählt, um den Rest zum Schwingen zu bringen, der über den Diskurs der entlebendigten Sorgenden hinausweist. In diesem Sinne möchte ich abschließend an die lustvollen Momente in Bewegung erinnern, wenn das Mögliche spürbar wird ...

their idealistic view of the high potential of child care work, and the low value placed on it not only by society but by early childhood education leaders, the women's movement and labor unions, deeply disturbing.” (Whitebook 2001: 10)

*“Woof woof, Meow meow
We want worthy wages now
Oink oink, Moo moo
We have needs just like you
Grrr, grrr, Roar, roar
We won't take it anymore”*

(ECHOES/Worthy Wage Songs and Chants 2022: 32)

Literatur

- Aigner, Josef C./Rohrmann, Tim (2012): Elementar – Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern. Opladen: Barbara Budrich.
- Althans, Birgit (2014): Plastizität. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: VS, S. 135–145.
- Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Westberlin: VSA.
- Andresen, Sabine/Glaser, Edith (2009): Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. In: Andresen, Sabine/Glaser, Edith (Hrsg.): Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Band 5. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 7–14.
- Austin, Lea. J. E./Edwards, Bethany/Whitebook, Marcy (2019): Racial Wage Gaps in Early Education Employment. University of California, Berkeley: Center for the Study of Child Care Employment. <https://cscce.berkeley.edu/racial-wage-gaps-in-early-education-employment/> [Zugriff: 10.3.2023].
- Baader, Meike S. (1996): Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld. Neuwied: Luchterhand.
- Baader, Meike S. (2020): „Umerziehung“ – „Genderideologie“ und „Frühsexualisierung“ – Kampfbegriffe in einem neuen Kulturkampf. Erziehungswissenschaftliche Themen im Fokus von Populismus und Neuer Rechter. In: Binder, Ulrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Das Ende der politischen Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: Springer-VS, S. 129–154.
- Baader, Meike S./Breitenbach, Eva/Rendtorff, Barbara (2021): Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegungen. Eine Bilanz. Stuttgart: Kohlhammer.
- Davies, Adam/Hoskin, Rhea A. (2021): Using Femme Theory to Foster a Feminine-Inclusive Early Childhood Education and Care Practice. In: Abawi, Zuhra/Eizadidirad, Ardavan/Berman, Rachel: Equity as Praxis in Early Childhood Education and Care. Toronto, Vancouver: Canadian Scholars, S. 107–124.
- ECHOES – Early Childhood History, Organizing, Ethos and Strategy (2022): Worthy Wage Songs and Chants. University of California, Berkeley: Center for the Study of Child Care Employment. <https://cscce.berkeley.edu/wp-content/uploads/2022/06/Worthy-Wage-Chants-and-Songs-v1.pdf> [Zugriff: 10.9.2023].

- Eßer, Florian (2014): Die verwissenschaftliche Kindheit. In: Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 124–153.
- Federici, Silvia (2004): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Wien, Berlin: Mandelbaum.
- Ferrante, Elena (2008): *The Lost Daughter*. New York City: Europa Editions.
- Ferrante, Elena (2016): *Frantumaglia. A Writer's Journey*. New York City: Europa Editions.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fröbel, Friedrich (1826): *Die Menschenerziehung. Die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt zu Keilhau*. Leipzig: Verlag der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt. <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10861386?page=24> [Zugriff: 1.2.2023].
- Grabau, Christian (2013): *Leben machen. Pädagogik und Biomacht*. München: Fink.
- Hartmann, Anna (2020): *Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- International Labour Organization (2018): *Care work and care jobs for the future of decent work*. Geneva: International Labour Office. https://www.ilo.org/global/publications/books/WCMS_633135/lang--en/index.htm [Zugriff: 1.3.2023].
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray, Luce (1989): *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg: Kore.
- Irigaray, Luce (1991a): *Marine Lover of Friedrich Nietzsche*. New York: Colombia University Press.
- Irigaray, Luce (1991b): *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (2011): *Das Mysterium Marias*. Hamburg: Les Éditions du Crieur Public.
- Kristeva, Julia (1984): *Powers of Horror. An Essay on Abjection*. New York: Colombia University Press.
- Kunert, Simon (2018): *Frühkindliche Bildung – überfälliges Konzept der Förderung früher Bildungsprozesse oder Vereinnahmung kindlicher Subjektentwicklung?* In: Adam, Horst (Hrsg.): *Kritische Pädagogik. Fragen – Versuch von Antworten*, Band 4. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung, S. 35–46.
- Liebsch, Katharina (2020): *Medikalisierung als Spannungsfeld von sozialer Kontrolle und Problembearbeitung: das Beispiel Medikalisierung des Kindesalters*. In: Riedel, Annette/Lehmeyer, Sonja (Hrsg.): *Ethik im Gesundheitswesen*. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 701–733.
- Liebsch, Katharina (2021): *Technisch unterstützte Care-Arrangements. Zur Analyse von Koproduktionsverhältnissen*. In: Blätzel-Mink, Birgit (Hrsg.): *Gesellschaft unter Spannung. Verhandlungen des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. file:///C:/Users/User/Downloads/redaktion2018,+1354-Bbeitragstext-6114-1-6-20210114_final2-1.pdf [Zugriff: 11.3.2023].
- MacCannell, Juliet Flower (1999): *The Hysteric's Guide to the Future Female Subject*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Maurer, Susanne (2005): *Gedächtnisspeicher gesellschaftlicher Erfahrung? Zur politischen Dimension von Frauen- und Geschlechterforschung*. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera/Prengel, Annedore (Hrsg.): *Geschlechterforschung in der Kritik. Jahrbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*

- in der Erziehungswissenschaft, Band 1. Opladen, Bloomfield Hills: Barbara Budrich, S. 107–125.
- Maurer, Susanne (2009): Das ‚weibliche akademische Subjekt‘ – eine Forschungsnotiz. In: Andresen, Sabine/Glaser, Edith (Hrsg.): Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Band 5. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 129–136.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York, London: Routledge.
- Mierendorff, Johanna (2014): Das wohlfahrtsstaatliche Kind. In: Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 257–283.
- Mierendorff, Johanna (2019): Ökonomisierung des Elementarbereichs oder: Das Ökonomische und der Elementarbereich. In: Walgenbach, Katharina (Hrsg.): *Bildung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Zur neoliberalen Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre*. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 143–162.
- Moss, Peter (2006): Structures, understandings, and discourses: Possibilities for re-envisioning the early childhood worker. *Contemporary Issues in Early Childhood*, 11(1), S. 8–19.
- Olivier, Christiane (1989): *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2017): *Böse Weiber. Wissen in der Dämonologie der Frühen Neuzeit*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Rendtorff, Barbara (2006): *Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Richardson, Alan (1988): Romanticism and the Colonization of the Feminine. In Mellor, Anne (Hrsg.): *Romanticism and Feminism*. Indianapolis: Indiana University Press, S. 13–25.
- Richardson, Brooke/Langford, Rachel (2023): Introduction. In: Langford, Rachel/Richardson, Brooke (Hrsg.): *The Early Childhood Educator. Critical Conversations in Feminist Theory*. London, New York, Dublin: Bloomsbury Academic, S. 1–11.
- Rohrmann, Tim/Thoma, Peter (1998): *Jungen in Kindertagesstätten: Ein Handbuch zur geschlechtsbezogenen Pädagogik*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Rohrmann, Tim (2009). *Gender in Kindertageseinrichtungen. Ein Überblick über den Forschungsstand*. München: Deutsches Jugendinstitut. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Tim_Rohrmann_Gender_in_Kindertageseinrichtungen.pdf [Zugriff: 3.3.2023].
- Rose, Jacqueline (1994): *The Case of Peter Pan. Or the Impossibility of Children’s Fiction*. London: Palgrave Macmillan Limited.
- Rose, Jacqueline (2018): *Mothers: An Essay on Love and Cruelty*. London: Faber & Faber.
- Rose, Lotte/Stibane, Friederike (2013): Männliche Fachkräfte und Väter in Kitas. Eine Analyse der Debatte und Projektpraxis. Expertise der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte. München: Deutsches Jugendinstitut. https://www.weiterbildungsinitiative.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/Exp_Rose.pdf [Zugriff: 4.3.2023].
- Santner, Eric L. (2016): *The Weight of All Flesh. On the Subject-Matter of Political Economy*. New York: Oxford University Press.

- Sloan, Katie (2022): Scarcity and surveillance in early childhood education. *Contemporary Issues in Early Childhood* 0, 0. <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/14639491221128884> [Zugriff: 13.3.2023].
- Snider, Denton Jacques (2013): *The Life of Frederick Froebel: Founder of Kindergarten*. Herausgegeben von Johannes Froebel-Parker. Bloomington: AuthorHouse.
- Soiland, Tove (2010): Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Soiland, Tove (2022): *Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart*. Herausgegeben von Anna Hartmann. Münster: Unrast.
- Tervooren, Anja (2010): Expertendiskurse zur Schulfähigkeit im Wandel: zur Ausbreitung von Diagnostik. In: Bühler-Niederberger, Doris/Mierendorff, Johanna/Lange, Andreas (Hrsg.): *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS, S. 253 – 271.
- Theweleit, Klaus (2005): *Männerphantasien 1 + 2* (3. Auflage). München/Zürich: Piper.
- Verlinden, Martin (2011): Editorial. In: *Männer als Fachkräfte im Elementarbereich. KiTa aktuell spezial 2*, S. 3.
- Viernickel, Susanne/Voss, Anja/Mauz, Elvira (2017): *Arbeitsplatz Kita. Belastungen erkennen, Gesundheit fördern*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Windheuser, Jeannette (2018): *Geschlecht und Heimerziehung. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Dekonstruktion (1900 bis heute)*. Bielefeld: Transcript.
- Whitebook, Marcy (2001): *Working for Worthy Wages: The Child Care Compensation Movement, 1970–2001*. University of California, Berkeley: Center for the Study of Child Care Employment. <https://csce.berkeley.edu/wp-content/uploads/publications/worthywages.pdf> [Zugriff: 22.9.2023].
- Whitebook, Marcy/Howes, Carollie/Phillips, Deborah (2014): *Worthy Work, STILL Unlivable Wages: The Early Childhood Workforce 25 Years after the National Child Care Staffing Study*. University of California, Berkeley: Center for the Study of Child Care Employment. <https://csce.berkeley.edu/publications/report/worthy-work-still-unlivable-wages/> [Zugriff: 5.2.2023].
- Wohlgemuth, Ulla G. (2012): Motivation von Männern in sozialen Berufen. Förderung von Quereinsteigern in Dänemark. In: Cremers, Michael/Höyng, Stephan/Krabel, Jens/Rohrmann, Tim (Hrsg.): *Männer in Kitas*. Opladen: Barbara Budrich, S. 387–403.
- Zirfas, Jörg (2014): Geburt und Tod. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Pädagogische Anthropologie*. Wiesbaden: Springer VS, 329–340.

Die Beziehungsdimension in Sorgeverhältnissen. Erkundungen einer Pädagogik wider die Grausamkeit

Einleitung

Mit diesem Beitrag möchten wir für einen Aspekt sensibilisieren, der im aktuellen kapitalistischen Konkurrenzsystem ausgeschlossen zu werden scheint: die affektiv-relationale Dimension von zwischenmenschlichen Beziehungen in Sorgerkontexten. Die Frage nach dem Verhältnis von Pädagogik und Sorge aufgreifend, möchten wir aufzeigen, dass Sorge als konstitutives Element von pädagogischen Beziehungen gedacht werden kann. Dafür knüpfen wir an Diskussionen um „Sorge für andere“ (Noddings 2009: 107) an und nehmen das „Beziehungsmoment“ (Hartmann 2022: 179) von Sorgeverhältnissen in den Blick.

Die Beziehungsdimension von Sorge wird aktuell beispielsweise von Anna Hartmann unter dem Stichwort „Entsorgung der Sorge“ (2022, exemplarisch für feministische Ansätze zum Thema Sorgearbeit) thematisiert. Die der neoliberalen Marktlogik folgenden Kommodifizierungsprozesse betreffen nicht ausschließlich, aber hauptsächlich die Beziehungsdimension von Sorge. Denn, mit Hartmann gesprochen, „eine auf Dauer, Berührung und Zuneigung drängende Sorge-Beziehung unterliegt hier einem Kostendruck, der die Sorgenden dazu auffordert, die zwischenmenschliche Dimension zu minimieren und einzuschränken“ (ebd.: 208).

In einem ersten Schritt werden wir einige Aspekte dieser kategorial unverfügbaren Beziehungsebene in feministischen Überlegungen zur Sorge skizzieren. In einem zweiten Schritt möchten wir eine Pädagogik „Wider die Grausamkeit“ (2021) im Anschluss an die lateinamerikanische Anthropologin Rita Segato als mögliche Denkfigur für eine Annäherung an das „Projekt der Bindungen“ vorschlagen. Im dritten Argumentationsschritt wird diese Beziehungsdimension mittels der existenzphilosophischen Figur des sogenannten „Zwischen“ (Buber 1962) als reziproke Beziehungsweise ausbuchstabiert und mit Hannah Arendt im „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ (Arendt 2016: 222) verortet. Abschließend wird im Anschluss an Elisabeth Conradi die Verwobenheit dieser reziproken Beziehungsweise mit den herrschaftlichen Bedingungen reflektiert (Conradi 2001: 237). Ziel dieses Beitrags

ist es somit, ein ‚interrelationales Verständnis‘ für pädagogisches Denken und Handeln vorzuschlagen. Aus dieser Perspektive soll die Beziehungsdimension von Sorge als konstitutives Element von pädagogischen Beziehungen nachgezeichnet werden.

1 Annäherungen an das Verhältnis von Pädagogik und Sorge

Der Begriff Sorge, der sich sowohl im Alltagsverständnis von Menschen als auch in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen finden lässt, ist in einem sehr heterogenen und interdisziplinären Diskursfeld eingebettet. Diese Heterogenität steht mit den vielfältigen semantischen Bedeutungen rund um Sorge in Verbindung („Sorge für“, „Sorge um“, „Sorgen machen“, „sorgsam“ oder „sorgfältig sein“ etc.), aber auch mit den Unterschieden in der sprachlichen Genese des Begriffes auf Deutsch, dem englischen Begriff „care“ oder auch dem spanischen „cuidados“ (vgl. Brückner 2010; Ostner 2011; Dietrich/Uhlendorf 2020; Vega/Gutiérrez Rodríguez 2014). Im Bewusstsein um diese Vielfalt möchten wir in diesem ersten Abschnitt den Begriff der Sorge schlaglichtartig pädagogisch verorten. Dazu verbinden wir allgemein- und sozialpädagogische Ansätze mit feministischen Betrachtungsweisen, um so jenen Strang herauszuarbeiten, an den wir unsere Überlegungen anschließen.

Angestoßen wurde der pädagogische Diskurs um Sorge und die damit verbundene Sorgearbeit vor allem von der feministischen Frauenforschung. So kann die „Hausarbeitsdebatte“ (ausgehend von Bock/Duden 1976) der 1970er Jahre als historische Vorläuferin der heutigen Care-Debatte betrachtet werden, die sich etwa seit 2000 auch im deutschsprachigen Raum verbreitet (vgl. Brückner 2010). Entsprechend dieser Theorietradition umfasst die Debatte „den gesamten Bereich familialer und institutionalisierter pflegender, erziehender und betreuender Sorgetätigkeit im Lebenszyklus (Kinder, pflegebedürftige und alte Menschen) sowie personenbezogene Hilfen in besonderen Lebenslagen“ (Brückner 2018: 212). Ausgehend von diesem breiten Verständnis von Sorge richten wir den Blick auf die *Beziehungsebene* in diesen Sorgeverhältnissen.

In allgemeinpädagogischen Diskursen wird Sorge selten als Grundbegriff verhandelt und dementsprechend kaum in allgemeinpädagogischen Wörter- oder Handbüchern aufgenommen (exemplarisch hierfür: Böhm/Seichter 2018; Benner/Oelkers 2010; Rieger-Ladich/Feldmann/Voß/Wortmann 2022; vgl. auch Dietrich/Uhlendorf 2020: 9ff.). Eine Ausnahme stellt das „Handwörterbuch Erziehungswissenschaft“ (Andresen et al. 2009) dar, in dem Nel Noddings (2009: 106–118) einen Überblick über die Entwicklung von Fürsorgetheorien anbietet. Mit ihrer Unterscheidung von direkter Fürsorge (*caring for*)

und fürsorglichem Verhalten (*caring about*) stellt Noddings die theoretischen Weichen für die hier angestrebte Fokussierung der zwischenmenschlichen Beziehungsdimension:

„Die mit Sorgen für (*caring for*) umschriebene Fürsorge erfordert direkte Verantwortung – Aufmerksamkeit für die von einer anderen Person geäußerten Bedürfnisse, manchmal nur bei einer einzelnen Begegnung, manchmal in einer kontinuierlichen Beziehung oder einer Reihe von Begegnungen.“ (ebd.: 107)

Diese Beziehungsdimension wird sowohl von den Bedürfnissen der sorgegebenden (*caregiver*¹) als auch der sorgenehmenden (*caretaker*) Person geprägt, so Noddings. Demnach ist unserer Ansicht nach eine relationale Betrachtungsweise angebracht, die deutlich machen kann, dass „sowohl die Person, die für jemanden sorgt, wie die, der diese Fürsorge gilt, in bedeutsamer Weise zu dieser Beziehung beitragen“ (ebd.: 106). Im Anschluss daran ist festzuhalten, dass die Beziehungsweise von den an der Beziehung beteiligten Personen reziprok hervorgebracht wird.

Diese Denkfigur der Reziprozität verweist auf eine von drei Kernthemen, die Cornelia Dietrich und Niels Uhlendorf (2020: 11f.) in ihrer pädagogisch-anthropologischen Systematisierung von Sorgeverhältnissen heranziehen: Relationalität, Zeitlichkeit und Kulturalität. *Erstens* sei Sorge relational zu betrachten, wobei Sorgeverhältnisse asymmetrisch und dennoch reziprok gefasst werden können, insofern die Beteiligten zwar in einem Machtverhältnis zueinander stehen, jedoch trotzdem aktiv an der Beziehung teilhaben. *Zweitens* seien Sorgebeziehungen immer in eine Zeitlichkeit eingebunden; sie sind nach Dietrich und Uhlendorf auf eine ungewisse Zukunft hin ausgerichtet und *drittens* unterliegen sie kulturellen und historischen Mustern.

Diese drei Komponenten können mit der „Theorie der Beziehungsfürsorge“ (Noddings 2009: 108), die Noddings in ihrem Beitrag ausführt, in Verbindung gebracht werden, um die Reziprozität von Beziehungen zu fokussieren. Eine solche relationale Grundlage eint viele feministische Sorgetheorien, werde aber kaum explizit reflektiert, wie Catrin Dingler kritisch bemerkt (2016: 93). Der „relationale Charakter von Subjektivität“ werde „entweder stillschweigend vorausgesetzt, aus streitbaren, nicht selten religiös konnotierten Normen abgeleitet oder im Namen einer wohlfahrtsstaatlichen Verantwortung nur beschworen“ (ebd.). Das zeigt sich auch in sozialpädagogischen Ansätzen, in denen der Sorgebegriff sowohl für die Berufs- als auch für die Disziplinbildung konstitutiv ist, wie sich anhand des Begriffs der „Armenfürsorge“ (Eßer 2018) oder der „Fürsorgewissenschaft“ nach Ilse Arlt (2010) auch aus einer historischen Perspektive aufzeigen lässt. Dementsprechend wird Sorge in sozialpädagogischen Kontexten zwar aktuell als ein pädagogischer

1 Dass in Sorgebeziehungen auch die Begehren der sorgenden Person relevant sind, stellt auch Jeannette Windeuser unter Verweis auf Jessica Benjamin heraus (vgl. 2022).

Begriff verhandelt und ausgelotet (vgl. Brückner/Thiersch 2005; Bauer 2017), ohne jedoch den relationalen Charakter dieser Tätigkeit explizit zu machen.

Zur Annäherung an dieses Beziehungsmoment schlagen wir eine Verschiebung der Perspektive vor und streben mit Norbert Elias ein Denken in Relationen an, das „von den Beziehungen her auf das Bezogene hin“ (Elias 1970: 126) gerichtet ist. Elias legt dieses Denken nahe, weil er in seinen Werken eine neue „Art von Begriffen“ (ebd.) entwickelt, mit denen Prozesse beschrieben werden können. Mit diesen prozesshaften Begrifflichkeiten – wie bspw. „Figurationen“ (Elias 1997: 13) oder „Interdependenzen“ (ebd.: 70) – lässt sich ein Rahmen abstecken, innerhalb dessen sich die wechselseitige „Beziehung von Individualstrukturen und Gesellschaftsstrukturen“ (Elias 1970: 21) begreifen lässt. Die üblicherweise statisch und getrennt voneinander untersuchten Phänomene ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ stellen vor diesem Hintergrund einen Verflechtungszusammenhang dar. Es wird nicht länger „von der fundamentalen Bezogenheit der Menschen aufeinander“ (ebd.) abstrahiert, sondern die Bezogenheit kann zum Ausgangspunkt des Denkens erhoben werden.

Unter Berücksichtigung dieser Wechselseitigkeit zwischen individueller Ebene und Gesellschaft werden wir ein mögliches Verständnis für das Verhältnis von Sorge und Pädagogik ausarbeiten. Die Konsequenz aus dieser relationalen Perspektive ist, dass die Beschäftigung mit Sorge auch eine Gesellschaftskritik umfasst, in deren „Mittelpunkt Fragen der Gerechtigkeit und Verantwortlichkeit“ (Brückner/Thiersch 2005: 138) stehen – und somit auch zentrale Aspekte pädagogischen Denkens und Handelns. Den gesellschaftskritischen Strang aufgreifend, wird im nächsten Abschnitt daher eine feministische Gesellschaftskritik vorgestellt und im Sinne einer Pädagogik „Wider die Grausamkeit“ (Segato: 2021) zugespitzt.

2 Pädagogik wider die Grausamkeit

Auf Basis von empirischen Forschungsarbeiten zu Fragen der Gewalt gegen Frauen¹ holt Segato zu einer grundlegenden Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen im lateinamerikanischen Kontext aus. Aus einer dekolonialen Perspektive diagnostiziert sie eine zunehmende „Strategie der Verdinglichung“, die sie auch als „Pädagogik der Grausamkeit“ (ebd.: 19) bezeichnet. Darunter versteht Segato „alle Handlungen und Praktiken, welche die Subjekte lehren, trainieren und programmieren, das Lebendige und seine Vitalität in Dinge zu verwandeln“ (ebd.: 15). Segato bezieht sich auf Geschichte und Aktualität von systematischer kolonialer Besetzung, Ausbeutung und Unterdrückung durch verschiedene ‚Andere‘. Diesen dekolonialen Rahmen ihrer anthropologischen Forschung versucht sie auch in der akademischen Wissens-

produktion einzufordern, die sich sowohl in ihrer partikularen Sprache und Darstellung des Wissens – im gedanklichen und sprachlichen „Mäandern“ (ebd.: 14) – zeigt wie auch in dem Versuch, sich von eurozentristischen Logiken zu distanzieren und etwas ‚Anderem‘ Sichtbarkeit und Platz zu verschaffen.

In ihren Arbeiten über das Phänomen der Gewalt gegen Frauen thematisiert Segato nicht nur Kolonialität, sondern artikuliert auch eine klare Kritik an neoliberalen Entwicklungen: Eine „Pädagogik der Grausamkeit“ ist auch „das Arretieren von etwas zuvor Schweifenden und Unvorhersehbaren wie es das Leben ist, um an seiner Stelle die Trägheit und Sterilität einer Sache zu implementieren, die messbar, verkaufbar, erwerbbar und anachronistisch ist“ (ebd.: 16). Diese Kritik an der herrschenden patriarchalen Ordnung macht eine allgemeine geschlechterspezifische Kommodifizierung erkennbar, die permanent vorangetrieben wird und sich auch in der „Pädagogik der Grausamkeit“ perpetuiert.

Im Folgenden sollen nun Segatos Ausführungen über die Umstände und Logiken von geschlechterspezifischer Gewalt – die sie später zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Analyse erweitert – für die Frage nach dem Zusammenhang von Sorge und Pädagogik fruchtbar gemacht werden. Als eine Art Grundsatzserklärung zeichnet Segato in ihrem Werk einen Gegenentwurf zu diesen Strategien der Grausamkeit, den sie als „Pädagogiken wider die Grausamkeit“ versteht, die sie in vier thematische Bereiche gliedert (ebd.: 21ff.): *Erstens* muss sich eine „Pädagogik wider die Grausamkeit“ als Gegen-Macht zu den herrschenden Logiken der „patriarchalen Ordnung“ etablieren. Damit sollte *zweitens* einer „anderen Art des kollektiven Denkens und Handelns“ Platz gemacht werden, die Segato als „weiblich kodierte Politizität“ identifiziert, die nicht utopisch, sondern pragmatisch orientiert ist und den Fokus auf „das alltägliche Leben“ legt. Diese Veränderungen sollen aber *drittens* nicht nur von Frauen alleine getragen werden, sondern ebenso von Männern, die unter einer anders verstandenen Männlichkeit den patriarchalen „korporativen Pakt“ verweigern können. *Viertens* spricht Segato von zwei „historischen Projekten“, die sich in ihren Auffassungen über menschliches „Glück und Wohlbefinden“ grundsätzlich unterscheiden: Das erste, das „Projekt der Dinge“, konzentriert sich auf zweckrationales Herstellen von Glück und Zufriedenheit; das zweite, das „Projekt der Bindungen“, geht von Reziprozität, also Wechselseitigkeit aus, um menschliches Wohlergehen zu erlangen. Auch wenn beide Projekte im Gegensatz zueinander stehen, ist es nach Segato doch Aufgabe der Menschen, mit beiden „Projekten“ zurechtzukommen:

„Obwohl wir zwangsläufig auf amphibische Art und Weise leben, also mit einem Bein in jeder dieser Welten, verändert eine Pädagogik wider die Grausamkeit das Bewusstsein im Hinblick darauf, dass nur eine Welt der Bindungen und der Gemeinschaftlichkeit einer Verdinglichung des Lebens Grenzen setzt.“ (ebd.: 23)

Diese Denkfigur von einer „Pädagogik wider die Grausamkeit“, welche einer Verdinglichung Grenzen zu setzen vermag, soll nun mit der Frage nach dem

Verhältnis von Sorge und Pädagogik verbunden werden. Zunächst lassen sich die mit Segato dargestellten Zusammenhänge zwischen kapitalistischen Sachzwängen und der Verdinglichung des Lebens ganz allgemein in fast allen pädagogischen Bereichen nachzeichnen. Die Macht von Ökonomisierungsprozessen sowie deren Logiken, die einer „Neuen Steuerung“ (Radtke 2016: 709) entsprechen, greifen in sämtliche Bildungs-, Erziehungs- und Sozialisationsphären ein. Gleichzeitig widersprechen die Marktlogiken aber pädagogisch inhärenten Prinzipien. Diese Problematik ist vielfach thematisiert und auch kritisiert worden (bspw. ebd.; Fraser 2023). Insofern lassen sich die Ausführungen zur Verdinglichung und zu der von Segato beschriebenen Grausamkeit durchaus als eine Art dystopische Vorhersage (oder aktuelle Analyse) der Entwicklungen im pädagogischen Denken und Handeln lesen.

Der Gegenentwurf einer *Pädagogik wider die Grausamkeit* lässt sich aus unserer Sicht mit einem Verständnis für die Beziehungsgestaltung in pädagogischen Sorgekontexten konkretisieren. Segatos Argumentationslinie folgend, liegt die Gegen-Macht zur Grausamkeit in der Hinwendung zu „Reziprozität, die Gemeinschaft herstellt“ (Segato 2021: 23), einer Pädagogik also, die den Blick auf die Beziehungsgestaltung lenkt, und die wir im nächsten Abschnitt mit dem Konzept einer reziproken Beziehungsweise veranschaulichen werden. Es geht dabei um eine Pädagogik, die Relationen ins Zentrum rückt und damit versucht, Reziprozität und Gemeinschaftlichkeit unter hierarchischen Bedingungen sichtbar zu machen. Gleichzeitig scheint dies auch die einzige Strategie zu sein, um sich vor drohenden Verdinglichungen und der damit verbundenen Grausamkeit zu schützen.

Ein weiteres Merkmal dieser notwendigen ‚Gegenpädagogik‘ liegt in Segatos Fokus auf die Tätigkeiten des alltäglichen Lebens, die durch eine Art Unbestimmtheit charakterisiert sind, da sie *schweifend* und *unvorhersehbar* sind. Diese Verankerung in der alltäglichen Unbestimmtheit kann als Verweis auf die Eingebundenheit von pädagogischen Beziehungen in eine historisch-gesellschaftlich bestimmte Gesamtpraxis betrachtet werden. Segato macht damit die Unverfügbarkeit dieser Praxis deutlich. Der Grundgedanke, Relationalität als Kernelement einer Pädagogik zu begreifen und dabei die unvorhersehbare Alltäglichkeit zu reflektieren, kann hier auf Sorgeverhältnisse übertragen werden: Das Kernelement von Sorge – die Beziehungsdimension – ist ebenfalls unvorhersehbar, un verfügbar und konstitutiv mit den zwischenmenschlichen Praktiken des Alltäglichen verwoben (vgl. Brückner 2018; Noddings 2009).

Dies alles vertritt Segato aus einer klar feministisch ausgerichteten Perspektive, die „eine andere Art des kollektiven Denkens und Handelns“ (2021: 21) ermöglichen soll. Eine *Pädagogik wider die Grausamkeit* wird somit zur Gegenposition der herrschenden patriarchalen Ordnung. Sorge verstanden als vieldeutige Tätigkeit (Brückner 2018: 212) ist demnach dem „Projekt der Bindungen“ nach Segato verpflichtet. Wird diese so verstandene Sorge in den Mit-

telpunkt von pädagogischen Beziehungen gestellt, kann auf eine bestimmte Qualität der Beziehungsgestaltung verwiesen werden, und zwar auf eine reziproke, die der Verdinglichung etwas entgegenzusetzen hat.

Wie durch die bisherigen Ausführungen deutlich geworden sein sollte, erscheint uns die Denkschablone einer *Pädagogik wider die Grausamkeit* hilfreich, um sich der Beziehungsgestaltung als Kernelement der Pädagogik anzunähern. Nun gehen wir einen Schritt weiter und möchten der *Form* dieser Beziehungsweise näherkommen.

3 Die reziproke Beziehungsweise des Zwischen

Der Aspekt der Reziprozität in Sorgeverhältnissen – die Involviertheit sowohl der Sorgenden als auch der Umsorgten – lässt sich als konstitutiv für eine „Pädagogik wider die Grausamkeit“ herausstellen. Durch den Fokus auf Relationalität kann nämlich „das dynamische Moment der gemeinsamen Erfahrung zum Ausdruck gebracht“ (Dingler 2016: 103) werden, wie Catrin Dingler im Anschluss an Elisabeth Conradi herausstreicht: Beziehungen können sowohl reziproke als auch asymmetrische Momente umfassen (ebd.: 103f.), die wiederum die Qualität von Beziehungsweisen konstituieren. Je nach Gewichtung unterscheiden sich die Beziehungen daher. Diese pädagogischen Beziehungsformen (vgl. Seichter 2014) sollen nun hinsichtlich des Spannungsfeldes von einseitig-verdinglichenden und wechselseitig-aner kennenden Beziehungen vertieft werden.

Der Dialogphilosoph Martin Buber rückte dieses Spannungsfeld am Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Konzept des sogenannten „Zwischen“ (Buber 1962: 406) in den Mittelpunkt. In dieser „Sphäre zwischen den Menschen“ (ebd.: 422) dominiert nach Buber das „Grundwort Ich-Du“ und Menschen existieren als Personen, wohingegen sie sich im „Grundwort Ich-Es die sie umgebende Welt aneignen“ (ebd.: 79). Für Buber stellen die Ich-Du-Relationen zwischen Personen einen Gegenpol zur „Eswelt“ (ebd.: 100) der sog. „Eigenwesen“ (ebd.: 120) dar, doch existieren die Menschen, ähnlich wie bei Segato, ‚amphibisch‘ in beiden Welten. Diese anthropologische „Zwiefältigkeit“ (ebd.: 86), wie Buber das nennt, wurde auch für pädagogische Überlegungen herangezogen und kann als Ausgangspunkt für ein relationales Menschenbild in der Pädagogik dienen (vgl. Lechner 2024). Programmatisch ist dafür Bubers Satz „Der Mensch wird am Du zum Ich“ (Buber 1962: 97), womit er besagt, dass sich in dialogischen Beziehungsvorgängen nach und nach das „Ichbewußtsein“ (ebd.) der beteiligten Personen, ihre relationale Subjektivität, akkuiert.

Bubers religiös motivierte Überlegungen vermitteln den Eindruck, dass Menschen ganz unbehelligt von äußeren Umständen und gesellschaftlichen

Verhältnisse ‚am Du zum Ich‘ werden könnten. Doch aus relationaler Perspektive müssen Ich-Du- und Ich-Es-Relationen in ihrem Wechselverhältnis in den Blick genommen werden (Theunissen 1977: X); nur so ist es nach Michael Theunissen möglich, sich der unmittelbaren Erfahrung des ‚Zwischen‘ abseits der bei Buber konstitutiven Glaubenserfahrung anzunähern. Um die Eingebundenheit des ‚Zwischen‘ in die gesellschaftlichen Verhältnisse veranschaulichen zu können, bietet es sich an, mit Hannah Arendt weiterzudenken.

Arendts ‚Vita activa‘ (2016) stellt einen begrifflichen Rahmen zur Analyse dieser historisch-kulturellen Eingebundenheit zur Verfügung; gleichwohl wird das dialogische ‚Zwischen‘ von ihr nur an einer Stelle erwähnt: Im Sinne eines ‚zweite[n] Zwischen, das sich im Zwischenraum der Welt bildet‘, hinterlassen Personen mit ihren Taten und Worten Fäden im Bezugsgewebe, die in ihrer ‚Ungreifbarkeit nicht weniger wirklich [sind] als die Dingwelt unserer sichtbaren Umgebung‘ (ebd.: 225).

Zugespißt für pädagogisches Denken und Handeln kann somit festgehalten werden: Subjektivität geht aus der Summe wechselnder Beziehungserfahrungen hervor (Ich-Du-Relationen), diese Erfahrungen hinterlassen potentiell Spuren im Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten (Geschichten), das wiederum verortet ist im Zwischenraum der Welt (Ich-Es-Relationen). Diese drei Ebenen machen deutlich, dass die Beziehungsdimension in historisch-gesellschaftliche Verhältnisse eingebunden ist und auf eine offene Zukunft verweist. Damit eröffnet sich eine Perspektive, die wir als *interrelationale* Weiterentwicklung der reziprok gedachten dialogischen Beziehungsweise verstehen und hinsichtlich eines relationalen Verständnisses von Subjektivität konkretisieren möchten. Die Taten und Worte folgen zwar meist einer Intention, sind in ihren Konsequenzen aber unberechenbar und entziehen sich jedweder Kontrolle. Sie konstituieren trotzdem das ‚Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten‘, indem sie wie Fäden ‚in ein bereits vorgewebtes Muster geschlagen werden und das Gewebe so verändern, wie sie ihrerseits alle Lebensfäden, mit denen sie innerhalb des Gewebes in Berührung kommen, auf einmalige Weise affizieren‘ (ebd.: 226). Arendt räumt der reziproken Beziehungsweise des ‚Zwischen‘ einen ‚Vorrang [...] vor dem objektiven Bezug‘ (ebd.: 192) zur Welt ein, weil sie das Bestehende potentiell verändert, verschiebt und erweitert.

Mit dem ‚zweiten Zwischen‘ rückt Arendt Beziehungsweisen in den Fokus, die Geschichte(n) hervorbringen. Diese Geschichten werden nach Arendt zwar von Menschen gemacht, nicht jedoch intendiert, denn in reziproken Beziehungsmomenten enthüllt sich vor anderen die personale Einzigartigkeit, die – wenn sie ‚im Gedächtnis der Generationen wieder und wieder nacherzählt und in allen möglichen Materialien vergegenständlicht‘ (ebd.: 227) wird – ins ‚unendlich erweiterbare[] Geschichtenbuch der Menschheit‘ (ebd.: 228) eingehen kann. Geschichte ist daher ‚natürlich ihrem Wesen nach politisch, was heißt, daß sie nicht aus Ideen oder Tendenzen oder allgemeinen, gesellschaftlichen

Kräften entsteht, sondern aus Handlungen und Taten, die als solche durchaus verifizierbar sind“ (ebd.: 230). Doch es macht einen Unterschied, aus *welchen* Beziehungsweisen die Geschichten hervorgehen.

Ähnlich wie Segato kritisiert auch Arendt die vorherrschende Tendenz der Verdinglichung: Die ihre „*Vita activa*“ bestimmende Kritik der modernen Arbeitswelt läuft darauf hinaus, dass zwischenmenschliches Handeln durch die Tätigkeit des Herstellens ersetzt und überflüssig gemacht wird (ebd.: 278) und so, mit Segato gesprochen, eine „Pädagogik der Grausamkeit“ oder „Strategien der Verdinglichung“ gefördert werden. Übertragen auf pädagogische Kontexte kann im Anschluss an diese Kritik die gesellschaftlich-politische Relevanz der Beziehungsdimension betont werden. Es zeigt sich deren pädagogische Tragweite, denn im zwischenmenschlichen Handeln und Sprechen konstituiert sich die relationale Subjektivität von Personen – ihr Ichbewusstsein. Diese Subjektivität wird „immer wieder neu und anders“ (Dingler 2016: 109) hervorgebracht, und zwar sowohl auf Seiten der umsorgten Adressat*innen von Erziehung und Bildung als auch auf jener der pädagogischen Fachkräfte. Auch sie zeigen in Momenten des „Zwischen“ ihre Einzigartigkeit. Das vollzieht sich wiederum nur in bestimmten Beziehungserfahrungen, die es daher in ihrer Qualität zu reflektieren gilt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Menschen ihre personale Identität in Beziehungen zueinander gestalten und in diesem Miteinander einzigartige Geschichten hervorbringen. Diese können abhängig von den Bedingungen auf gesellschaftlich-politischer Ebene von anderen wahrgenommen und weitererzählt werden und wirken sich wiederum auf diese Bedingungen aus. Indem also „die konstitutive Qualität sozialer Kontexte“ (Conradi 2001: 175) in ein Konzept von reziproken Beziehungsweisen überführt wurde, haben wir versucht, die Beziehungsdimension – die auch in Sorgeverhältnissen konstitutiv ist – auszuleuchten. Deren Relevanz scheint nämlich unterschätzt zu werden, obwohl mit Arendt davon ausgegangen werden kann, dass reziproke Beziehungserfahrungen nie vollkommen aus dem Bewusstsein der Menschen verschwinden (Arendt 2016: 293).

4 Ein interrelationales Verständnis von Reziprozität

Die konstitutive Dimension der gesellschaftlich-politischen Aspekte in solchen reziproken Beziehungsmomenten macht aus unserer Perspektive die Rede von einer *Pädagogik wider die Grausamkeit* angemessen: Abhängig von der Qualität pädagogischer Beziehungsweisen verändert sich das Muster im Bezugsgewebe. Daher müssen Beziehungsweisen hinsichtlich ihrer Form reflektiert werden, also „ob sie engere oder weitere Netze bilden, mehr oder weniger Akteurinnen miteinander verbinden, ob sie dynamischer oder statischer,

harmonischer oder egalitärer sind und von welcher materiellen und affektiven Qualität sie gekennzeichnet sind“ (Adamczak 2017: 246). Die Qualität von pädagogischen Beziehungen hängt somit von vielfältigen Zusammenhängen und Verhältnissen ab, die im Anschluss an Elisabeth Conradi „mit dem Begriff der ‚Interrelationalität‘ besser zum Ausdruck gebracht“ (Conradi 2001: 104) werden können:

„Der Begriff der Interrelationalität betont nicht nur, daß Menschen in sozialen Beziehungen stehen, sondern versucht darüber hinaus auch gesellschaftliche Aspekte einzubeziehen. Es sollen verschiedene Formen des Angewiesenseins von Menschen und ihre Bezogenheit aufeinander sowie ihre Einbindung in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ein systematisches Verhältnis gesetzt werden.“ (ebd.: 175)

Mit ihrem Vorschlag von „Interrelationalität“ entwickelt Conradi ein „neues Verständnis von Reziprozität“ (ebd.: 178). Darin wird die „Einsicht in die grundlegende Angewiesenheit von Menschen aufeinander“ (ebd.) zum Ausgangspunkt genommen und zwischenmenschliche Beziehungen werden „als eingebettet in und strukturiert durch gesellschaftliche Verhältnisse betrachtet“ (ebd.:179). Damit geht eine spezifische Vorstellung von Reziprozität, d.h. Wechselseitigkeit in Beziehungen einher, die Conradi folgendermaßen fasst: Aus einer Kritik an der oben ausgeführten reziproken Auffassung von Beziehungen im Sinne eines symmetrischen Verhältnisses (vgl. Buber 1962) entfaltet sie – unter anderem in Abgrenzung zu Nel Noddings (2009: 107), die mit der Unterscheidung von *caregiving* und *caretaking* eine Zuschreibung von Rollen tradiert (Conradi 2001: 52) – eine interrelationale Perspektive auf Reziprozität: Sie geht von einer Praxis aus, die im Spannungsfeld von Macht und Ohnmacht bzw. Sorge für andere und Selbstsorge verortet werden kann.

Schaut man durch diese Linse auf pädagogische Beziehungsformen, wird sichtbar, dass jede Beziehung sowohl in Gewalt münden als auch Strategien der Ermächtigung eröffnen kann (ebd.: 20). Aus dieser Perspektive ist nicht immer die gleiche Person in einer Macht- bzw. in einer gebenden Position: Machtunterschiede zwischen pädagogischen Fachkräften und ihren Adressat*innen sind daher beweglich. Vor diesem Hintergrund wird die Frage, „inwiefern es gelingen kann, Machtdifferenzen konkret wahrzunehmen und zu begrenzen, um sie nicht auf andere Bereiche der Beziehung oder der Person zu verabsolutieren“ (ebd.: 54), zur zentralen Frage in der Gestaltung pädagogischer Beziehungen. In einem Ringen um „Handlungsspielräume“ (ebd.), in denen Menschen in ihrer Einzigartigkeit akzeptiert werden und ein ‚Miteinander des Verschiedenen‘ Platz bekommt, wird ein relationales Menschenbild erkennbar, das auf Conradis „Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit“ (2001) aufbauen kann. Damit kann die Beziehungsdimension auch im Kontext gesellschaftlich-politischer Bedingungen wahrgenommen und es kann verhindert werden, dass eine „Dynamik der Macht“ (ebd.: 53) herrschaftliche Verhältnisse verstetigt (ebd.: 54).

An diese ethisch begründete Care-Praxis nach Conradi lässt sich (pädagogisch) anknüpfen: Im Bewusstsein um die gesellschaftlich-politische Dimension von pädagogischer Praxis kann aus interrelationaler Perspektive der Versuch unternommen werden, einen „sozialen Transformationsprozess zu konzipieren, in dessen Zentrum nicht die Destruktion der herrschenden Gesellschaft steht, sondern die Konstruktion einer herrschaftsfreien“ (Adamczak 2017: 225) bzw. -freieren Gesellschaft. Diese Utopie lässt sich nach den Dimensionen Relationalität (Beziehungsebene), Zeitlichkeit (offene Zukunft) und Kulturalität (Veränderungen des Musters) beschreiben, bearbeiten und beweglich halten.

Wird pädagogische Praxis im Bewusstsein über dieses interrelationale Spannungsfeld gestaltet, wird sichtbar, dass die Beziehungsdimension von Sorge ein konstitutives Element von pädagogischem Denken und Handeln darstellt. Deshalb hat sich Pädagogik dem Problem der „Entsorgung der Sorge“ zu stellen und eine Gegen-Macht zur fortschreitenden Grausamkeit mitzugestalten. Das erfordert nicht nur eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der Komplexität gesellschaftlicher und kultureller Muster, sondern auch eine Beschäftigung mit dem ‚Unverfügbaren‘ – der Beziehungsdimension. Wir halten nun ein ‚Mäandern im Denken‘ (Segato 2021: 25) für sinnvoll, in dem sich pädagogische und feministische Ansätze ergänzen können. Die in diesem Beitrag skizzierten Erkundungen verstehen wir als ein daraus resultierendes Bild für das ‚Unverfügbare‘, das es zu bedenken gilt. Es stellt ein Verständnis von relationalen Subjektivierungsprozessen in ihrer Verschränkung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen zur Verfügung, das im Sinne einer interrelational gedachten Pädagogik einen ‚weiblich kodierten‘ Gegenentwurf zur fortschreitenden Grausamkeit bieten soll.

Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. 3. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Andresen, Sabine/Casale, Rita/Gabriel, Thomas/Horlacher, Rebekka/Larcher Klee, Sabine/Oelkers, Jürgen (Hrsg.) (2009): *Handwörterbuch Erziehungswissenschaft*. Weinheim: Beltz.
- Arendt, Hannah (2016): *Vita activa. oder Vom tätigen Leben*. 18. Aufl. München: Piper.
- Arlt, Ilse (2010): *Wege zu einer Fürsorgewissenschaft*. Herausgegeben von Maria Maiss. Münster: Lit Verlag.
- Bauer, Petra (2017): *Sorge und Fürsorge*. In: Kessler, Fabian/Krusez, Elke/Stövesand, Sabine/Thole, Werner (Hrsg.): *Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder*. Opladen: Barbara Budrich, S. 211–221.
- Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.) (2010): *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*. Weinheim: Beltz.

- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1976): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen.
- Böhm, Winfried/Seichter, Sabine (2018): Wörterbuch der Pädagogik. 18. überarb. Aufl. Paderborn: Brill/Schöningh.
- Brückner, Margit (2010): Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten. In: Apitzsch, Ursula/Schmidbauer, Marianne (Hrsg.): Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen: Barbara Budrich, S. 44–58.
- Brückner, Margit (2018): Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und soziale Praxis. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans/Treptow, Rainer/Ziegler, Holger (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Ernst Reinhardt, S. 212–218.
- Brückner, Margit/Thiersch, Hans (2005): Care und Lebensweltorientierung. Bemerkungen zum Vergleich von Arbeitskonzepten in der Sozialen Arbeit. In: Thole, Werner/Cloos, Peter/Ortmann, Friedrich/Strutwolf, Volkhardt (Hrsg.): Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137–149.
- Huber, Martin (1962): Werke. Band 1. Schriften zur Philosophie. München: Kösel.
- Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt a.M.: Campus.
- Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels (2020): Einleitung. In: Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (Hrsg.): Anthropologien der Sorge im Pädagogischen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 9–15.
- Dingler, Catrin (2016): Relationale Subjektivität – Zur Theoriegeschichte der Care-Ethik. In: Conradi, Elisabeth/Vosman, Franz (Hrsg.): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt a.M.: Campus, S. 93–114.
- Elias, Norbert (1970): Was ist Soziologie? München: Juventa.
- Elias, Norbert (1997): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eßer, Florian (2018): Fünf Jahrhunderte Geschichte – Ein kurzer Überblick. In: Eßer, Florian (Hrsg.): Geschichte der Sozialen Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 15–32.
- Fraser, Nancy (2023). Der Allesfresser. Wie der Kapitalismus seine eigenen Grundlagen verschlingt. Berlin: Suhrkamp.
- Hartmann, Anna (2022): Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. 2. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lechner, Theresa (2024): Zwischen – Eine relationale Anthropologie pädagogischer Beziehungen. Weinheim: Beltz Juventa.
- Noddings, Nel (2009): Care. In: Andresen, Sabine/Casale, Rita/Gabriel, Thomas/Horlacher, Rebekka/Larcher Klee, Sabina/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz, S. 106–117.
- Ostner, Ilona (2011): Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: Evers, Adalbert/Heinze, Rolf G./Olk, Thomas (Hrsg.): Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: Springer, S. 461–481.
- Radtke, Frank-Olaf (2016): Konditionierte Strukturverbesserung. Erziehungswissenschaft flankiert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter Anleitung der

- OECD verwirklicht von der Kultusministerkonferenz. In: Zeitschrift für Pädagogik 62/H5, S. 707–731.
- Rieger-Ladich, Markus/Feldmann, Milena/Voß, Carlotta/Wortmann, Kai (2022): Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz.
- Segato, Rita Laura (2021): Wider die Grausamkeit. Für einen feministischen und dekolonialen Weg. Wien: Mandelbaum.
- Seichter, Sabine (2014): Pädagogische Beziehungsformen. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: Springer, S. 227–236.
- Theunissen, Michael (1977): Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart. 2., um eine Vorrede vermehrte Aufl. Berlin: Walter de Gruyter.
- Vega, Christina/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2014): Nuevas aproximaciones a la organización social del cuidado. Debates latinoamericanos. Presentación del Dossier In: Íconos. Revista de Ciencias Sociales 50, S. 9–26.
- Windheuser, Jeannette (2022): Erziehung feministisch denken. Eine unzeitgemäße Aktualisierung. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 98/H2, S. 185–201.

Barbara Rendtorff

Die Sorge neu denken

Sorge betrifft alle theoretischen Reflexionen von und alle praktischen Relationen zwischen Menschen, die sich aus den Bedingungen der Kontingenz, das heißt aus dem Werden und Vergehen des Lebens ergeben.
Cornelia Klinger (2013a, S. 82f.)

„Eine Geschichte der Sorge“ lautet der Untertitel des Bandes „Kindheiten in der Moderne“ (Baader/Eßer/Schröer 2014) – denn Pädagogik bezeichne, zitieren die Herausgeber:innen Jürgen Zinnecker, „alle sorgenden Verhältnisse zwischen allen zu einer Zeit lebenden Generationen, seien diese nun dominant auf Bildung/Unterrichtung, Erziehung oder soziale Hilfe fokussiert“. Der Begriff der Sorge sei deshalb geeignet, die „überkommenen Leitbegriffe“ Bildung und Erziehung zu ersetzen (ebd.: 9). Dies ist eine starke These, die im Folgenden von verschiedenen Seiten aus diskutiert werden soll: Was ist an Sorge ‚pädagogisch‘? Was kann der Begriff bezeichnen oder erhellen, was die anderen Leitbegriffe im Unklaren lassen oder gar verfälschen? Wie ist das Verhältnis zum Anderen darin aufgehoben, etwa wenn von ‚sorgen für‘ oder Fürsorge gesprochen wird? Wie ist das Verhältnis zwischen Sorge und Verantwortung beschaffen und inwieweit haben alle diese Komplexe Bezüge zur Geschlechterordnung? Die spezifische Zerlegung der Dimensionen von Sorge, bei der die Dimension der Versorgung, soweit sie materiell verstanden wird, eher mit einer als männlich bezeichneten Position in Verbindung gebracht wird und als mit dem Männlichen vereinbar gilt, während die ‚personenbezogenen‘ und kreatürlichen, auf unmittelbar-nahen sorgenden Umgang mit anderen gerichteten Aspekte eher als mütterlich-weiblich und als tendenziell unpassend zum Männlichen dargestellt werden, bildet nach wie vor den Subtext gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse und zeigt sich bis heute in geschlechtstypisierten Selbstbildern und Lebensentwürfen Heranwachsender oder der Struktur von Berufsfeldern – aber auch und gerade in pädagogischen Handlungskontexten. Was müsste folglich ‚neu‘ gedacht werden, um die Sorge zu einem zentralen erziehungswissenschaftlichen Begriff zu machen? Es gilt also, den Begriff zunächst einmal zu umkreisen.

1 Sorge und Verantwortung

Mit Blick auf jene ‚Zerlegung‘ der Sorge in zwei segregierte Bereiche könnte es sich zunächst anbieten, zwischen ‚Sich sorgen um‘ und ‚Sorgen für‘ zu unterscheiden, also einer emotional oder moralisch unterfütterten und einer auf Handlungserwartungen gegründeten Beziehung, die durchaus ohne oder mit nur wenig emotionaler Beteiligung auskommt (vgl. Noddings 1984/1993: 144ff.). Wir hätten dann mit zwei Arten des Sorgens und zwei Beziehungsformen zu tun – was wiederum nahelegen würde, diese zu separieren und als gänzlich unterschiedliche auf verschiedene (Gruppen von) Menschen aufzuteilen. In anderer Perspektive könnte sich dagegen der Blick auf die beide Arten des Sorgens (und beide daran Beteiligten) verbindende spezifische Relation oder Beziehung richten, deren Charakter genauer betrachtet werden müsste – nicht zuletzt verbunden mit der Frage, welchen Unterschied es macht, wenn wir etwa von Eltern eines Kindes sprechen oder von pädagogischen Professionellen. Diese unterschiedlichen Perspektiven sind für die Begriffsverwendung und -auffassung nicht ohne Folgen.

Mit der Verwendung des Begriffs ‚care‘ anstelle von Sorge, und zumal in der verkürzenden Variante ‚care-Arbeit‘, ist in den letzten Jahren der Fokus zunehmend auf das ‚Sorgen für‘, das Tätigsein für andere durch die Übernahme eigentlich ihnen zukommender Arbeiten gerichtet.¹ Damit scheint es sich hier um eine asymmetrische Relation zu handeln, zwischen einer Person, die in irgendeiner Hinsicht als unterstützungsbedürftig erscheint, und einer anderen in der Position des care-Gebens – mithin dem ‚Sorgen für‘, der Fürsorge oder Versorgung (vgl. z.B. Waerness 2000). Im erziehungswissenschaftlichen und dem pädagogischen Kontext wirkt sich diese Konstellation besonders stark aus als Konzept von Beziehungen zwischen einem über Vernunft verfügenden Subjekt gegenüber weniger selbstverantwortlichen anderen, die vor allem als „Objekt möglicher Entscheidungen“ (Wimmer 1992: 173) visiert werden und denen gegenüber „Ordnungs- und Vorstellungsmuster“ (ebd.: 177) geltend gemacht werden – was die „Sorgeempfänger“ in eine Position „struktureller Schwäche“ (Baader/Eßer/Schröer 2014:9) bringt. Mit dieser Betonung geht allerdings eine entscheidende Verkürzung einher, denn auch wenn die Einzelnen hier ‚in Relation‘ gesehen werden, oder in einem Netzwerk von Beziehungen, so wurde/wird dies doch allzu leicht auf ein Geben-und-Empfangen verkürzt, auf eine – wie es bei Nel Noddings (1984/1993), einer frühen Vertreterin einer feministischen Ethik, hieß – zwei-Parteien-Beziehung: „der erste Teil ist der

1 Um den Begriff ‚care‘ hat sich in der Geschlechterforschung eine rege Debatte entwickelt, die vor allem die geschlechtliche Ungleichverteilung fokussiert sowie die Problematik, die bei der Auslagerung von ‚care‘-Anteilen als ‚Arbeit‘ durch Prekarisierung der Beschäftigten auftritt, und die damit einhergehenden politischen und ökonomischen Verwerfungen. Vgl. z.B. Aulenbacher/Dammayr 2014; Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014; Binder et al. 2019; Hartmann 2022.

„Sorgende-Teil“ und der zweite ist der „Umsorgte-Teil“ (ebd.: 139). Das ethische Konzept dieser Beziehung sei allerdings noch unausgearbeitet: Die herrschenden Entwürfe von Ethik seien geleitet von männlichen Prinzipien und der „Sprache des Vaters“ – aber „[d]ie Stimme der Mutter schweigt“ (ebd.: 135).

In dieser Logik wurde in der Geschichte der Care-Ethik teilweise, angelehnt auch an die Arbeiten von Carol Gilligan zu einer „weiblichen Moral“ (Gilligan 1985), im „Mütterlichen Denken“ (Ruddick 1989/1992) oder der Mutter-Kind-Beziehung eine paradigmatische Grundfigur ethischer Sorgebeziehung gesehen – was natürlich umgehend von anderen Entwürfen feministischer Ethik kritisiert wurde, mit dem Einwand, dieses Modell von Fürsorge-Ethik reproduziere die traditionellen Geschlechterbilder (vgl. Wendel 2003: 41, 48ff.). Zwar findet sich schon bei Nel Noddings selbst (die es immerhin in den Band „Hauptwerke der Pädagogik“ geschafft hat (Kohlen 2011)) der explizite Hinweis, dass eine Ethik des Sorgens „ihre Fundierung in der Beziehung“ habe und dass die Relation aus umsorgendem und umsorgtem Teil nicht als einseitige Richtung gedacht werden dürfe, sondern man die Realität des anderen „als eine Möglichkeit“ für die eigene Realität sehen müsse (Noddings 1984/1993: 151). Mir scheint jedoch, dass diese Sichtweise in einem Muster verbleibt, dessen Merkmale in moralischen Forderungen (oder: Erwartungen) und der Vorstellung selbstverantwortlich handelnder Subjekte bestehen, sowie einer Komponente, die sich vorläufig mit ‚Güte‘ umschreiben ließe. Sorge erscheint so als eine letztlich freiwillige, wenn auch aus der Einsicht in eine aus der Relationalität abgeleitete Notwendigkeit erstehende und moralisch begründete Gabe.²

Dies stellt sich im Konzept der Verantwortung³ etwas anders dar. Auch hier ließe sich unterscheiden zwischen ‚verantwortlich sein‘ und ‚sich verantwortlich fühlen‘, wobei hier neben der ethischen auch eine rechtlich kodifizierte Ebene hinzukommt. Ohne die philosophischen Dimensionen zu vertiefen (wie vor allem die im Kontext poststrukturalistischer und machttheoretischer Perspektivenwechsel vorgenommene Problematisierung des Konzepts eines ‚autonomen Subjekts‘, das z.B. in Anlehnung an Lévinas grundsätzlich erschüttert und in Zweifel gezogen worden ist (vgl. Kuhlmann/Ricken 2017; siehe auch Heidbrink 2020)), können doch als zentrale Aspekte die Verbindungen zu und Abgrenzungen zwischen einer ethischen Dimension, einer normativ moralischen und dem Begriff der Schuld, Schuldigkeit oder Pflicht angesehen werden. Als ethische Verantwortung wird, sehr verkürzt, ein Verhältnis der Individuen zueinander angesehen, während moralische Verantwortung in Gestalt

2 Die kommodifizierte Care-Arbeit, also an bezahlte Kräfte delegierte Teile von Hausarbeit oder Kinderbetreuung, sind hier aus dem Blick genommen, weil im Zusammenhang mit Care-Ethik die sorgende Beziehung betrachtet wird.

3 Hierzu gibt es eine – wenn auch konjunkturell schwankende – erziehungswissenschaftliche Debatte, die hier mit Blick auf die Themenstellung jedoch nicht weiter verfolgt wird. Vgl. aktuell: Z.f.Päd. 1/2023.

normativer Handlungsforderungen auftritt. Diese werden durch Begriffe wie Schuld oder Pflicht noch verschärft, die dann auch deutlich eine „Einschränkung der individuellen Handlungsfreiheit“ nach sich ziehen (Mieth/Brambauer 2020: 2). So wird ja auch im Grundgesetz (Art. 6) die Sorge (hier als „Pflege und Erziehung“ gefasst) als eine „zuvörderst“ den Eltern „obliegende *Pflicht*“ bezeichnet.

Während also ethische Verantwortung nicht auf bestimmte Relationen begrenzt werden kann (und soll), würde sich eine verpflichtende moralische Verantwortung etwa in der Beziehung von Eltern zu deren Kindern formulieren lassen: Aus der Tatsache, dass „Kinder ohne ihre Einwilligung in die Welt gebracht werden“ (Zumhof 2020: 111), leitet sich die Sorgepflicht der Eltern ab, die Kinder „mit der Tatsache ihrer ungefragten und ungewollten Existenz in einer ihnen nur selten günstigen Welt auszusöhnen“ (Blumenberg, zit. ebd.), denn sorgten sie nicht für das Kind, so handelten sie, heißt es bei Kant, „so wie der, der einen Menschen im Schlaf an einen unsicheren Ort bringt“ (Kant, zit. n. ebd.). Aus der Tatsache jedoch, dass Kinder von der Fürsorge der Eltern „profitiert“ haben, ließe sich nicht im Umkehrschluss eine Verantwortung den Eltern gegenüber ableiten, argumentieren Mieth/Brambauer (2020: 5).

Elterliche Sorge und die Befähigung zur Verantwortung des Einzelnen gegenüber sich selbst und anderen als Ziel des Erziehungsprozesses waren auch zentrale Topoi für die Geisteswissenschaftliche Pädagogik (vgl. z.B. Nohl 1919; 1935/1961), denn „gelingt es nicht, diese Verantwortlichkeit zu wecken und das Ich des Kindes selbst zu gewinnen, so ist das pädagogische Ziel nicht erreicht. Die Verantwortlichkeit erwächst in der Wiege des Gehorsams, und entscheidend für ihre Entwicklung ist die Erfahrung der Schuld“ (Nohl, zit. n. Witte 2020: 4).⁴

Sorge scheint also ein spezifisches Verhältnis zu bezeichnen, das sich nicht allein von der Verantwortung herleiten lässt, sofern diese eher das Verhältnis betrachtet, in Bezug auf Sorge jedoch sowohl Beziehungsformen wie auch Formen von Handlungen mit betrachtet werden müssen.

2 Warum sollten wir für andere sorgen?

Wenn es vorher hieß, in der Fokussierung auf Geben-Empfangen sei eine Verkürzung angelegt, sogar eine Tendenz zur Hierarchisierung, so sollte das auf das Verhältnis zum Anderen⁵ verweisen und, gewissermaßen über diesen Um-

4 Dass Herman Nohl die Verantwortung dabei auf quasi-logisch entwickelte Weise auf Mutter und Vater verteilt, sei hier nicht weiter verfolgt (vgl. Rendtorff 2000).

5 Die Schreibweise ‚der Andere‘ mit einem großen A verweist darauf, dass hier von einem überpersönlichen, verallgemeinerten Anderen die Rede ist.

weg, auf ein spezifisch verkürztes Verhältnis zu sich selbst. Die Fokussierung auf das Geben-Empfangen, so die Überlegung, würde bezogen auf das Selbstverhältnis etwa bedeuten: „meines Daseins bin ich gewiss“ – aber diese Selbstgewissheit, argumentieren Böhme/Böhme (1992) in kritischer Lektüre Kants, könne sich letztlich nicht vom ‚cogito‘, sondern nur vom eigenen Leib her bestimmen lassen (ebd.: 317ff.). Im Leib aber ist unhintergebar der Hinweis auf Unbeherrschbarkeit, Uneinschätzbarkeit und auf fundamentales Angewiesensein enthalten, auf das Geborensein und die eigene Endlichkeit – nicht nur situativ, wenn man sehr klein, sehr alt oder unvorhersehbar auf Hilfe angewiesen ist, sondern ebendeshalb grundsätzlich. Zur Umgehung dieser Uneinschätzbarkeit des Leibes und der Leugnung von Angewiesensein dient in der Geschichte von Philosophie und Staatswesen das idealisierte androzentrische Konzept des autonomen Subjekts: die „Entleibung der Idee, des Geistes – und damit auch des Mannes, der den Logos ‚verkörpert‘“ (von Braun 1985: 107), begleitet von der Idee der „Beleibung“ der neu und selbständig geschaffenen ‚neuen‘ Materie. Beide gemeinsam „haben sich einerseits in der Entkörperung der Väter niedergeschlagen und andererseits in der Verwandlung des Logos in einen ‚Vater‘“ (ebd.). Um den widerspenstigen Leib, der sich nicht ‚unter Kontrolle‘ bringen lässt, ja sogar „sich selbst fremd“ ist (Waldenfels 2000: 11), beherrschbar zu machen, oder zumindest beherrschbar erscheinen zu lassen, werden Verletzlichkeit und Bedürftigkeit, Abhängigkeit und Angewiesensein an das Weibliche delegiert – besser: an die *Idee* eines Weiblichen, das auf diese Weise Kontur annimmt: als Bedürftiges angewiesen auf jene Idee eines Männlichen, das scheinbar und angeblich die leibliche Unbeherrschbarkeit durch Logos, Macht und Krieg überwinden kann. Diese Spaltung sieht Viktoria Schmidt-Linsenhoff auch am Beginn der Nationbildung nach der Französischen Revolution, als entscheidend für die (androzentrische) Imagination eines Volkskörpers – eines Einheit und Stärke symbolisierenden männlichen Körpers, der „sich durch den Ausschluss von Frauen konstituiert“ (Schmidt-Linsenhoff 2000: 152). Bedroht und in Frage gestellt erscheint dieser homosoziale Raum von den als aggressiv empfundenen Forderungen der Frauenclubs, deren „Krawallen“ und „publizistischen Attacken“ gegen die „männliche Tyrannei“ (ebd.: 154) mit Ausschluss und Verbot begegnet wurde (siehe auch Arni 2023).

Hier ist das antike Konzept der Selbstsorge gewissermaßen in sein Gegenteil verkehrt. Denn in dem (von Foucault (1989) ausbuchstabierten) Konzept von Sokrates/Platon braucht die Sorge für sich selbst, oder: das ‚Sich-zu-sich-selbst-Verhalten‘ die Selbsterkenntnis als ihre Bedingung, und sie ist in ihrem Kern ein politisches Projekt. Die Sorge ist hier „die charakteristische Tätigkeit der Seele“, und sich „auf das Seinige [zu] verstehen, ist die Voraussetzung dafür, das, was die anderen betrifft, zu verstehen und ein politischer Mensch zu werden“ (Schmid 1995: o.S.).

Diese Grundidee ist in Cornelia Klingers Vorschlag für ein Konzept der Lebenssorge aufbewahrt, wenn sie schreibt: „Die Reichweite der Lebenssorge

geht über den Körper hinaus. In Gestalt von Erziehung und Bildung betrifft sie Seele und Geist“ (Klinger 2013a: 83). Deshalb sieht Klinger in allen aktuellen politischen und ökonomischen Krisen unserer Zeit prominente Bezüge zu Aspekten der Lebenssorge, von der bürgerlich-patriarchalen Gesellschaftsordnung und ihrem langsamen Zerfall bis zu zeitaktuellen „Lebenssorge-Regimes“ (ebd.: 95), sofern die marktwirtschaftliche Organisation „so gut wie alle Belange des Lebens“ affiziert und dominiert. Die oben skizzierte Zerlegung der Bedingungen menschlicher Existenz und deren Aufteilung auf ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Positionen sieht sie als „Strategien der Kontingenzbewältigung“ (Klinger 2013b: 270), also Versuche, mit der Tatsache der „unübersichtlichen Vielfalt/Pluralität des Lebendigen“ fertig zu werden. Auch die Geringschätzung, ja „Verachtung des Körpers“ resultiere aus jener Kontingenz, das heißt aus der Zufälligkeit und Hinfälligkeit des Lebens“ (ebd.) – oder, anders gesagt, es ist der Versuch der Verleugnung der Hinfälligkeit und Unbeherrschbarkeit des Leibes, der als Abwehr die Verachtung des Leiblichen mit seinen Ambivalenzen hervorbringt.

Ein Aspekt jedoch kommt auch in diesen Konzepten zu kurz, und das ist die Frage nach der Begründung (moralischen) Handelns gegenüber anderen und dessen möglicher Freiwilligkeit. Denn folgen wir der These einer „Zerlegung“ der Dimensionen von Sorge und ihrer androzentrisch gefärbten Aufteilung auf männlich-heroische, leibferne und weiblich-mütterliche, ‚überverleiblichte‘ Positionen, dann zeigt sich, dass ohne diese Zerlegung, oder wenn sie aufgehoben wäre, die Sorge für sich und andere nicht moralisch begründbar ist, sondern sich überhaupt als gänzlich unfreiwillig erweist. Die (androzentrische) Idee des sich seines Daseins sicheren autonomen Subjekts, das sich aus Güte oder normativ-moralischer Verpflichtung anderen unterstützend zuwendet, ist eine Illusion. Denn dass Menschen als soziale, vulnerable und unvollkommene Wesen auf andere angewiesen sind, ist ein Konstituens menschlicher Existenz. In der Beschäftigung mit philosophischen Positionen (etwa von Lévinas) oder psychoanalytischen (etwa von Lacan oder Laplanche) hat die Thematisierung des Anderen zunehmend großen Raum eingenommen (vgl. z.B. Schäfer/Wimmer 2006; Wimmer 1988). Dabei soll insbesondere die Formel vom ‚Primat des Anderen‘ die Kritik am selbstgewissen ‚autonomen Subjekt‘ ausdrücken (auch wenn dies meist nicht in seinem androzentrischen Charakter gesehen wird). Zentral für diese (wenn auch unterschiedlichen) Konzepte ist die Erkenntnis, dass nicht ein ‚Ich‘, eine ‚Person‘ von sich aus denkt und handelt, sondern dies immer schon in einer Art ‚Antwort‘ auf das, was sie hört, sieht, erwartet, wünscht oder von dem sie spürt, dass andere es (von ihr) wünschen. Das ist auch der Sinn des von Lacan häufig zitierten Bonmots, dass der Andere der Ort sei, an dem das Ich sich konstituiert. In dieser Korrespondenz ist das Ich/die Person/das Subjekt eben *nicht* autonom, sondern immer schon verwickelt (vgl. Rendtorff 2023). Das betrifft im Übrigen auch die Geschlechtlichkeit, die niemand einfach so ‚für sich‘ bestimmen oder über sie

entscheiden kann, sondern die ebenfalls aus der Geschichte des Subjekts und seiner Lebenserfahrung erwächst.

Aus dem so verstandenen Verhältnis zum Anderen ergibt sich logisch, dass Sorge nicht nur entmoralisiert, sondern als etwas radikal und existenziell Unfreiwilliges aufgefasst werden muss. Von hier aus lässt sich, obwohl ein wenig anders gemeint, auch die Formulierung von Blumenberg übernehmen, Erziehung sei eine „Initiation in eine Kultur der Sorge“ (zit. n. Zumhof 2020: 112).

3 Die Geschlechterordnung der Sorge

Was die Geschlechterfrage angeht, sehe ich vor allem zwei Perspektiven, in denen Sorge verhandelt wird und werden sollte – mit jeweils spezifischen sich ergebenden Problemen. Die eine betrifft den Aspekt der Berechenbarkeit von Sorge, die andere die Frage, um was für eine Form von Tätigkeit es sich dabei überhaupt handelt. Beide lassen sich nicht voneinander trennen. Denn das Problem der Berechenbarkeit hat seinerseits zwei Dimensionen: die Frage, wie und von wem Sorgearbeiten – also instrumentell geordnete Vollzüge von Teilaspekten der Sorge – entlohnt werden sollen, und als deren Voraussetzung die Frage, was alles zu diesen Tätigkeiten gezählt, mithin als Sorge definiert werden soll.

Dies wiederum lässt sich noch differenzieren in eine intergenerationelle Seite – die vorne erwähnte ‚Pflicht‘ der Eltern gegenüber ihren Kindern – die jedoch im Interesse der Gesamtgesellschaft erfolgt und deshalb von allgemeiner Bedeutung ist; und zweitens die Seite der Versorgung anderweitig Bedürftiger, sei es aus Gründen von Krankheit, Armut oder Alter. Auch diese liegt im allgemeinen Interesse, kann jedoch in größerem Maße institutionalisiert und kommodifiziert werden und verlagert sich dadurch in ein anderes ökonomisches Register.

Es ist vermutlich müßig zu fragen, wann und warum die geschlechtliche Arbeitsteilung sich durchgesetzt hat, denn sie fundiert die Erörterungen in feministischen Schriften seit jeher. Im Vordergrund gerade der frühen Proteste steht nicht die Aufteilung und Zuweisung bestimmter Arbeiten, sondern stehen die mit der Arbeitsteilung einhergehende rechtliche Ungleichheit und die Verachtung der Charakterisierungen des Weiblichen, die als deren Folge auftreten, wie Oberflächlichkeit, Gefallsucht usw. Dies können wir seit den Schriften von Christine de Pizan aus dem frühen 15. Jahrhundert oder bei Mary Wollstonecraft im 18. Jahrhundert nachlesen, die als wichtigstes Ziel formuliert, dass Frauen die „Macht über sich selbst“ erringen müssten (zit. n. Bock 2000: 50; vgl. auch Baader/Breitenbach/Rendtorff 2021, Kap. 9). Oder bei den Aktivistinnen der Ersten Frauenbewegung in den 1860er Jahren, wenn sie feststellen, dass die von den Männern beklagte Unwissenheit der Frauen auf die Schuld

ebendieser Männer verweist, die ihnen die notwendigen Bildungsmöglichkeiten vorenthalten haben. In vorbürgerlicher Zeit war es auch nicht unbedingt der Fall, dass *alle* Frauen keine Macht im sozialen Raum gehabt hätten – so argumentiert Evke Rulffes (2021, Kap. 2) anhand von Schriften aus dem 18. Jahrhundert, dass „Hausmutter“ eine Herrschaftsposition bezeichnete, die durchaus mit Rechten und Einfluss ausgestattet war – wobei hier die Spaltung innerhalb der Genusgruppe der Frauen zwischen denen, die im Haushalt das Sagen haben, und den Bediensteten, Knechten und Mägden, deutlich wird, die immer auch Teile der Sorgearbeiten übernommen haben. Mit der Konsolidierung der bürgerlichen Gesellschaft radikalisierte sich die Politik des Fernhaltens der bürgerlichen Frauen von Arbeitsmarkt und politischer Öffentlichkeit und ihre Verpflichtung auf Sorgetätigkeiten. Anhand von aktuellen Vergleichsstudien (Beckmann 2014) lässt sich zeigen, wie stark die geschlechtliche Arbeitsteilung auch heute mit der jeweiligen Einstellung innerhalb einer Gesellschaft divergiert – und dass sie zwar grundsätzlich reversibel ist, dies jedoch keineswegs von selbst mit der Beteiligung von Müttern am Arbeitsmarkt einhergeht: „Care neu verteilt, aber kaum zwischen den Geschlechtern“ (ebd.: 212).

Wenn wir das Stichwort Berechenbarkeit wieder aufnehmen, so könnte sich wiederum nahelegen, zwischen Sich-sorgen-um und Sorgen-für zu differenzieren, wobei sich ersteres als Dimension von Beziehung charakterisieren ließe, traditionell als mütterlich deklariert und nach wie vor überwiegend den Müttern zugerechnet, und letzteres eine Frage der Betreuung darstellen würde. Es zeigt sich allerdings schnell, wie schwierig diese Abgrenzung wäre – können doch auch institutionalisierte pädagogische Betreuungsverhältnisse nicht ohne die Dimension der sorgenden Beziehung etwa zu den betreuten Kindern oder alten Menschen auskommen. So wird die Frage danach, was denn nun zur Sorge zu rechnen wäre, erkennbar schwierig. Gibt es einen Überschuss in der Sorge, den die Liebe (ob zum Kind oder zu anderen Betreuten) ausmacht? Gäbe es folglich einen unberechenbaren Anteil – die Liebe – und einen berechenbaren – die Sorge? Und wie könnte folglich Sorge-minus-Liebe charakterisiert werden? Denn selbst wenn die Sorge ihres Überschusses aus Liebe entkleidet wäre, würde sie dennoch nicht auf instrumentell-technische Versorgung reduzierbar sein, weil, wie vorne gesehen, die Sorge gegenüber anderen als Bestandteil der Sorge für sich selbst gesehen werden muss und die ethische Verpflichtung dem anderen gegenüber nur die Rückseite der eigenen Anerkennung bildet. Im Anschluss an den voranstehenden Abschnitt ließe sich dann folgern, dass es eine unfreiwillige Notwendigkeit gegenseitiger Sorge gäbe, wobei nicht alle dasselbe *tun* müssten, sich aber bewusst sein, dass sie demselben Kreislauf angehören und zu diesem in irgendeiner Form beitragen.

Dass sich aus keiner dieser Perspektiven eine spezifische Sorge-Eignung oder Sorge-Verantwortung von Müttern/Frauen ableiten lässt, ist evident – dass wir (Menschen) „uns selbst als in einem Prozess der Fürsorge eingebettet

erkennen“ hat Joan Tronto dazu bewogen, von der Demokratie als einer „fürsorglichen Praxis“ zu sprechen (Tronto 2000: 29). Aber dass das gesamte semantische Feld von Sorge mit Ausnahme der instrumentell-materiellen Dimension seit langer Zeit mütterlich-weiblich konnotiert ist, macht es schwer, zu sehen, dass die Sorge auch jetzt und immer schon zum Feld des Pädagogischen gehört – außer wenn dies explizit in den Fokus gerückt wird.

4 Sorge – Bildung – Erziehung

Es hat sich jetzt gezeigt, dass Sorge sowohl den Bezug auf einen anderen meint, für den oder um den ich mich Sorge, zugleich aber immer die „Rückbezogenheit der Sorgenden auf sich selbst“ einschließt (Baader/Breitenbach/Rendtorff 2014: 12), wobei ein Teil meines Interesses „von meiner eigenen Realität auf die Realität des anderen übergeht“ (Noddings 1984/1993: 151). Dieses „Übergehen“ ist aber nicht harmonisch – weil das Sorgeverhältnis zum Anderen „unfreiwillig“ ist, wird, mit Lévinas gesprochen, „das Subjekt gerufen in ein Sein-für-den-Anderen, das er nicht erwählt hat und dem er sich nicht widersetzen kann“ (Schriever 2018: 27). Als Schutz vor einer verschlingenden Vereinnahmung fungiert hier der Dritte, ähnlich wie auch in Freuds Konzept der Triade: Der jeweils Dritte schützt die beiden jeweils anderen (bei Freud paradigmatisch Mutter und Kind) davor, ‚Ein und alles‘ für einander sein zu wollen oder zu müssen, und eröffnet dadurch den Weg zu Abgrenzung, Selbstständigkeit und Individualität.

Es hat sich jetzt gezeigt, dass Sorge sowohl den Bezug auf einen anderen meint, für den oder um den ich mich Sorge, zugleich aber immer die „Rückbezogenheit der Sorgenden auf sich selbst“ einschließt (Baader/Breitenbach/Rendtorff 2014: 12), wobei ein Teil meines Interesses „von meiner eigenen Realität auf die Realität des anderen übergeht“ (Noddings 1984/1993: 151). Dieses „Übergehen“ ist aber nicht harmonisch – weil das Sorgeverhältnis zum Anderen „unfreiwillig“ ist, wird, mit Lévinas gesprochen, „das Subjekt gerufen in ein Sein-für-den-Anderen, das er nicht erwählt hat und dem er sich nicht widersetzen kann“ (Schriever 2018: 27). Als Schutz vor einer verschlingenden Vereinnahmung fungiert hier der Dritte, ähnlich wie auch in Freuds Konzept der Triade: Der jeweils Dritte schützt die beiden jeweils anderen (bei Freud paradigmatisch Mutter und Kind) davor, ‚Ein und alles‘ für einander sein zu wollen oder zu müssen, und eröffnet dadurch den Weg zu Abgrenzung, Selbstständigkeit und Individualität.

In gewisser Weise ist das auch eine Grundidee der Verfasstheit unseres Bildungssystems. Die Paragraphen des Sozialgesetzbuchs bzw. des Familienrechts, die den absoluten Vorrang der Eltern im Zugriff auf das Kind – einschließlich der Seite der eigenen Verpflichtung – formulieren (v.a. § 1631ff.),

überlassen es zunächst den Eltern, über die Belange des Kindes zu entscheiden, während der staatliche Einfluss hier, vor allem aus historischen Gründen (um den Raum des Privaten vor staatlichem Zugriff zu schützen), weit zurückgedrängt wird. Dies ist im Übrigen sicherlich auch mit verantwortlich dafür, dass sich die BRD so schwertut, quantitativ ausreichende und qualitativ hochwertige institutionelle Angebote für den Elementarbereich zu schaffen (vgl. auch Beckmann 2014: 121ff.). Erst wo im Familienrecht Ausbildung und Beruf zur Sprache kommen, sich das Kind also bereits vom Elternhaus zu entfernen beginnt, wird (in §1631a) den Eltern angeraten, den „Rat eines Lehrers oder einer anderen geeigneten Person“ einzuholen. Ein ‚Dritter‘, der dem Kind eine Alternative zur elterlichen Lebensgestaltung aufzeigen könnte, tritt also im Kontext von Bildung und Erziehung (soweit familienrechtlich konzipiert) erst mit der Schulpflicht auf, und mit dem Übergang vom Sozialgesetzbuch zu den Schulgesetzen der Länder.

Die mit der Bürgerlichen Gesellschaft etablierte strikte Trennung von privatem und öffentlichem Raum, die einherging mit der Platzanweisung und der Übertragung der Verantwortung für das Häuslich-Private und die Kindersorge an Frauen, wirkt hier deutlich nach – und so verstetigt sich auch die Spaltung von materiell-instrumenteller Sorge des (ideal gedachten) Vaters und emotional-helfender Sorge der Mutter. Dies bildet m.E. auch die Basis für die hierarchisierende Unterscheidung von Erziehung und Bildung, die adultistisch die Bildung als den „nobleren Ausdruck“ (Meyer-Drawe 1992: 162) über die Erziehung als die „erfolgreichere Verheißung“ (ebd.: 167) stellt und damit den ‚weiblichen‘ Beitrag zur kindlichen Entwicklung als bildungsbezogen geringwertig deklariert.⁶ Damit einher geht zudem die Delegation der Zuständigkeit für das Leibliche (das Kreatürliche, die Beschäftigung mit der Unbeherrschbarkeit und Hinfälligkeit des Leibes) an Mütter/Frauen mit der Folge einer konstitutiven Leibferne der Erziehungswissenschaft, weil sich diese ja insbesondere in ihren Anfängen als eine ‚männliche‘, intellektuelle und geistig-rationale Wissenschaft, vergleichbar mit und gleichberechtigt zu Philosophie und Naturwissenschaften, konturieren wollte. Schon Klaus Mollenhauer hatte in den 1980er Jahren darauf hingewiesen, dass die Erziehungswissenschaft es versäumt habe, Leiblichkeit als „konstitutives Moment von Bildungsprozessen“ mit in die Theoriebildung aufzunehmen (Zumhof 2019: 345f.). Vielleicht trägt auch diese Leibferne ein wenig zu der Schwierigkeit bei, das pädagogische Gegenüber als ebensowenig souverän und steuerbar zu erkennen wie sich selbst – oder umgekehrt: sich dem pädagogischen Gegenüber nicht vorrangig mit der Maßgabe zu nähern, das erwartbar Richtige und Notwendige bei ihm erreichen zu wollen (und zu können).

6 Dies drückt sich nicht zuletzt auch darin aus, dass im Gesamtdurchschnitt „das Gehalt für Erzieherinnen rund 180 Euro unter dem Gehalt von Erziehern“ liegt. Vgl. <https://www.p-werk.de/blog-post/erzieher-gehalt#:~:text=Spitzenreiter%20mit%20einem%20Durchschnitts%20gehalt%20von,mit%20durchschnittlich%204.050%20Euro%20brutto> [Zugriff: 20.2.2023].

5 Die Sorge ‚neu‘ denken?

Die hier vorgetragenen Überlegungen haben gezeigt, dass über Sorge eigentlich nicht ‚neu‘ gedacht werden muss – alle wichtigen und hilfreichen Aspekte sind schon gedacht und ausgesprochen worden und liegen sozusagen ‚auf dem Tisch‘. Die Herausforderung liegt eher darin, sie im erziehungswissenschaftlichen Denken und den pädagogischen Diskursen sichtbarer zu machen und dadurch dieses Denken selbst zu modifizieren. Erziehungswissenschaftlich relevant dafür sind sowohl Diskurslinien, die vor allem die geschlechtliche Arbeitsteilung, die „Fürsorgearbeit“ als „allseitige“ (Waerness 2000: 57) und die ungleiche Verantwortlichkeit für Sorgetätigkeiten fokussieren, wie auch die mit Blick auf ‚den Anderen‘ bzw. das ‚Verhältnis zum Anderen‘ geführten, in denen dieses Verhältnis als ‚antwortendes‘ verstanden wird (vgl. Wimmer 1992: 175).

Der These folgend, dass Sorge nicht eine Richtungsangabe bezeichnet (zwischen einem ‚umsorgenden‘ und einem ‚umsorgten‘ Teil (siehe vorne)), sondern es sich um ein gewissermaßen universelles Bezogensein, ein Sorgen aller füreinander handelt, in das das Bewusstsein von Angewiesensein, von gegenseitiger Verantwortung ebenso eingelassen ist wie die Fähigkeit zu selbstbestimmtem Handeln, müssten dann auch Aspekte wie Verantwortung oder Vertrauen anders diskutiert werden. Wenn Beziehungen als wechselseitig verantwortliche konzipiert wären, deren gemeinsame Basis jenes Bezogensein darstellt, müsste Verantwortung nicht moralisch eingeklagt, sondern ethisch bestimmt werden. Dafür müsste aber im erziehungswissenschaftlichen Diskurs die „Vision richtiger Erziehung“ (Oelkers, zit. n. Wimmer 1992: 180) aufgegeben werden zugunsten eines anderen Blicks auf das „Unentscheidbare“ im pädagogischen Handeln. Auch würde sich das Verhältnis zum Elementarbereich verändern. Das Bewusstsein einer Verantwortung und Sorge füreinander würde notwendigerweise die vorschulischen Einrichtungen aus dem Bereich scheinbar privater Angelegenheit (ausgedrückt in der Zuordnung zum Familienrecht) in das öffentliche Interesse und die Verantwortung aller Gesellschaftsmitglieder heben, und die Frage, was dem Wohlergehen von Kindern dienlich ist, zu einer allgemeinen Angelegenheit machen.

Literatur

- Arni, Caroline (2023): Die Reichtümer des Körpers. Versuch einer Kritik der Naturalisierungskritik. In: *Merkur* (77) 892, S. 5–17.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hrsg.) (2014): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim: Beltz/Juventa.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hrsg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20. Baden-Baden: Nomos.
- Baader, Meike Sophia/Breitenbach, Eva/Rendtorff, Barbara (2021): Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegungen. Eine Bilanz. Stuttgart: Kohlhammer.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.) (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt a.M.: Campus.
- Beckmann, Sabine (2014): Care neu verteilt? Väter und Mütter im schwedischen, französischen und deutschen Wohlfahrtsstaat. In: Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hrsg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Weinheim: Beltz/Juventa, S. 116–126.
- Binder, Beate et al. (Hrsg.) (2019): Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Opladen: Barbara Budrich.
- Bock, Gisela (2000): Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München: C.H.Beck.
- Böhme, Hartmut/Böhme, Gernot (1992): Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Braun, Christina von (1985): Nicht ich: Logik, Lüge, Libido. Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- Foucault, Michel (1989): Sexualität und Wahrheit 3. Die Sorge um sich. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gilligan, Carol (1985): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München: Piper.
- Hartmann, Anna (2022): Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heidbrink, Ludger/Langbehn, Claus/Sombetzki, Janina (Hrsg.) (2020): Handbuch Verantwortung. Living reference work. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06175-3> [Zugriff: 20.2.2023].
- Klinger, Cornelia (2013a): Krise war immer... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna/ Aulenbacher, Brigitte/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82–104.
- Klinger, Cornelia (2013b): Ute Gerhard und Cornelia Klinger über Care/Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge. In: *Feministische Studien* 2/2013, S. 267–277.
- Kohlen, Helen (2011): Nel Noddings. In: Böhm, Winfried/Fuchs, Birgitta/Seichter, Sabine (Hrsg.): Hauptwerke der Pädagogik. Paderborn: Schöningh, S. 321–323.
- Kuhlmann, Nele/Ricken, Norbert (2019): Verantwortung und Kindheit. In: Drerup, Johannes/Schweiger, Gottfried (Hrsg.): Handbuch Philosophie der Kindheit. Stuttgart: Metzler, S. 236–243.
- Meyer-Drawe, Käte (1992): Zum metaphorischen Gehalt von „Bildung“ und „Erziehung“. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 2/1999, S. 161–175.

- Mieth, Corinna/Bambauer, Christoph (2020): Verantwortung und Pflichten. In: Heidbrink, Ludger et al. (Hrsg.): *Handbuch Verantwortung*. Wiesbaden: Springer VS., S. 236–244.
- Noddings, Nel (1984/1993): Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen? In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hrsg.): *Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 135–171.
- Nohl, Herman (1919): Das Verhältnis der Generationen in der Pädagogik. In: *Pädagogische und politische Aufsätze*. Jena: Eugen Diederichs Verlag, S. 21–35.
- Nohl, Herman (1935/1961): Die Autonomie in der Pädagogik. In: *Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie*. Frankfurt a.M.: Schulte-Bulmke, S. 124–145.
- Rendtorff, Barbara (2023): Figuren von Andersheit und Geschlecht. In: Frohn, Julia et al. (Hrsg.): *Inklusionsorientierte Schulentwicklung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 119–128.
- Rendtorff, Barbara (2000): Pädagogischer Bezug und Geschlechterverhältnis. In: *Pädagogische Rundschau* 6/2000, S. 703–722.
- Rulfes, Evke (2021): *Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwertung*. Hamburg: Harper Collins.
- Ruddick, Sara (1989/1992): *Mütterliches Denken*. Frankfurt a.M.: Campus (Original: *Maternal Thinking*, 1980).
- Schäfer, Alfred/Wimmer, Michael (Hrsg.) (2006): *Selbstausslegung im Anderen*. Münster: Waxmann.
- Schmid, Wilhelm (1995): Selbstsorge. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe Verlag. DOI: 10.24894/HWPh.3842 [Zugriff: 20.2.2023].
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (2000): Männliche Alterität in der Französischen Revolution. Zwei Gemälde von Anne-Louis Girodet im Salon 1798. In: Hölz, Karl/Schmidt-Linsenhoff, Viktoria/Uerlings, Herbert (Hrsg.): *Beschreiben und Erfinden. Figuren des Fremden vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 147–171.
- Schriever, Carla (2018): *Der Andere als Herausforderung. Konzeptionen einer neuen Verantwortungsethik bei Lévinas und Butler*. Bielefeld: transcript.
- Tronto, Joan (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien extra*, S. 25–42.
- Waldenfels, Bernhard (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wendel, Saskia (2003): *Feministische Ethik zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Waerness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. Zur Karriere eines Begriffs. In: *Feministische Studien extra*, S. 54–66.
- Wimmer, Klaus-Michael (1988): *Der Andere und die Sprache. Vernunftkritik und Verantwortung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Wimmer, Klaus-Michael (1992): Von der Identität als Norm zur Ethik der Differenz. Das Verhältnis zum Anderen als zentrales Problem einer pädagogischen Ethik. In: Meyer-Drawe, Käte (Hrsg.): *Pädagogik und Ethik*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 151–180.
- Witte, Egbert (2020): Verantwortung in Erziehung und Bildung. In: Heidbrink, Ludger et al. (Hrsg.): *Handbuch Verantwortung*. Wiesbaden: Springer VS. DOI 10.1007/978-3-658-06175-3_34-1 [Zugriff: 20.2.2023].

- Zumhof, Tim (2020): Die Trostbedürftigkeit des Menschen und die „Kultur der Sorge“ – Hans Blumenberg über das anthropologische Existenzial der Sorge. In: Dietrich, Cornelia et al. (Hrsg.): *Anthropologien der Sorge im Pädagogischen*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 104–114.
- Zumhof, Tim (2019): „Alle Bildung zielt darauf, sich von außen sehen zu lernen“ – Hans Blumenbergs Begriff der Sichtbarkeit als ein Beitrag zur Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: Malte Brinkmann et al. (Hrsg.): *Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Phänomenologische Erziehungswissenschaft* 8, S. 343–360. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25517-6_18 [Zugriff: 20.2.2023].

Die Dimension der Sorge in Schule und Unterricht

1 Einleitung

Sorge wird in jüngerer Zeit in vielen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen, so auch in der Erziehungswissenschaft, stärker bearbeitet (vgl. z.B. Brückner 2004; Dietschi/Reichenbach 2014; Mortari 2016; Bilgi 2019; Dietrich 2020). Immer weniger lassen sich Erfahrungen von Vulnerabilität, Angewiesenheit und Relationalität im Gestus von individueller Souveränität und Autonomie überspielen oder verschleiern. Die angesprochenen Erfahrungen beinhalten und artikulieren sowohl menschliche Schwäche und Verletzlichkeit – etwa in Phasen von Kindheit, Alter, Krankheit, Sterben – wie aber auch nicht-menschliche Verletzungen und kontingente, nicht (mehr) beherrsch- und planbare Dynamiken der Natur und des Klimas, der Technik, des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Sorge soll hier verstanden werden als ein individuelles wie kulturelles Antwortgeschehen auf Angewiesenheit, Vulnerabilität und Unsicherheit menschlichen Lebens und menschlicher Lebensverhältnisse im Horizont einer unsicheren Zukunft, sie ist damit unhintergebar relational. Bezogen auf die Felder von Bildung und Erziehung steigt derzeit die sozial- und professionspolitische Aufmerksamkeit für die Dramatik der Care Crisis, die im feministischen Diskurs schon lange thematisiert wird (Winker 2015; Lutz 2010), und richtet ihren Blick zunehmend auch auf die Professionen der Erzieher*innen und Sozialpädagog*innen. Der Fachkräftemangel findet eine seiner Ursachen in dem marginalisierten und immer wieder von symbolischer und materieller Abwertung betroffenen Professionsverständnis.

In schulpädagogischen Diskursen ist das Thema der Sorge allerdings noch wenig präsent. Initiiert durch das schulische Transformationsgeschehen, das hier mit den Begriffen von Ganzttag und Inklusion nur angedeutet werden soll, werden Versorgung, Pflege und Regeneration zwar inzwischen mancherorts zur Sprache gebracht (Budde/Blasse 2016; Helsper 2016), erhalten aber eher den Status einer meist sozialpädagogisch gerahmten Zusatzaufgabe zum Unterrichtsgeschehen, nicht den Status grundlegender Bedeutung von Unterricht.

Damit wiederholt sich, so eine These dieses Beitrags, in der Schule die Geschichte der Abjektion von Sorge (Hartmann 2020) durch Delegation und randständige Platzierung. Vor diesem Hintergrund soll hier die Frage behandelt werden: Welchen Platz hat die Sorge als grundlegende Dimension von Bildung, Erziehung und Unterricht? Dazu wird zunächst eine theoretische Sensibilisierung vorgenommen, indem Sorge in einem weiten philosophischen Sinne von Sorgearbeit und Sorgepraktik in einem stärker sozialwissenschaftlichen bzw. sozialpädagogischen Sinn unterschieden wird. Im dritten Abschnitt wende ich mich dann dem Feld der Schule zu und untersuche Möglichkeiten der Erweiterung eines sozialpädagogischen Sorgebegriffs vor dem Hintergrund anfänglicher, aktuellerer Thematisierungen von Sorge in Schule.

2 Theoretische Suchbewegungen: Sorge – Sorgearbeit – Sorgepraktiken

2.1 Sorge in der Philosophie

Seit der Antike und diese wieder aufgreifend existiert in der Philosophie, etwa bei Heidegger (1927), Arendt und Foucault bis hin zu Butler und Mortari (2022) eine ausführliche Thematisierung der Sorge als einem existentiellen Phänomen menschlichen Lebens. Für Heidegger ist Sorge die Grunddimension des Daseins in der Welt. Allein in der Sorge um etwas oder jemanden entsteht die Möglichkeit, die Spannung zwischen dem In-die-Welt-Geworfen-sein und der Notwendigkeit, sich selbst zu entwerfen, zu bearbeiten. In diesem doppelten Bezug auf Präsenz (Geworfenheit) und Zukunft (Entwurf) ist die im Deutschen charakteristische Doppelbedeutung der Sorge, als „Sorgen für“ sowie als sich „Sorgen machen um“ als Blick in eine ungewisse Zukunft, enthalten. Menschen sind einerseits ausgeliefert an die schon bestehende Welt, eine bestimmte Kultur, Region, Familie, Zeit, sie müssen sich andererseits aber als denkende, handelnde, tätige Wesen dazu in Sorge verhalten; dies legt für Heidegger Grund für eine immerwährende Fremdheit und Angst, die das Leben begleitet und zu Sinnstiftung herausfordert.

In stärkerem Maße die Relationalität und Angewiesenheit auf Andere betonend, hat Luigina Mortari (2022) in Auseinandersetzung mit antiken Philosophen drei verschiedene Bedeutungen von Sorge herausgearbeitet: Eine erste Bedeutung des griechischen Wortes *meríana* meint die Sicherung, den Schutz und Erhalt von Leben. Sorgehandeln ist hier die – tägliche – Veranlassung, dass das dafür Notwendige getan wird. In dieser Weise verstehen auch Tronto/Fisher die Sorge: „Auf der allgemeinen Ebene ist Fürsorgen eine Gattungstätigkeit, die alles umfasst, was wir tun, um unsere ‚Welt‘ so zu erhalten, fort-

dauern zu lassen und wiederherzustellen, daß wir so gut wie möglich in ihr leben können. Diese Welt umfaßt unseren Leib, unser Selbst und unsere Umwelt, die wir in einem komplexen, lebenserhaltenden Netz miteinander verflechten.“ (Tronto/Fisher 1990: 40) Hierin zeigen sich zwei wichtige Erweiterungen des Alltagsverständnisses von Sorge bzw. Care: Zum einen ist Care als eine kollektive Praxis zu verstehen, die sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf materielle Gegenstände, die Umwelt, menschliche Beziehungen und gesellschaftliche sowie politische Institutionen bezieht.

„Wenn wir das erst einmal zur Kenntnis nehmen, stellen wir fest, dass Fürsorgen einen Großteil der Handlungen ausmacht, mit denen Menschen in ihrem Alltagsleben beschäftigt sind. [...] Fürsorgen ist demnach weder eine rein geistige noch eine bloß automatische und physische Tätigkeit, sondern eine Kombination vieler engagierter Praxen des menschlichen Lebens.“ (Tronto 2000: 27)

Auch Cornelia Klinger umspannt mit ihrem Begriff der Lebenssorge „alle theoretische Reflexion von und alle praktischen Relationen zwischen Menschen, die sich aus Bedingungen der Kontingenz, das heißt aus dem Werden und Vergehen des Lebens ergeben“ (Klinger 2013: 82f.). Zum anderen klingt eine ethische Verpflichtung auf ein gutes oder bestmögliches Leben an. Mortari greift dies mit dem griechischen Begriff der *epimeleia* auf, der für sie die zweite Dimension des Sorgebegriffs darstellt und das Erlblühen-lassen des Lebens in seinen je verschiedenen Möglichkeiten meint. Gerade vor dem Horizont von Verletzlichkeit und Unsicherheit bestehe die Aufgabe darin, im eigenen Leben durch Selbstsorge, im Leben anderer durch Fürsorge die über das alltäglich Notwendige hinausgehenden Möglichkeiten zu entdecken und zu kultivieren: „Care, in point of fact, may be understood as making bloom the ontological possibilities of being-there.“ (Mortari 2022: 9) Eine dritte Begriffsdimension fasst Mortari mit dem Begriff *terapeia*; darin wird Sorge im Sinne von Heilung und einem Sich-Indienststellen für das gefährdete Leben aufgefasst. Wo also Verletzlichkeit als Verletzt-Sein, seelisch oder körperlich, begegnet, bedarf es solchen Sorgehandelns, das zunächst die Linderung oder Abwendung von Leiden in den Fokus rückt.

2.2 Sorgearbeit

Diesem umfassenden philosophischen Begriff der Sorge muss ein umgrenzterer Sorgebegriff gegenübergestellt werden, der in Sozialwissenschaften und Sozialpädagogik ausformuliert wurde. Er behandelt vor allem die erste und dritte Dimension des eben Dargestellten, also die Notwendigkeit der alltäglichen Lebenssorge, etwa in Haushalt, Erziehung und Betreuung, sowie die fürsorgliche Zuwendung zu der Sorge bedürftigen Menschen, etwa in pflegerischen und Heilberufen. Auch hier stehen Verletzlichkeit, Angewiesenheit auf Andere und Handeln in eine ungewisse Zukunft hinein als Ausgangspunkt der

Untersuchungen; es werden dann jedoch stärker die Notwendigkeit der Organisation von Sorge-Arbeit sowie die Geschlechterordnung innerhalb dessen bearbeitet. So wird dort die Marginalisierung der menschlichen Sorge-Fähigkeiten unter dem machtvollen Einfluss männlich dominierter Universal-Ethik betont. Feministische sozialwissenschaftliche Diskurse, in denen seit den 1980er Jahren Sorgehandeln im Rahmen einer Care-Ethik beschrieben und breit diskutiert wird (vgl. Gilligan 1991, 1993; Noddings 1984, 1992; Toppe 2010), untersuchen immer wieder kritisch die als selbstverständlich geltende weibliche Care-Arbeit, die insbesondere unter spätkapitalistischen Bedingungen mit neuen Anforderungen und Aporien einhergeht (vgl. Lutz 2010; Hartmann 2020). Krisen der Sorge bzw. der Sorgesysteme, hinlänglich bekannt als Pflege-Notstand und Fachkräftemangel im Bereich des professionalisierten Feldes, entstehen u.a. durch die abnehmende Bereitschaft von Frauen, die unentgeltliche Familiensorgearbeit im Privaten weiterhin selbstverständlich zu übernehmen. In der *Care Crisis* (vgl. Winker 2015) wirken außerdem mangelnde Anerkennung bzw. Wertschätzung bei gleichzeitig wachsender gesellschaftlicher Bedeutung von Sorge zusammen (vgl. auch Aulenbacher/Dammayr 2014). Die Debatte um Sorgearbeit befasst sich laut Margrit Brückner (2011) immer wieder mit zwei besonders relevanten, aber auch hoch komplexen Fragen: Es geht zum einen um die Gerechtigkeit in Bezahlung und Anerkennung aller geleisteten Arbeit, privater wie öffentlicher, vom Arbeitsmarkt registrierter wie in Familie und Haushalt unsichtbar geleisteter Sorge-Arbeit, die ganz überwiegend von Frauen ausgeübt wird. Und es geht zum anderen um „eine gerechtere Verteilung der ganzen Arbeit, [...] und die Einbeziehung von Sorgeleistenden und Sorgeempfangenden in soziale Staatsbürgerschaft mit entsprechenden sozialen Rechten und Partizipationsmöglichkeiten“ (Brückner 2011: 23).

2.3 *Sorgepraxis*

Als ein dritter theoretisch zu untersuchender Bereich ist die Sorgepraxis zu nennen. Es liegen inzwischen einige auch empirisch fundierte Untersuchungen vor, mit denen das Sorgehandeln genauer zu bestimmen versucht wird. Sie reagieren auf die paradoxe Situation, in der die Sorgetätigkeit einerseits oft als ganzheitlich, darin aber diffus, kontingent und ungreifbar gefasst wird, andererseits in dieser Unspezifität sowohl symbolischen Idealisierungen als auch materiellen und professionspolitischen Abwertungen anheimgegeben ist.

Die vermutlich bekannteste Dimensionierung und Phasierung der Sorgehandlungen nahm Tronto (1993) vor, indem sie *caring about*, *taking care of*, *care-giving* und *care-receiving* voneinander differenzierte. Alle vier Phasen lassen sich sowohl in der Mikrosituation des Sorgehandelns als auch im gesellschaftlich und institutionell organisierten Sorgesystem, also auf Meso- und

Makroebene ausmachen. *Caring about* beschreibt zunächst einmal die Wahrnehmung und Zuschreibung einer Sorgebedürftigkeit, die überhaupt nur dann in Erscheinung treten kann, wenn sie als Sorgethema anerkannt und relevant gesetzt wird. *To take care of* meint demgegenüber den Beginn der Sorgehandlung in dem Sinne, dass konkrete Personen oder Institutionen Verantwortung übernehmen und die Sorgehandlungen planen, organisieren und Ressourcen zur Verfügung stellen. Erst wenn diese ersten beiden Schritte getan sind, erfolgt das *care-giving*, indem sorgende und umsorgte Person aufeinandertreffen. Zum Sorgehandeln gehört aber schließlich auch die Antwort des umsorgten Menschen, der durch seine Reaktion zu verstehen gibt, ob und in welcher Weise die an ihm getätigte Sorgehandlung als angemessen oder unangemessen empfunden wird (*care-receiving*). Für das relationale Geschehen des Sorgehandelns ist diese vierte Dimension von besonderer Bedeutung, ermöglicht sie doch in praktischer Hinsicht eine Verringerung des asymmetrischen Verhältnisses zwischen care-giver und care-receiver sowie eine Bearbeitung der möglichen Diskrepanz zwischen Sorgebedarfszuschreibung, Sorgeerwartung und Sorgewirkung. In philosophischer Hinsicht nimmt sie das relationale und responsive Geschehen aller Sorgehandlungen ernst, indem sie die Angewiesenheit der care-giver auf eine ihr Tun im Prinzip bejahende bzw. ersuchende Antwort ausformuliert. Eine Aufmerksamkeit auf das Antwortverhalten des care-receivers ermöglicht somit, die in Sorgehandlungen zumeist gegebene Asymmetrie und Machtförmigkeit zu bearbeiten.

In einer empirischen Studie, in der sie Pflegepersonal an Krankenhäusern qualitativ befragt hat, rekonstruiert Mortari (2014) sehr viele verschiedene Weisen von Sorgehandlungen, die sie in drei große Kategorien unterteilt: das Sorgen für andere (1), die indirekte Sorge (2) sowie die unsichtbare Sorge (3). Während in der ersten Kategorie durchaus erwartbare Berichte über Wahrnehmung und Befriedigung elementarer Bedürfnisse der Patient:innen oder über Beziehungsarbeit auftauchen, beinhalten die beiden anderen Kategorien solche Tätigkeiten, die entweder das Umfeld der Patient:innen (Gespräche mit Angehörigen, Ärzt:innen, Aufstellen von Behandlungsplänen und Schaffung der Möglichkeiten ihrer Realisierung) betreffen oder das mentale und emotionale Beschäftigtsein mit den Patient:innen zu fassen versuchen. Erhellend ist hierin zum einen, wie das Unspezifische und Kontingente der Sorgehandlungen, das sich einer in der modernen und auf Effizienz ausgerichteten Arbeitswelt üblichen Operationalisierung, Standardisierung, Evaluierung und Kostenplanung immer in Teilen entzieht, sichtbare Form gewinnt. Zum anderen beeindruckt der in der Analyse narrativer Passagen erarbeitete Befund, dass für die pflegenden Professionellen gerade diese indirekten und unsichtbaren Dimensionen ihrer Tätigkeit am stärksten mit *Involvement*, Sinnstiftung und Befriedigung zusammenhängen, die gleichzeitig aber Quellen von Überlastung und Abwertung darstellen.

3 Sorge in der Schule

Während also in philosophischen, sozialpädagogischen, pflegewissenschaftlichen und feministischen Diskussionsfeldern das Thema Sorge bereits auf eine längere Tradition zurückblicken kann, sich dort Begriffe und Unterscheidungen etablieren, Ambivalenzen und Aporien der Untersuchung zugänglich gemacht werden konnten, steckt eine schulpädagogische Beschäftigung mit Sorge und Sorgepraktiken noch in den Anfängen. Schulpädagogische Forschung steht damit vor der doppelten Aufgabe, Eigenlogiken der Institution ebenso zu berücksichtigen und empirisch zu erforschen wie die Möglichkeiten zu überprüfen, wie an Erkenntnisse aus anderen Disziplinen angeschlossen werden kann. Im Folgenden möchte ich exemplarisch rekonstruieren, mit welchen Inhalten, aber auch in welcher Form der Diskurs über Sorge, Sorgearbeit und Sorgepraktiken in Schule sich derzeit formiert, um dann einige mögliche Erweiterungen vorzustellen, die stärker die Eigenlogik von Schule und Unterricht betreffen.

3.1 *Hinzutreten von Sorgepraktiken zum „Kerngeschäft“ des Unterrichts*

Unübersehbar ist, dass klassische Felder von Sorgearbeit, die bisher von Schule strukturell und habituell getrennt waren, zunehmend in der Schule präsent sind. Durch die längere Verweildauer im Ganztage ist das Phänomen der Betreuung oder der Versorgung mit z.B. Mittagessen längst kein Randphänomen mehr. Durch die Prozesse der inklusiven Schulentwicklung gelangen auch Tätigkeiten der Pflege und körperlich-motorischen Assistenz sowie der Therapie immer selbstverständlicher in Schule und werden dort zum sichtbaren Bestandteil des Alltags. Zudem ist in allen Bundesländern ein Ausbau der Schulsozialarbeit zu beobachten, mit dem konzeptionell sowohl in Einzelmaßnahmen als auch durch gruppenbezogene Angebote das soziale Miteinander der zunehmend als heterogen und dadurch störungsanfällig wahrgenommenen Schüler:innengruppen unterstützt und gefördert werden soll. In einem Erlass zur Etablierung schulischer Sozialarbeit in Niedersachsen etwa heißt es:

„Die soziale Arbeit in schulischer Verantwortung trägt mit ihren Angeboten auch dazu bei, Schülerinnen und Schülern eine erfolgreiche Teilnahme am Unterricht und am Schulleben sowie ein erfolgreiches Absolvieren der Schullaufbahn zu ermöglichen. In Ergänzung zu den Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe unterstützt sie beim Abbau von sozialen Benachteiligungen und individuellen Beeinträchtigungen der Schülerinnen und Schüler.“ (Niedersächsisches Kultusministerium 2017)

Hier zeigt sich prägnant die Doppelaufgabe, die Schulsozialarbeit zugeschrieben wird; nämlich zum einen die Sicherung eines reibungslosen Unterrichts

und zum anderen die Bearbeitung sozialer Benachteiligung und Segregation, die sich in inklusiven Schulen in besonderer Weise verdichtet artikuliert. Aber nicht nur Schulsozialarbeit übernimmt solche Sorgeaufgaben, sondern multiprofessionelle Teams, bestehend aus Lehrkräften mit unterschiedlicher Qualifikation, Erzieher:innen, Inklusionshelfer:innen, Psycholog:innen, aber auch Gruppenleiter:innen aus außerschulischen Sport- und Kultureinrichtungen arbeiten in der Schule zusammen. Hinzu kommen in vielen Schulen eine Reihe von pädagogisch nicht oder gering qualifizierten sogenannten pädagogischen Mitarbeiter:innen. Rekonstruiert man den in diesen Diskursen zugrundeliegenden Sorgebegriff, so zeigt sich, dass Sorge in der Schule bisher in erster Linie als sozialpädagogische Aufgabe verstanden wird: Es werden Tätigkeiten der Hilfe, Unterstützung, Versorgung, Pflege und Betreuung sowie Unterrichtsassistenten genannt und beschrieben und es werden Fragen der Organisation, der Zuständigkeit und der Finanzierbarkeit bzw. Entlohnung diskutiert (Toppe 2010; Breuer 2015; Böhm-Kaspar et al. 2017; Speck 2020).

3.2 Kooperation oder Delegation – Erneute Abwertung von Sorgearbeit?

In bisher nur wenigen Arbeiten wird empirisch und in systematisierender Absicht auf die als Sorgepraxis verstandenen Tätigkeiten eingegangen. Es zeigt sich aber bereits, dass unter der Überschrift der „multiprofessionellen Kooperation“ eine arbeitsteilige Organisation von Tätigkeiten dergestalt entwickelt wird, dass nach dem Prinzip der Spezialisierung den Sorgearbeiten in Schule die Funktion von Vorbereitung, Nachbereitung, Unterstützung, Zuarbeit und Störungsprävention oder -intervention zugeschrieben wird, die dazu dient, das „Kerngeschäft“ der Lehrkräfte, nämlich den Unterricht, möglichst frei von solchen Elementen zu halten, die nicht den Wissenserwerb oder den fachlichen und methodischen Kompetenzaufbau umfassen. So beschreiben etwa Budde und Blasse (2016) die Care-Arbeit in inklusiven Klassen als Vorbereitung von Bildungsprozessen, indem Schulbegleiter:innen eine der schulischen Ordnung entsprechende Teilnahme am Unterricht für Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf überhaupt erst ermöglichen. In vergleichbarer Weise kommen mit allgemeinpädagogischem Anspruch Amling, Dehnavi und Nohl nach einer Untersuchung von Interaktionsformen in Kindertagesstätten zu dem Schluss, dass Sorgehandlungen noch nicht als eigentlich pädagogische gelten können, vielmehr eine vor-pädagogische Struktur aufweisen:

„Sorge greift [...] in solchen Momenten, in denen eine [...] Hilfsbedürftigkeit [...] besteht, in denen etwas nicht gekannt/gewusst wird und einer Person kurzfristige Unterstützung gewährt wird. Sie tritt insbesondere dann auf, wenn sich den Adressat*innen (noch) nicht die für die Bewältigung des Handlungsproblems notwendigen Orientierungen zumuten oder das entsprechende Wissen oder Können vermitteln lassen, weshalb wir Sorge als prä-pädagogische Prozessstruktur bezeichnen.“ (Amling/Dehnavi/Nohl 2022: 221)

Auch wenn diesem weitreichenden theoretischen Satz Ergebnisse aus einer ethnographischen Videountersuchung in Kindertagesstätten zu Grunde liegen, ist doch die Ausgrenzung der Sorge aus dem Feld der Pädagogik mindestens bemerkenswert.

Auch Helsper hat sich mit dem Transformationsgeschehen in Schule eingehend beschäftigt und beschreibt – mit Blick auf Ganztags- und Gesamtschulentwicklungen – als einen wichtigen Prozess die Zunahme einer mehr „integrativen, heterogenitätsfördernden, umfassender kompensatorischen, sorgenden und stützenden Förderung“ (Helsper 2016: 223). Diese Entwicklung bringt Helsper mit „Familiarisierung, Informalisierung bzw. einer Grenzverschiebung von stärker distanzförmigen hin zu Nähebeziehungen“ in Verbindung (ebd.: 224). Er nennt dies eine Änderung der Struktur des Arbeitsbündnisses zwischen Schule, Lehrkraft und Kind. Während zuvor das sachbezogene und persönlich distanzierte Arbeitsbündnis in der Schule vorherrschend war, entwickeln sich jetzt – insbesondere in Gesamtschulen, Reformschulen, Brennpunktschulen und Grundschulen – solche Arbeitsbündnisse, die erst durch ein Eingehen „auf die emotionale und individuelle Anerkennungsbedürftigkeit der Schülerinnen und Schüler [...] wieder einen Sachbezug“ ermöglichen (ebd.: 230). Solche Verschiebungen bringen nach Helsper durchaus auch Probleme mit sich. Sie können einerseits in „prekäre emotionale Übergriffe und Entgrenzung münden“ (ebd.: 232); andererseits können solche in diesem Arbeitsbündnis gemachten Versprechen sorgender Unterstützung „gerade bei jenen Jugendlichen zu Enttäuschungen und Verstrickungen führen, die besonders bedürftig sind und darauf hoffen“ (ebd.), da sie eingebettet bleiben in Leistungserwartungen und problematische Zuschreibungen an Leistungsfähigkeit, die durch die schulische Ordnung nach wie vor gegeben sind. Interessant erscheint mir auch hier der eher abwehrende Gestus, der Sorgehandeln in der Schule als ein mindestens ambivalentes Arbeitsbündnis kategorisiert. Beide hier genannten Studien thematisieren hingegen die Frage der Geschlechterordnung und des hohen Anteils weiblicher Lehrkräfte und Erzieherinnen, die die untersuchten und als problematisch, ambivalent oder präpädagogisch genannten Sorgetätigkeiten in aller Regel ausführen, nicht mit und sprechen die mit den Tätigkeiten verbundenen Abwertungen nicht an.

Ein vermutlich nicht intendierter Effekt davon könnte sein, dass die Sorgearbeit in Schulen, die als neu hinzugekommene Tätigkeiten durchaus ernst genommen und anerkannt und für die die Bereitstellung hinreichender Ressourcen gefordert wird, kulturell durch die gleichen Deutungsmuster gerahmt und damit auch hervorgebracht wird, wie sie für die klassischen Sorgfelder von Pflege, Erziehung, Betreuung und Hausarbeit bekannt sind: Damit die weiblichen wie männlichen Lehrkräfte ihren erworbenen akademischen Status halten und möglicherweise ausbauen können, muss erneut Sorgearbeit an schlechter bezahlte, semiprofessionelle und überwiegend weibliche Hilfskräfte in Schule

delegiert werden. Für Grundschullehrkräfte, die um eine Gleichstellung zu anderen Lehrkräften gerade noch ringen, gilt dies in besonderem Maße. Zugunsten des eigenen Staturerhalts wird Sorgearbeit an die Peripherie des „Kerngeschäfts“ der Schule, nämlich des Unterrichts, platziert. Diese Randständigkeit wird immer wieder hergestellt durch räumliche, zeitliche, argumentative, organisatorische und ökonomische Arrangements und Relevanzsetzungen. Im Rahmen eines modernitätstheoretischen Argumentationsmusters, demzufolge Fortschritte in der inklusiven Ganztags-Schulentwicklung nur dann zu erwarten sind, wenn sich die professionellen Akteur:innen in der Schule immer weiter arbeitsteilig ausdifferenzieren und spezialisieren, müssten diese Beobachtungen optimistisch begrüßt werden. Sie könnten sogar dafür sorgen, dass Tätigkeitsprofile von Sorge-Arbeit genauer beschrieben, erfasst und dann auch wertgeschätzt werden. Eine solche Interpretation verbietet sich aber vor dem Hintergrund der inzwischen fast 50-jährigen Diskussion um den permanent mit Abwertung, Marginalisierung und Vergeschlechtlichung einhergehenden gesellschaftlichen Umgang mit Sorgearbeit, den Anna Hartmann (2020) ausführlich und mit Bezugnahme zur psychoanalytischen Theorie als Abjektion (Abspaltung) und Entsorgung der Sorge untersucht hat, welche sich im spätkapitalistischen System weiter zuspitzt. Gerade angesichts der immer prekärer werdenden *Care Crisis*, die auch aus der stetig wachsenden Erwerbstätigkeit von Frauen resultiert, müssen diese selbst die Sorgearbeit – in ihren Familien, sowie aber auch als Lehrerin in ihren Schulen – an andere, in der Hierarchie weiter unten stehende Sorgearbeiter:innen delegieren. Insofern steht nicht zu erwarten, dass mit der arbeitsteiligen Organisation zwischen Sorge und Unterricht eine Gleichwertigkeit und Verminderung des Hierarchieverhältnisses einhergehen wird. Hinzu kommt, dass eine Bearbeitung der jahrhundertealten in männlicher Dominanzkultur entwickelten Abspaltung und Entwertung von Sorgehandeln und Sorge-Arbeit zwar in feministisch akademischen Debatten bereits vor Längerem begonnen hat, in sozial-, bildungs- und professionspolitischen Diskursen die rhetorischen Arenen wohlgefälliger Sonntagsreden aber kaum verlassen hat und sich eine Care Revolution, wie Winker sie fordert (Winker 2015), vermutlich nicht zuerst in Schulen ereignen wird.

3.3 Erweiterungen

Diesem stark sozialwissenschaftlichen Verständnis von Sorge als Sorgearbeit in der Schule möchte ich nachfolgend einige bildungstheoretische und kindheitstheoretische Überlegungen ergänzend an die Seite stellen. Mit Bezugnahme auf die zweite Dimension der Sorge – *epimeleia* – schreibt Mortari (2022: 10):

„A good teacher not only organizes the learning activities as presented in the syllabus, but tries to comprehend the needs of each student in order to offer those experience which nurtures the cognitive, ethical, aesthetic, social and spiritual potential of every one of them.“

Hier ist zum einen ein komplementäres Verhältnis der Tätigkeiten von Organisation und Pflege im Unterricht angesprochen. Während ersteres heute vielleicht am ehesten mit dem Begriff des *classroom management* in Verbindung gebracht werden kann, geht insbesondere die Ermöglichung einer Pflege der überfachlichen Potentiale der Schüler:innen weit darüber hinaus. Sie enthält den ethischen Anspruch, jedem einzelnen Kind in einer Vielzahl von Modi der Welt- und Selbstzugänge gerecht zu werden und ist darin durchaus dem humboldtschen Bildungsideal vergleichbar. Im Zitat ist darüber hinaus die Differenz zwischen Vermittlungstätigkeit der Lehrkraft und Erfahrung der Kinder aufgerufen. Während zum Ersteren eine gute Organisation, d.h. Planung, Durchführung, Überprüfung, Förderung und gegebenenfalls Modifikationen der kindlichen Lernaktivitäten in Übereinstimmung mit dem Curriculum gehören, betrifft zweiteres das Eröffnen von solchen Erfahrungsangeboten, die auf die Bedürfnisse kognitiver, ethischer, spiritueller oder ästhetischer Sinnhaftigkeit antworten. Mit einiger Vorsicht kommen Begriffe zur Anwendung, die auf die Diskrepanz nicht nur zwischen Präsentation und Aneignung der Lerngegenstände, sondern auch auf diejenige zwischen herstellbaren Lernergebnissen und emergenter Interessens- und Möglichkeitsentwicklung auf Seite der Schülerinnen und Schüler verweisen. Emergent sind diese Interessen und Möglichkeiten der Kinder, weil sie in deren weiteren Zukunft liegen und sich daher nicht – wie die Diagnostik, Förderung und Überprüfung von curricularem Lernen – auf die Vergangenheit und Gegenwart beziehen und entsprechend präziser kalkulieren lassen. Sie berühren diejenige Dimension der Daseinsorge, die – mit Heidegger – das auf eine stets ungewisse Zukunft hin entworfenene Leben mit Fremdheit und Angst grundieren. Pädagogisch gewendet erwächst daraus die Aufgabe, solche außercurricularen Sorgen der Schülerinnen und Schüler nicht zu eliminieren. Denn Kinder sind in ihrer Abhängigkeit von Erwachsenen und deren in Institutionen auf Dauer gestellten Interessen nicht nur körperlich und seelisch, sondern auch „interessen-vulnerabel“ (Zirfas 202: 148). Somit ist die Frage aufgeworfen, ob und in welchem Grade die Institution Schule sich für die *epimeleia*-Dimension kindlicher Bildung verantwortlich zeigt und welches Professions- und Professionalisierungsverständnis daraus entwickelt werden müsste. Mit Tronto ließe sich also folgern, dass die Phasen des *caring about* und *take care of* schultheoretisch noch nicht annähernd ausbuchstabiert sind, sondern eher auf Ebene der Lehrkräfte als individualisierte Responsibilisierung im Rahmen von *care giving* bestehen, hier aber theoretisch und empirisch wenig beachtet sind.

Doch geht es aus sorgetheoretischer Sicht bei der unterrichtlichen Tätigkeit nicht allein um die Notwendigkeit zur Pflege kindlicher Interessen und Mög-

lichkeiten, die vielleicht Divergenzen zu Lehrplan und Schulentwicklung aufweisen. Vielmehr lassen sich auch innerhalb des an den curricularen Vorgaben geplanten Unterrichts Sorgepraktiken ausweisen, die jedoch in heutiger Schul- und Unterrichtsforschung aufgrund ihrer Kontingenz als Forschungsgegenstände nicht eben beliebt sind; die Frage „who cares?“ – wer sorgt sich in welcher Weise um Dinge wie angstfreie Atmosphäre, wertschätzende Sprache, Konstituierung und Halten eines Gesprächsthemas oder geteilte Aufmerksamkeit – unterscheidet sich auch dadurch vom wirkmächtigeren *classroom management*, dass hier Responsivität zwischen *care-giver* und *care-receiver*, Angewiesenheit der Lehrkraft auf das Antwortverhalten der Kinder und dadurch letztlich Ungewissheit des Ergebnisses, konstitutiv mitgedacht sind, während dort die Vorstellung einer von der Lehrkraft zu verantwortenden Herstellung von optimalen Lernumgebungen das Denken rahmt, etwa wenn Kounin (2006: 148) von einer „Schaffung einer effektiven schulischen Ökologie, eines effektiven Lernmilieus“ spricht. Aber auch die nicht-menschlichen Gegenstände der Sorge spielen in Schule eine große Rolle, stellen einerseits die Lebensadern einer Schulkultur dar und sind andererseits beständig von Marginalisierung und Prekarisierung betroffen; diese Sorge-Arbeit zählt nicht, weil sie sich nicht einfach zählen lässt, sie wird oftmals im Verborgenen und oftmals von Frauen geleistet: das Kuratieren von Sammlungen, Bibliotheken und Materialien, das Einrichten des Klassenraums, das Vorbereiten und Durchführen der sogenannten außer-unterrichtlichen Aktivitäten, die abendlichen Telefonate mit Eltern und Kolleg:innen – es sind diejenigen Tätigkeiten, die zwar nicht unbenannt sind, aber doch in ihrer Vielgestaltigkeit diffus wirken und ebenfalls als Randphänomene vom Kerngeschäft möglichst ferngehalten werden.

Eine letzte Dimension schulischer Sorgepraxis betrifft die Erziehung zur Sorgefähigkeit und soll mit Nel Noddings (2005) eingeholt werden. Noddings vertritt zunächst wie andere einen sehr weiten anthropologischen Sorgebegriff der Verletzlichkeit und Angewiesenheit eines jeden Menschen und betont, dass die Fähigkeit zur Sorge um sich, um Andere, um den Planeten zwar jeder und jedem gegeben sei, jedoch in Prozessen von Bildung und Erziehung kultiviert werden müsse. Diese Aufgabe schreibt sie der Schule als allgemeinbildender Institution zu: „All students should be engaged in a general education that guides them in caring for self, intimate others, global others, plants, animals, and the environment, the human-made world, and ideas.“ (Noddings 2005: 173) Noch nicht hinreichend berücksichtigt ist hier der geschlechtertheoretisch hervorgebrachte Befund, demzufolge insbesondere für männliche Heranwachsende die Subjektkonstitution innerhalb einer spätkapitalistischen Gesellschaft an Werte von individueller Stärke, Unversehrtheit und Autonomie gebunden ist. Wie dem in allgemeinbildenden Schulen im Sinne einer „pädagogischen Provinz“ zu begegnen wäre, ohne in vereinfachten Bildern gegengeschlechtlicher Kompensation zu verharren, müsste Gegenstand zukünftiger Forschung sein.

Vorbehaltlich solcher Desiderata ließe sich dann in Analogie zu *caring communities* und *caring democracies* (Tronto) ein Imaginäres von *caring schools* entwerfen. Sie wären mindestens wie folgt zu bestimmen: durch die Sichtbarmachung und Untersuchung von Sorgebedarfen und Sorgepraktiken im weiteren und engeren, schulspezifischen Sinne; durch die Reflexion der Konstituierungsprozesse von Sorgebedürftigkeit und den damit verbundenen Zuschreibungspraxen; durch die Arbeit an einer gendergerechten Verteilung, Wertschätzung und Bezahlung der Sorgearbeit in Schulen; sowie schließlich durch die Orientierung an der Notwendigkeit, Sorgefähigkeiten bei allen Akteur*innen in Schule zu kultivieren.

Literatur

- Amling, Steffen/Dehnavi, Morvarid/Nohl, Arnd-Michael (2022): Führung und Sorge in pädagogischen Interaktionen. Videographiegestützte Beobachtungen in Kindertagesstätten. In: Zeitschrift für Pädagogik 68, 2, S. 207–226.
- Bilgi, Oktay (2019): Betreuung: Notizen zu einem scheinbar vergessenen Begriff. In: Dietrich, Cornelie/Stenger, Ursula/Stieve, Claus (Hrsg.): Theoretische Zugänge zur Pädagogik der frühen Kindheit. Eine kritische Vergewisserung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 465–474.
- Böhm-Kasper, Oliver/Demmer, Christine/Gausling, Pia (2017): Multiprofessionelle Kooperation im offenen versus gebundenen Ganzttag. In: Lütje-Klose, Birgit/ Miller, Susanne/Schwab, Susanne/Streese, Bettina (Hrsg.): Inklusion: Profile für die Schul- und Unterrichtsentwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Theoretische Grundlagen – Empirische Befunde – Praxisbeispiele. Münster/New York: Waxmann, S. 127–128.
- Breuer, Anne (2015): Lehrer-Erzieher-Teams an ganztägigen Grundschulen. Kooperation als Differenzierung von Zuständigkeiten. Wiesbaden: Springer VS.
- Brückner, Margrit (2011): Zwischenmenschliche Interdependenz – Sich Sorgen als familiale, soziale und staatliche Aufgabe. In: Böllert, Karin/Heite, Catrin (Hrsg.): Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: Springer VS, S. 105–123.
- Brückner, Margrit (2004): Der gesellschaftliche Umgang mit menschlicher Hilfsbedürftigkeit. Fürsorge und Pflege in westlichen Wohlfahrtsregimen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 29, 2, S. 7–23.
- Dietrich, Cornelie/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (2020): Anthropologien der Sorge im Pädagogischen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Dietrich, Cornelie (2020): Sorge und Leistung. In: Dietrich, Cornelie/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (Hrsg.): Anthropologien der Sorge im Pädagogischen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 68–81.
- Dietschi, Daniel/Reichenbach, Roland (2014): Selbstsorge. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 579–588.
- Gilligan, Carol (1993): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. 6. Aufl. München: Piper.

- Großmaß, Ruth (2006): Die Bedeutung der Care-Ethik für die Soziale Arbeit. In: Dungs, Susanne/Gerber, Uwe/Schmidt, Heinz/Zitt, Renate (Hrsg.): Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 319–328.
- Hartmann, Anna (2020): Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Heidegger, Martin (2006): Sein und Zeit, 19. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Helsper, Werner (2016): Pädagogische Lehrerprofessionalität in der Transformation der Schulstruktur. Ein Strukturwandel der Lehrerprofessionalität? In: Idel, Till-Sebastian/Dietrich, Fabian/Kunze, Katharina/Rabenstein, Kerstin/Schütz, Anna (Hrsg.): Professionsentwicklung und Schulstrukurreform. Zwischen Gymnasium und neuen Schulformen in der Sekundarstufe. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, S. 217–245.
- Hünersdorf, Bettina (2021): Betreuung als „entleerte“ Sorge? Ein phänomenologisch-existenzialanalytischer Versuch. In: Bilgi, Oktay/Sauerbrey, Ulf/Stenger, Ursula (Hrsg.): Betreuung – ein frühpädagogischer Grundbegriff? Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 46–49.
- Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft – Feministische Krisendiagnosen. Reihe Forum Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 36. Bd. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 82–104.
- Kounin, Jacob S. (2006): Techniken der Klassenführung. Standardwerke aus Psychologie und Pädagogik – Reprints, 3. Bd. Münster: Waxmann.
- Lutz, Helma (2010): Unsichtbar und unproduktiv? Haushaltsarbeit und Care Work – die Rückseite der Arbeitsgesellschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 35, S. 23–37.
- Mortari, Luigina (2014): Gestures and thoughts of caring. A theory of caring from the voices of nurses. Mailand: McGraw-Hill Education.
- Mortari, Luigina (2022): The Philosophy of Care. Wiesbaden: Springer VS.
- Niedersächsisches Kultusministerium (2017): Konzept Soziale Arbeit in schulischer Verantwortung. https://www.mk.niedersachsen.de/startseite/aktuelles/ausbau_schulischer_sozialarbeit/landesverantwortung/konzept_soziale_arbeit_in_schulischer_verantwortung/150693.html [Zugriff: 14.03.2023].
- Noddings, Nel (2005): The Challenge to Care in Schools. An Alternative Approach to Education, 2. Aufl. New York: Teachers College Press.
- Redaktion Feministische Studien (2013): Im Gespräch. Ute Gerhard und Cornelia Klinger über Care / Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge. In: Feministische Studien 31, 2, S. 267–277.
- Speck, Karsten (2020): Multiprofessionelle Kooperation in der Ganztagsbildung. In: Bollweg, Petra/Buchna, Jennifer/Coelen, Thomas/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Handbuch Ganztagsbildung. Wiesbaden: Springer VS, S. 1453–1465.
- Toppe, Sabine (2010): Care-Ethik und Bildung – Eine neue „Ordnung der Sorge“ im Rahmen von Ganztagsbildung? In: Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.): Care – Wer sorgt für wen? Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 69–86.
- Tronto, Joan C. (1993): Moral Boundaries. A Political Argument for an Ethic of Care. New York: Routledge.

Cornelie Dietrich

- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Zirfas, Jörg (2020): Vulnerabilität. Anthropologie und Kulturelle Bildung. In: Aktaş, Ulaş (Hrsg.): *Vulnerabilität. Pädagogisch-ästhetische Beiträge zu Korporalität, Sozialität und Politik*. Bielefeld: Transcript, S. 141–160.

Umgang mit Angewiesenheit und Asymmetrien: Beratung care-theoretisch weitergedacht

Mit der Corona-Pandemie ist auch hierzulande die Rede von ‚Care‘ in politischen Debatten gebräuchlich geworden. Auch in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften reüssiert der Begriff auf Tagungen, in Forschungsverbänden und Sammelbänden (vgl. Bomert et al. 2021). Da aber nicht immer die care-theoretische Provenienz in ihrer interdisziplinären und internationalen Heterogenität geklärt wird, bleibt die Verwendung in Teilen diffus und scheinbar beliebig anschlussfähig an die jeweiligen disziplinären Konzeptualisierungen. Es ist besonders die den Care-Theorien inhärente Geschlechterkritik, die durch ungenaue Rezeption verloren geht. Eine weitere Leerstelle betrifft den Blick auf den systematischen Zusammenhang von privaten, informellen und formellen Ebenen von Care-Arbeit, die in der deutschen Übersetzung mitunter in Sorge und Fürsorge getrennt werden (vgl. Bauer 2017). Daher sollen im Folgenden der geschlechterkritische Gehalt von Care-Theorien und zugleich das darin systematisch angelegte differenzierte Verständnis des Zusammenhangs der Ebenen des Care-Geschehens ausgeführt und für pädagogisches Handeln anschlussfähig gemacht werden. Denn gerade für nach wie vor feminisierte pädagogische Felder braucht es Analyse und Kritik der vermeintlichen Austauschbarkeit privater und verberuflichter Care-Arbeit. Vor dem Hintergrund dieser beiden Aspekte soll hier im Anschluss an feministische Care-Theorien von ‚Care‘ statt von ‚Sorge‘ gesprochen werden. Ziel des Beitrags ist es, Care als theoretischen Bezugspunkt für Beratungskontexte zu entwickeln.

Im Folgenden werden zunächst knapp historische Bezugspunkte der feministischen Kritik an geschlechtlicher Arbeitsteilung skizziert (1), dann ausgewählte care-theoretische Erträge epistemologisch nachvollzogen und kritisch reflektiert (2). Aus dieser care-bezogenen Perspektive werden schließlich Anregungen für pädagogische Beratung als ein wesentliches Feld in Sozialer Arbeit und in Bildungskontexten theoretisch, geschlechterkritisch, methodisch sowie professionspolitisch entwickelt (3). Ausgeführt wird am Beispiel von

Beratung eine Weitung pädagogischer Orientierungen, die neben autonomie-fördernder Mündigkeit auch Umgang mit Vulnerabilität, Angewiesenheit und Gemeinschaftsfähigkeit inkludiert.¹

1 Historische Bezugspunkte: Feministische Kritik an Vergeschlechtlichung und Naturalisierung von Care

Der Care-Diskurs seit den 1970er Jahren wurzelt in feministischen Analysen, die bereits mit dem Beginn der bürgerlichen Moderne zur geschlechterbezogenen Arbeitsteilung, der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit sowie dem Ausschluss von Frauen von höherer Bildung eingesetzt haben. Erziehung, Betreuung, Versorgung – heute als Care-Arbeit gefasst – werden im aufgeklärt-absolutistischen Staat und in der Transformation zur kapitalistischen Ökonomie ab Mitte des 18. Jahrhunderts zum weiblichen und unbezahlten „Liebesdienst“ (Klinger 2012). Damit wird zugleich ein zweifaches pädagogisches Projekt begründet. Denn die zur ‚Natur‘ erklärte ‚Mütterlichkeit‘ sollte Frauen zunächst anezogen werden, damit diese wiederum eine angemessene Erziehung ihrer Kinder leisten könnten (Toppe 1996). Es sind die bis heute den pädagogischen Kanon bestimmenden Klassiker wie Rousseau, Campe, Pestalozzi und Schleiermacher, die die Unterordnung von Frauen zum pädagogischen Programm erheben. Die Bestimmung fürsorglicher Fähigkeiten als „Naturbestimmung des Weibes“ (Schleiermacher 1826, zitiert nach Schmid 1996: 336) trägt zugleich zu deren Mystifizierung als eigentümliches Amalgam aus Idealisierung und Trivialisierung bei.

Wenn es bei Rousseau heißt, dass sich die Erziehung von Frauen an der lebenslangen Erfüllung männlicher Bedürfnisse von Versorgung ausrichten soll, wird damit zugleich Care mit Selbstaufgabe, Unterwerfung und vergeschlechtlichter, differenter Zuwendung verknüpft. Mädchen sollen – im Gegensatz zu Knaben – nicht von der Mutter umfassend umsorgt werden, sondern sie „müssen beizeiten an Zwang gewöhnt werden [...] damit es sie niemals schwer ankomme, alle ihre Launen zu bezähmen, um sie dem Willen anderer zu unterwerfen“ (Rousseau 1762, zitiert nach Schmid 1992: 841). Die Rousseau'sche ‚Freiheit zur Selbstentfaltung‘ bleibt also den Knaben vorbehalten. Zugleich wird Care auf familiäre Tätigkeit reduziert und als Gegenwelt zur Erwerbssphäre, zur Rationalität und Konkurrenz konzipiert (Steinbrügge 1987).

Diese Denkfigur – die Ausgrenzung von Frauen aus der Öffentlichkeit, zuständig für Erziehung und Haushalt, „ausgestattet mit einer speziellen Moral und einem speziellen Geschlechtscharakter“ (Rendtorff 2006: 62) – entfaltet

1 Ich danke den Hinweisen der Gutachtenden, die zu einer Schärfung meiner Argumentation beigetragen haben.

bis heute Plausibilität und Gestaltungsmacht, wie etwa die Arbeitsteilungsmuster in gegenwärtigen heterosexuellen Paaren eindrücklich zeigen (Boll 2017). Die binäre Spaltung als grundlegender Webfehler der Moderne sorgt auch gegenwärtig dafür, dass Angewiesenheit und Bedürftigkeit als menschliche Konstitutionsbedingungen aus der Öffentlichkeit verdrängt werden. Zugleich bleibt die Vorstellung, dass die Versorgung anderer auch zugleich eine Unterwerfung und Zurückstellung eigener Bedürfnisse erfordere, an den gegenwärtigen Konzeptionen von Care haften. Die Amalgamierung von Trivialisierung und Idealisierung zeigt sich auch im Falle bezahlter Care-Arbeit und behindert deren Professionalisierung (Thiessen 2004).

2 Care-Theorien: Feministische Traditionen und erziehungswissenschaftliche Anschlüsse

Unter dem Begriff Care werden seit über vierzig Jahren theoretische Überlegungen gebündelt, die in unterschiedlichen Disziplinen zu Geschlecht, Reproduktion und Arbeitsteilung erfolgen und zunächst vor allem im anglo-amerikanischen sowie skandinavischen Raum zirkulieren (Noddings 1984; Fisher/Tronto 1990; Waerness 2000; Brückner 2010). Ausgehend von den feministisch-materialistischen Debatten der 1970er Jahre, in denen die Bedeutung von unentlohnter ‚Reproduktion‘ im Kapitalismus ausgelotet wurde, akzentuieren care-theoretische Überlegungen die Eigenlogik von Care und beziehen Mikro-, Meso- und Makroebene des Care-Geschehens aufeinander (Aulenbacher 2013). Care wird in diesen Konzepten keineswegs übereinstimmend definiert, doch zumeist verstanden als die Gesamtheit der gesellschaftlich und individuell notwendigen Tätigkeiten, die für das Aufwachsen, für Gesundheit und Versorgung notwendig sind (Brückner 2010). Care kann als gesellschaftlich relevante und sphärenübergreifende reproduktive Arbeit privat, informell oder beruflich erbracht werden. Sie ist Zuwendung und Mitgefühl ebenso wie Mühe und Last und sie ist keineswegs notwendigerweise gelingend. Vielmehr inkludiert der Care-Begriff Asymmetrien, die in Care-Beziehungen als signifikante Machtdifferenzen eingeschrieben sind (Rerrich/Thiessen 2021: 47).

Um Care-Praxen präziser untersuchen zu können, haben Berenice Fisher und Joan C. Tronto (1990: 34) vier Aspekte von Care-Prozessen benannt: Erstens wird das Denken an die Bedürftigkeit anderer mit „caring about“ gefasst. Mit „caring for“ ist zweitens die Dimension der Verantwortung gemeint, mit der erkannt werden kann, dass etwas konkret getan werden muss. „Caregiving“ ist drittens das eigentliche fürsorgliche Handeln, das Kompetenz erfordert sowie das viertens die Frage nach dem „Carereceiving“ aufwirft, also der Resonanz auf die erfahrene Care-Handlung. Bedeutsam ist, dass diese vier Dimen-

sionen kein bilaterales Geschehen beschreiben. Vielmehr bilden sie ein komplexes institutionelles und personenbezogenes Geschehen ab, bei dem Care in je spezifische sozial- und geschlechterpolitische Rahmungen eingebunden ist. Die Thematisierung von Machtverhältnissen und Asymmetrien bezieht sich auf intersektionale Formen sozialer Ungleichheiten, die im Kontext von Care sichtbar werden. Nationale Zugehörigkeit, Geschlecht, Bildungsgrad, Sexualität, Alter, Weltanschauung etc. prägen wesentlich die Art und Weise, in der Care organisiert, gedeutet, bewertet und konkret praktiziert wird. Zudem ist das Care-Geschehen emotional grundiert in der Beziehung zwischen *Care Giver* und *Care Receiver*.

Philosophisch-ethische Debatten im Kontext von Care betonen Angewiesenheit und die prinzipielle Bezogenheit von Menschen als *conditio humana*. Im Gegensatz zur Individualethik, die ein autonomes Subjekt voraussetzt, hat bereits Carol Gilligans (1977) Studie zur Moralentwicklung die Perspektive der Verbundenheit eingeführt. Beziehung wird auch bei Nel Noddings (1993) als „ontologisch fundamental“ (ebd.: 139) angenommen und resultiert bei ihr aus der Erfahrung mütterlicher Versorgung, deren Qualität sie mit den drei Begriffen Rezeptivität, Verbundenheit und Empfänglichkeit fasst (ebd.: 136). Als Pädagogin charakterisiert sie auch Lehr-Lern-Verhältnisse als Care-Geschehen, bei dem „die Förderung von Wachstum“ (ebd.), mithin die Person des Lernenden und die Beziehung zu ihr im Mittelpunkt stehen und „unendlich wichtiger als der [Lern-]Gegenstand“ seien (ebd.: 160).

Demgegenüber sieht Tronto (1993) ihr Konzept der „ethic of care“ als gesellschaftspolitische Aufgabe, die sie in Demokratien dann erfüllt sieht, wenn Autonomie nicht vorausgesetzt, sondern als steter Entwicklungsprozess gesehen wird, bei dem „Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Pluralität“ im Mittelpunkt stehen (Tronto 2000: 30). Autonomie versteht Tronto daher als ein interaktives Geschehen. In einer *Caring Democracy* werden vielfältige Bedürfnisse ebenso wie Anliegen von *Care Giver* wie *Care Receiver* öffentlich verhandelt (ebd. 38). Demgegenüber ist im vorherrschenden Denken der westlichen Moderne das bürgerliche Subjekt ein im Kern autonomes, authentisches Selbst, das zwar von außen eingeschränkt und unterdrückt werden kann, aber im Innersten als kohärent und unabhängig gedacht wird. Die Vorstellung von Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung wird der Angewiesenheit vorangestellt. Zugespitzt: Autonomie wird zum Fetisch der westlichen Moderne (Thiessen 2011; Villa 2017a). Auch Anna Hartmann (2022) kritisiert ein Phantasma, „das ein[en] Zugang zur Unmittelbarkeit in Aussicht stellt, in der die Fremdheit und Angewiesenheit ausgeschlossen scheint“ (ebd.: 126).

Bemerkenswert ist, dass care-theoretische Konzeptionen im deutschsprachigen Raum aus unterschiedlichen Disziplinen stammen, es dominieren jedoch Philosophie, Politikwissenschaft, Soziologie und Ökonomie. Im Kontext von Care-Ethik kommen noch Pflegewissenschaften sowie – sehr vereinzelt – Erziehungswissenschaft (z.B. Noddings 1984) hinzu. Das Gros der theoretischen

sehen Überlegungen, gerade in deutschsprachigen Ländern, bezieht sich zudem auf unbezahlte, häusliche Care-Arbeit. Weitere Schwerpunkte bilden empirische Untersuchungen zu irregulären Care-Arbeitsverhältnissen im Privaten (Thiessen 2004; Lutz 2018; Aulenbacher/Lutz/Schwiter 2021), Care-Arbeit im Pflegesektor (Kumbruck/Rumpf/Senghaas-Knobloch 2010; Theobald 2019) sowie Überlegungen zum Zusammenhang von Care, Ökonomie und Nachhaltigkeit (Biesecker 2000; Hofmeister et al. 2019). In Großbritannien und skandinavischen Ländern haben empirische Untersuchungen zu beruflicher Care eine längere Tradition (z.B. Finch/Groves 1983).

Erst in jüngerer Zeit werden auch im erziehungswissenschaftlichen Bezugsrahmen und im Feld Sozialer Arbeit empirische Untersuchungen mit Bezug auf ‚care‘ durchgeführt (Bomert et al. 2021). Gelegentlich scheint es allerdings, als ob care-theoretische Überlegungen in Untersuchungen eher nachträglich eingefügt werden. Hiervon setzen sich die langjährigen theoriegenerierenden und empirischen Untersuchungen von Margrit Brückner (2010; 2012; 2015) ab, die im Anschluss an ihre Forschungsaufenthalte in den USA bereits seit über dreißig Jahren ihre geschlechterkritischen Analysen im Kontext Sozialer Arbeit unter die Leitkategorie Care stellt. Eine wegweisende care-theoretisch gerahmte empirische Untersuchung führte sie gemeinsam mit Gisela Heimbeck, Franziska Peters, Tanja Reimann und Marianne Schmidbaur (2012) durch. Qualitativ untersucht wurden Care-Bedarfe und Praxen von und für Menschen mit psychischer Erkrankung, Hilfebedarf durch Alter sowie körperlicher Behinderung im Hinblick auf informelle Unterstützung, soziale Dienstleistung und sozialstaatliche Versorgung in zwölf Netzwerken. Bemerkenswert sind die Bewältigungsmuster, die sowohl auf Seiten der *Care Receiver* als auch der *Care Giver* rekonstruiert wurden und die sich zuspitzen lassen auf den Umgang mit Angewiesenheit in asymmetrischen Konstellationen. Dabei wurden auf beiden Seiten eigensinnige Praxen sichtbar: Bezogen auf *Care Receiver* ließen sich Bedürfnisse von Eigenständigkeit und Ausweitung von Entscheidungsräumen rekonstruieren, während sich auf Seiten der fachlichen *Care Giver* das Erfordernis zeigte, sozialpolitische Maßnahmelogiken im Interesse der Bedürfnisse der Adressat*innen und auf Basis der eigenen Professionalität zu reformulieren, in Teilen auch zu umgehen. Hilfreicher als manche bildungsbezogene Aktivierungsmaßnahmen konnte z.B. eine eher gemeinschaftsstiftende Aktivität sein, die sich aber nur kreativ gelabelt abrechnen ließ (Brückner 2011: 78).

Weitere empirische Studien, in denen (sozial-)pädagogische Praxisfelder unter care-theoretischer Perspektive untersucht werden, sind zukünftig zu erwarten. Wegweisend ist hier der Sammelband von Sorgo (2023a), in dem Care als Arena von vergeschlechtlichten (Un-)Sichtbarkeitspolitiken reflektiert wird. Angela Häußler (2023) untersucht darin beispielsweise, wie Care-Arbeit als Leistung von Familien – mithin Müttern – unsichtbar gemacht wird, indem sie als selbstverständlich angesehen wird. Im Kontext Schule wurde Care zu-

dem curricular in dem Moment eliminiert, als das koedukative Schulsystem etabliert wurde (ebd.: 23ff.). Care-Arbeit und Care-Tätige finden auch in schulischen Lehrbüchern kaum Erwähnung oder werden klischiert (Sorgo 2023b).

3 Care-theoretisch inspirierte Blicke auf pädagogische Beratung: Entwicklungsdynamiken zwischen Autonomie und Angewiesenheit

Beratung wird im Folgenden als pädagogisches Handeln (Bauer et al. 2012; Gröning 2006; Krause et al. 2003) basierend auf professioneller Gesprächsführung (Zwicker-Pelzer 2010) in heterogenen Settings von Komm- sowie Geh-Strukturen verstanden. In der Tradition Klaus Mollenhauers (1965) ist Beratung dann ein „pädagogisches Phänomen“ (ebd.: 25), wenn Selbstaufklärung, Selbsterkenntnis, Selbsttätigkeit und Veränderung als emanzipatives Geschehen gefördert würden. Damit eröffne Beratung reflexive Räume zur Thematisierung der eigenen Lebensführung und werde auf diese Weise zum „exponiertesten Teil einer modernen Bildung“ (ebd.: 41). Beratung als pädagogisches Geschehen zeichnet sich in dieser Tradition nicht durch spezifische Handlungsfelder aus, wie etwa schulische und außerschulische Kontexte, sondern sie findet in allen Bereichen Sozialer Arbeit statt. Zudem lässt sie sich nicht auf eine bestimmte methodische Schule verkürzen. Vielmehr ist sie durch den erziehungswissenschaftlichen Bezug als selbstbestimmter Lern- und Entwicklungsprozess gekennzeichnet. Dabei sind Ressourcen der Adressat*innen „zu entdecken, zu aktivieren und weiter zu entwickeln“ (Krause 2003: 26) und zwar nicht nur als psychisches Geschehen, sondern unter Berücksichtigung des sozialen Umfelds und der materiellen Bedingungen der je spezifischen Lebenswelten (Thiersch 2004). In diesen Grundlegungen scheinen meines Erachtens die Aspekte Individuation und Selbstbestimmung als Ausrichtung pädagogischer Beratung im Vordergrund zu stehen. Welchen Gewinn hätte es, Beratung als Care-Handeln zu verstehen? Hierzu möchte ich vier erste Hinweise formulieren.

Das pädagogische Beratungsverständnis betont Aufklärung und Mündigkeit. Demgegenüber verweisen care-theoretische Perspektiven erstens auf eine *Weitung des Menschenbildes auf Angewiesenheit und Sozialität*, welche alle Subjekte gleichermaßen in ihrer *conditio humana* charakterisieren. Ergo wäre die Auseinandersetzung mit Angewiesenheit auch beraterisch neu zu denken, nämlich nicht nur als Hemmnis für Autonomiebildung. Anders als etwa die Ableitung beraterischer Ausrichtung nach Ulrich Oevermann (2016), bei dem Beratung in einer in die Krise geratenen Lebenspraxis dabei unterstützen soll, eine selbständige, autonome Krisenlösung (wieder)herzustellen (ebd.: 102),

kann Beratung – care-theoretisch geweitet – eine Perspektive der Entwicklung zur Gemeinschaftsfähigkeit und zum reflektierten Umgang mit Vulnerabilität eröffnen, ohne Individuation preiszugeben. In Stichworten soll angedeutet werden, was damit konkret gemeint ist. Für care-informiertes Beratungshandeln können die von Fisher und Tronto (1990) vorgeschlagenen vier Dimensionen von Care herangezogen werden. „Caring about“ kann als Aufmerksamkeit auf die Identifizierung von Beratungsbedarfen verstanden werden, insbesondere in Geh-Strukturen und auch jenseits traditioneller Geschlechterpositionierungen. Die emotional grundierte Verantwortlichkeit („caring for“) setzt Bezogenheit und Rollenklärung voraus, was im Beratungskontext über die Präzisierung einer formalen, etwa rechtlich kodifizierten Zuständigkeit, oder emotional grundierten Reflexion des Beratungsgeschehens, wie es in psychosozialer Beratung bereits Praxis ist, hinausgeht: Die Dynamik zwischen Berater*in (*Care Giver*) und Adressat*in (*Care Receiver*) erfordert emotionale Reflexionsfähigkeit und Resonanz im Sinne des „beidseitigen Ausbalancieren[s] von Aufeinander Eingehen und Abgrenzung“ (Brückner 2011: 79), und zwar auf einer ‚schiefen Ebene‘ machtasymmetrischer Konstellationen. Care-ethisch argumentiert berührt eine Beratung daher nicht nur das persönliche Leben von Ratsuchenden, sondern auch den sozial- und geschlechterpolitischen Kontext, in dem die Personen und ihr Anliegen eingebunden sind. Beispielsweise zeigen sich hinter Erziehungsschwierigkeiten beengte und ungeeignete Wohnverhältnisse. Die Beratung kann daher nicht mit dem Gesprächsabschluss enden, vielmehr sind Anliegen von Adressat*innen in politische Arenen einzuspeisen und auszuhandeln (Tronto 2000: 38). Für Soziale Arbeit ist der Bezug zu politischer Praxis im Kontext der Anwaltschaftlichkeit (Dischler/Kuhlke 2021) oder der advokatorischen Ethik (Brumlik 2017) nichts substantiell Neues. Gleichwohl fehlt in diesen Konzepten der dezidierte Blick auf care-relevante Themen. Vielmehr zeigen sich „epistemische Ausblendungen“ (Sorgo 2023b: 85) care-bezogener (Beratungs-)Themen, die bislang auf die Hinterbühnen öffentlicher Debatten verwiesen wurden.

Ein zweiter Aspekt, der sich aus care-theoretischen Bezügen für pädagogische Beratung ableiten lässt, betrifft den *Konnex von Beratung mit Geschlecht*. Bezogenheit und genealogische Angewiesenheit (Windheuser 2018) werden weiblich assoziiert, während die Förderung von Mündigkeit, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung mit Vaterschaft, mithin Männlichkeit verknüpft wird. Diese historisch gelegte Spur (Rendtorff 2016) kann in Beratungen – sowohl was die Erwartungen der Beratungssuchenden an die als Frauen oder Männer gelesenen Berater*innen angeht als auch in Bezug auf die geschlechtlich unterlegten Selbstbilder der Berater*innen und ihren Blick auf Beratungsbedarfe – aktualisiert werden. Zudem sind Problemlagen, Anliegen und Bewältigungsmöglichkeiten durch intersektional differenzierte Geschlechterverhältnisse vorstrukturiert (Kupfer/Sickendiek 2022). Ebenso ist von geschlechterbezogenen Zuschreibungen und Stereotypisierungen auszugehen, die etwa

bei der Bewertung unterschiedlicher Beratungs-Settings sichtbar werden: Je mehr es um Bezoogenheit geht und je alltagsnäher die Themen, je informeller das Setting, desto eher werden sich Frauen als Beraterinnen wiederfinden und desto weniger werden sie mit professionellen Kompetenzanforderungen in Verbindung gebracht. Auch die Ebenen formeller und informeller Care-Arbeit können dann unschärfer werden.

Der dritte Aspekt bezieht sich auf methodische Überlegungen, also was es bedeuten kann, das *Beratungshandeln auch als Care-Geschehen* zu verstehen, ohne dass Beratung und Care-Handeln ineinander aufgehen würden. Care-theoretische Bezüge können hier zum einen für den Umgang mit Emotionalität in Beratungskontexten eine anregende Referenz bieten, die sich nicht auf intrapersonelle psychologische Konzepte beschränkt. So betont Noddings (1993) in ihren care-theoretischen Überlegungen, wie relevant es für den Prozess ist, die Realität des anderen wahrzunehmen und dabei so ähnlich wie möglich emotional nachzuvollziehen, was das Gegenüber empfindet. Erinnert dies einerseits an das Konzept personenzentrierter Beratung nach Carl Rogers (2010), wird bei Noddings die Herausforderung betont, die ratsuchende Person als „andere“ auszuhalten – auch und gerade mit dem Versuch, ihr emotional nahe zu kommen und sie zu spiegeln. Pädagogische Beratung lässt sich also nicht bewerkstelligen, ohne emotional mit fremden – auch unangenehmen – Gefühlen affiziert zu werden. Zum anderen beziehen sich Beratungsthemen und -anlässe in Sozialer Arbeit auf Care, nämlich auf das Beziehungsgeschehen, familiales Caring oder nachbarschaftliche Netzwerke der Adressat*innen. Beratung stellt in diesen Kontexten gewissermaßen ein Care-Handeln zweiter Ordnung dar, bei dem Beziehungs- und Care-Praxen der Adressat*innen in der Beratung zum Thema gemacht werden. Neben Individuation und Selbstbestimmung sind daher Bedürfnisse nach und Fähigkeiten zu alltäglicher Lebensführung, Beziehungsgestaltung und Netzwerken zentrale Beratungsinhalte.

Ein vierter hier anzuführender Aspekt betrifft schließlich *Professionalisierung im Kontext beraterischen Handelns*. Care-bezogene Analysen zeigen, dass Professionalität in Bildung und Sozialer Arbeit einem doppelten Mythos unterliegt. Sie ist weder neutral, objektiv und emotionslos gestaltbar, noch verliert verberuflichte personenbezogene Dienstleistung (Krüger 2003; Thiessen 2004; Friese 2010) per se durch „Käuflichkeit“, „Kalkulierbarkeit und Rationalisierbarkeit“ (Hartmann 2022: 128) an Wert. Tatsächlich kommen Fachkräfte in Beratungskontexten gerade in Settings außerhalb formaler Beratungsstellen und in Gesprächen ‚zwischen Tür und Angel‘ mit dem „schmuddeligen Alltag“ (Winkler 2008: 133) von Adressat*innen in Kontakt und brauchen neben theoretisch basiertem Fachwissen, kritisch-reflexiven Analysefähigkeiten und einer fundierten Auseinandersetzung mit professionsbezogenen ethischen Konzepten auch die bereits skizzierten und auf biografischen und geschlechterkritischen Reflexionen basierenden fachlich-methodischen Kommunika-

tions- und Kontaktfähigkeiten. Je diffuser Beratungssettings sind, umso unerlässlicher sind fundierte Ausbildungen, präzise Konzepte sowie kollegiale und supervisorisch begleitete Reflexionsräume.

4 Fazit: Anregungen für eine care-orientierte pädagogische Beratung

Rousseaus Theorie der natürlichen Erziehung, deren Verdienst es ist, das Lernen vom Kind aus zu denken (Oelkers 1983), zielt auf individuelle Autonomie. Der männlich unterlegte Subjektivierungsprozess ist zugleich auf ein Gegenüber angewiesen, das die Seite der Angewiesenheit, der Versorgung und der Beziehungsfähigkeit repräsentiert. Auch in aktuellen pädagogischen Konzeptionierungen, insbesondere in pädagogischer Beratung, ist Care-Orientierung noch wenig bedacht und verankert. Ihr hängt nach wie vor „der Geruch des Privaten“ (Krüger 2003), mithin die Gefahr von Unterwerfung und Abhängigkeit an. Wie gezeigt wurde, kann pädagogische Beratung care-theoretisch unterlegt zu einem Verflüssigen der Binarität von Autonomie und Angewiesenheit, von Emanzipation und Gemeinschaftsfähigkeit im Sinne der ‚interdependency‘ von Kağitçibaşı (2005) beitragen. Ein care-reflektierter pädagogischer Zugang wäre dann beides: Bereitstellung einer Versorgung, die Weltöffnung und einen zugleich emotionalen und kognitiv reflektierten Umgang mit lebenslanger Angewiesenheit ermöglicht. Beratung im Speziellen böte aus dieser Warte versorgendes und emotional affiziertes ‚containen‘ (Bion 1997) ebenso wie ein autonomieorientiertes „für möglich halten“ (Frommann 1981). Dabei ist zugleich die vermeintliche Geschlechter-, ‚spezifik‘ von Care-Praxen immer wieder aufzudecken und in Frage zu stellen.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2013): Ökonomie und Sorgearbeit. In: Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 105–126.
- Aulenbacher, Brigitte/Lutz, Helma/Schwiter, Karin (2021): Gute Sorge ohne gute Arbeit? Live-in-Care in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Feministische Studien 39, 2, S. 382–385.
- Bauer, Annemarie/Gröning, Katharina/Hoffmann, Cornelia/Kunstmann, Anne-Christin (2012): Grundwissen Pädagogische Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Bauer, Petra (2017): *Sorge und Fürsorge*. In: Kessler, Fabian et al. (Hrsg.): *Soziale Arbeit. Kernthemen und Problemfelder*, Opladen: Budrich, S. 211–221.
- Biesecker, Adelheid (2000): *Arbeit als vielfältiges Mit-Gestalten. Zum Verständnis von Arbeit und Produktivität im Konzept Vorsorgendes Wirtschaften*. In: Biesecker, Adelheid/Mathes, Maite/Schön, Susanne/Scurrill, Babette (Hrsg.): *Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens*. Bielefeld: Kleine-Verlag, S. 259–264.
- Bion, Wilfred (1997): *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boll, Christina (2017): *Die Arbeitsteilung im Paar. Theorien, Wirkungszusammenhänge, Einflussfaktoren und exemplarische empirische Evidenz. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung*. Hamburg. <http://www.gleichstellungsbericht.de/de/article/51.expertisen.html> [Zugriff: 4.11.2023].
- Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (2021): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Brückner, Margrit (2010): *Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten*. In: Apatzsch, Ursula/Schmidbauer, Marianne (Hrsg.): *Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 43–58.
- Brückner, Margrit (2011): „Das hat mir sehr geholfen, dass man hier her kam und konnte sich an’n Tisch setzen und einfach frühstücken“. *Care-Verständnisse aus der Sicht der AkteurInnen*. In: *Soziale Passagen* 3, S. 61–79.
- Brückner, Margrit (2015): *Dimensionen des Care-Begriffs. Zwischen Fürsorge, Gerechtigkeit und Eigensinn*. In: Kreß, Brigitta/Mehlhorn, Anette (Hrsg.): *Füreinander Sorge tragen. Religion, Säkularität und Geschlecht in der globalisierten Welt*. Weinheim/Basel: Beltz, S. 41–53.
- Brückner, Margrit/Heimbeck, Gisela/Peters, Franziska/Reimann, Tanja/Schmidbauer, Marianne (2012): *Wer sorgt für wen und wie? Beteiligte kommen zu Wort – erstes Resümee einer empirischen Untersuchung zu Care*. gFFZ Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen, Broschürenreihe Nr. 2. Frankfurt a.M.: gFFZ.
- Brumlik, Micha (2017): *Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Dischler, Andrea/Kulke, Dieter (2021): *Politische Praxis und Soziale Arbeit. Theorie, Empirie und Praxis politischer Sozialer Arbeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Finch, Janet/Groves, Dulcie (1983): *A Labour of Love. Women, Work and Caring*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fisher, Berenice/Tronto, Joan (1990): *Towards a feminist theory of caring*. In: Abel, Emily K./Nelson, Margaret, K. (Hrsg.): *Circles of care. Work and identity in women’s lives*. New York: State University of New York Press, S. 35–62.
- Friese, Marianne (2010): *Die ‚Arbeit am Menschen‘. Bedarfe und Ansätze der Professionalisierung von Care Work*. In: Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hrsg.): *Care – wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*, Bd. 6. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 47–68.
- Frommann, Anne (1981): *Mitmenschlichkeit als Methode*. Mössingen: Talheimer.
- Gilligan, Carol (1982 [1977]): *In a different voice. Psychological theory and women’s movement*. Cambridge: Harvard University Press.

- Gröning, Katharina (2006): Pädagogische Beratung. Konzepte und Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hartmann, Anna (2022): Sorge als unverfügbare Bindung. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik* 46, 4, S. 113–133.
- Häußler, Angela (2023): (Un-)sichtbarkeiten von Care-Arbeit im Bildungssystem und als Leistung von privaten Haushalten und Familien. In: *Sorgo, Gabriele (Hrsg.): Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht. Herstellung weiblicher Unsichtbarkeit.* Weinheim: Beltz Juventa, S. 18–36.
- Hofmeister, Sabine/Mölders, Tanja/Deining, Michaela/Kapitza, Katharina (2019): Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. In: *GENDER* 11, 1, S. 125–139.
- Kağıtçıbaşı, Çiğdem (2005): Autonomy and relatedness in cultural context: Implications for self and family. In: *Journal of Cross-Cultural Psychology* 36, S. 403–422.
- Klinger, Cornelia (2012): Leibdienst – Liebesdienst – Dienstleistung. In: *Dörre, Klaus/Sauer, Dieter/Witte, Volker (Hrsg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik.* Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 258–272.
- Krause, Christina (2003): Pädagogische Beratung: Was ist, was soll, was kann Beratung? In: *Krause, Christina/Fittkau, Bernd/Fuhr, Reinhard/Thiel, Heinz U. (Hrsg.): Pädagogische Beratung: Grundlagen und Praxisanwendung.* Weinheim: Beltz Juventa, S. 15–31.
- Krause, Christina/Fittkau, Bernd/Fuhr, Reinhard/Thiel, Heinz-Ulrich (2003): Pädagogische Beratung. Lübeck: Schöningh.
- Krüger, Helga (2003): Professionalisierung von Frauenberufen – oder Männer für Frauenberufe interessieren? Das Doppelgesicht des arbeitsmarktlichen Geschlechtersystems. In: *Heinz, Kathrin/Thiessen, Barbara (Hrsg.): Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche. Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, Bd. 2.* Opladen: Leske und Budrich, S. 123–144.
- Kumbruck, Christel/Rumpf, Mechthild/Senghaas-Knobloch, Eva (2010): Unsichtbare Pflegearbeit. Fürsorgliche Praxis auf der Suche nach Anerkennung. Münster: LIT-Verlag.
- Kupfer, Annett/Sickendiek, Ursel (2022): Beratung. In: *Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. (2. aktual. Aufl.).* Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 68–72.
- Lutz, Helma (2018): Die Hinterbühne der Care-Arbeit. Transnationale Perspektiven auf Care-Migration im geteilten Europa. Weinheim: Beltz Juventa.
- Mollenhauer, Klaus (1965): Das pädagogische Phänomen „Beratung“. In: *Mollenhauer, Klaus/Müller, Carl Wolfgang (Hrsg.): „Führung“ und „Beratung“ in pädagogischer Sicht.* Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 25–41.
- Noddings, Nel (1984): *Caring.* Berkeley: University of California Press.
- Noddings, Nel (1993): Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen? In: *Nagl-Docekal, Herta (Hrsg.): Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik.* Frankfurt a.M.: Fischer, S. 135–171.
- Oelkers, Jürgen (1983): Rousseau und die Entwicklung des Unwahrscheinlichen im pädagogischen Denken. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 29, 5, S. 801–816.
- Oevermann, Ulrich (2016): „Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften. In: *Becker-Lenz, Roland/Franzmann, Andreas/Jansen, Axel/Jung, Matthias (Hrsg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme.* Wiesbaden: Springer VS, S. 43–114.

- Rendtorff, Barbara (2006): *Erziehung und Geschlecht*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rendtorff, Barbara (2016): *Bildung – Geschlecht – Gesellschaft*. Weinheim: Beltz.
- Rerrich, Maria S./Thiessen, Barbara (2021): Von Care zur Sozialen Arbeit und wieder zurück? Theoretische Überlegungen und Impulse für die Praxis. In: Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 47–62.
- Rogers, Carl R. ([1942/1972] 2010). *Die nicht-direktive Beratung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Schmid, Pia (1992): Rousseau Revisited. Geschlecht als Kategorie in der Geschichte der Erziehung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 38, 6, S. 839–854.
- Schmidt, Pia (1996): *Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800*. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 327–345.
- Sorgo, Gabriele (2023a): *Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht. Herstellung weiblicher Unsichtbarkeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Sorgo, Gabriele (2023b): *Epistemische Ausblendung: Die Praxis des Nicht-Sehens weiblicher Care-Arbeit in Lehrwerken*. In: Sorgo, Gabriele (Hrsg.): *Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht. Herstellung weiblicher Unsichtbarkeit*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 85–111.
- Steinbrügge, Lieselotte (1987): *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung*. Weinheim/Basel: Metzler.
- Theobald, Hildegard (2019): *Politiken in der Altenpflege und die Entwicklung von Stratifikationen in Wechselwirkung von Geschlecht, sozialer Schicht und Migration. Eine internationale Perspektive*. In: Rudolph, Clarissa/Schmidt, Katja (Hrsg.): *Interessenpolitik und Care – Voraussetzungen, Hürden und Perspektiven kollektiven Handelns*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 161–176.
- Thiersch, Hans (2004): *Lebensweltorientierte Soziale Beratung*. In: Nestmann, Frank et al. (Hrsg.): *Das Handbuch der Beratung*, Bd. 2: *Ansätze, Methoden und Felder*. Tübingen: dgvt-Verlag, S. 487–496.
- Thiessen, Barbara (2004): *Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleistungsarbeit*. Opladen: Budrich.
- Thiessen, Barbara (2011): *Verletzte Körper. Intersektionelle Anmerkungen zu Geschlecht und Behinderung*. In: *Zeitschrift für Inklusion* 5, 1. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/107/107> [Zugriff: 15.3.2023].
- Toppe, Sabine (1996): *Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 346–359.
- Tronto, Joan C. (1993): *Moral Boundaries. A political argument for an ethic of care*. New York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2000): *Demokratie als fürsorgliche Praxis*. In: *Feministische Studien* 18, 1, S. 25–42.
- Villa, Paula-Irene (2017a): *Autonomie und Verwundbarkeit*. In: Lenz, Ilse/Evertz, Sabine/Ressel, Saida (Hrsg.): *Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus?* Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 66–84.

- Waerness, Kari (2000): Fürsorgerationalität. Zur Karriere eines Begriffes. In: *Feministische Studien extra: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit* 18, 1, S. 54–66.
- Windheuser, Jeannette (2018): *Geschlecht und Heimerziehung. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Dekonstruktion (1900 bis heute)*. Bielefeld: transcript.
- Winkler, Michael (2008): *Management und Steuerung*. In: Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer, Elisabeth (Hrsg.): *Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch*. Wien: Erhard Löcker, S. 120–136.
- Zwicker-Pelzer, Renate (2010): *Beratung in der sozialen Arbeit*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

*Materielle und geschichtliche
Bedingungen von pädagogischen
Sorgeverhältnissen*

Erziehung, Sorge und weibliche Produktivität in der Zweiten Frauenbewegung. Zu einem Deutungsrahmen feministischer Kritik

1 Erziehung und Sorge im Blick feministischer Rationalitätskritik

Erziehung und Bildung als Formen der Vermittlung des Einzelnen mit der Gesellschaft folgen historisch spezifischen Rationalitäten. Was Subjektivität ausmacht, wie Angewiesenheit und die Asymmetrie im Generationenverhältnis, wie das Kultur-Natur-Verhältnis, wie gesellschaftliche Vermittlung gelebt und gedacht werden, findet sich in der pädagogischen Vernunft wieder, in der Ordnung von Erziehung und Bildung (vgl. Bernhard 2011). Die feministische Theorie hat gezeigt und kritisiert, dass die Form moderner Rationalität eine hierarchische Geschlechterordnung beinhaltet, die auf der Abwertung und Unterordnung des weiblich Codierten beruht (vgl. Honegger 1996). Der bürgerliche Flügel der ersten Frauenbewegung bemühte sich im 19. Jahrhundert um die Aufwertung der sorgenden und erzieherischen Tätigkeiten der Frauen. Ihre kulturbildende Aufgabe sei es, ihre Eigenschaften und Fähigkeiten zur Sorge und Erziehung für die Nation einzubringen, um dafür Anerkennung zu erhalten (vgl. Jacobi 2013). Während in Teilen des bürgerlichen Flügel der ersten Frauenbewegung Weiblichkeit mit Sorgeorientierung verbunden wird, versucht die zweite Frauenbewegung Mitte des 20. Jahrhunderts diese Naturalisierung aufzubrechen. Sie kritisiert die geschlechtliche Verteilung der erzieherischen und sorgenden Tätigkeiten, die Abwesenheit der Männer „im Bereich von Erziehung, Fürsorge und Pflege“ (Baader 2018: 16) und zeigt, wie Erziehung der hierarchischen Geschlechterordnung zuarbeitet und die Entwicklungsmöglichkeiten der Mädchen einschränkt. In der westdeutschen Bewegung thematisieren u.a. Karin Hausen (1976), Gisela Bock und Barbara Duden (1977) sowie Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof (1983) die Spezifik der sorgenden Tätigkeiten im Privaten in ihrer Bedingung durch die marktvermittelte Lohnarbeit. Die Debatte dieser Zeit zielt sowohl auf die Kritik ihrer Gegenstände wie Arbeitsteilung und Hausarbeit als auch auf die Normen, Paradigmen und Methoden der Wissenschaft. Der androzentrische, nicht zuletzt durch die Wissenschaften produzierte Blick, der sorgende, pflegende und bewahrende Hausarbeit zu natürlichen Verhaltensweisen von

Frauen macht, wird durch die Darstellung der geschichtlichen Gewordenheit geschlechtlicher Arbeitsteilung in seiner Funktion und seiner Konstruktion sicht- und damit kritisierbar (vgl. List 1989). Neben diesen geschichtswissenschaftlichen, familien- und arbeitssoziologischen Studien entstehen Rationalitäts- und erkenntniskritische Texte, die einen kulturtheoretischen Strang feministischen Denkens bilden. Er diskutiert, inwiefern Sprache, Denken und Vernunft in der europäischen Moderne in ihren Erscheinungsweisen und ihrer wesentlichen Logik vergeschlechtlicht sind. Dieser Theoriestrang befragt die Konstitution von Wirklichkeit, die Wahrnehmungs- und Erfahrungsmuster und die symbolische Ordnung (vgl. Schulz 2002). In der deutschsprachigen Frauenbewegung speist sich dieses Denken hauptsächlich aus zwei Quellen: aus der Kritik des Strukturalismus und der Psychoanalyse im Anschluss an Hélène Cixous und Luce Irigaray sowie aus der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule.¹ Innerhalb des kulturtheoretischen Strangs entsteht ab Mitte der 1970er Jahre eine Debatte, in der die Bezeichnungen „weibliche Produktivität“ und „weibliche Produktivkraft“ auftreten. Es werden Momente in gesellschaftlichen Vermittlungsprozessen thematisiert, die kulturgeschichtlich mit dem Weiblichen verknüpft wurden und von der instrumentellen Vernunft² entweder nicht oder nicht in ihrer kulturbildenden Wirkung begriffen werden, zugleich aber funktionalisiert werden zum Erhalt der Ordnung. Die Texte zu weiblicher Produktivität und Produktivkraft verhandeln in ihrer Rationalitätskritik die Hierarchisierung von Sorge-, Haus- und Lohnarbeit (vgl. Lux 2023).

2 Material und Methode

Im Folgenden werde ich anhand von Aufsätzen des kulturtheoretischen Strangs aus dem Zeitraum von 1976 bis 1983 den Deutungsrahmen weibliche Produktivität herausarbeiten und ihn erziehungs- und bildungstheoretisch reinterpreten. Den Kern der Debatte machen fünf Publikationen aus. Im Jahr 1976 erscheint im Merve Verlag das Buch *Weibliche Produktivkraft – Gibt es eine andere Ökonomie? Erfahrungen in einem linken Projekt* von Merve Lowien. Die Autorin reflektiert, wie das Merve-Verlagskollektiv, dessen Mitglied sie

- 1 Zu bekannten Vertreterinnen zählen u.a. Elisabeth Lenk, Silvia Bovenschen, Eva Meyer, Gerburg Treusch-Dieter und Regina Becker-Schmidt.
- 2 Ich spreche von instrumenteller Vernunft nach Max Horkheimers *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, der die Geschichtlichkeit der Verkehrung von Zweck und Mittel, Naturbeherrschung „ohne ein sinnvolles Motiv“ (Horkheimer 1991: 106), die Menschenbeherrschung einschließt, und des Umschlagens von Vernunft in Irrationalität untersucht. Die Texte, die ich im Folgenden analysiere, verstehe ich als feministische Weiterentwicklungen dieser Rationalitätskritik.

bis 1976 war, mit Beziehungsformen in ihrer Arbeit und Kommunikation experimentierte. Auch wenn Lowien den Begriff „Produktivkraft“ und nicht „Produktivität“ verwendet, teilt der Text mit den nachfolgenden die Kritik der Rationalität der Arbeits- und Beziehungsformen. Im Jahr 1980 veröffentlicht Brigitte Wartmann den Aufsatz *Verdrängungen der Weiblichkeit aus der Geschichte. Bemerkungen zu einer ‚anderen‘ Produktivität der Frau*, zwei Jahre später verantwortet sie zusammen mit Ulrike Haß, Andrea Kuhn und Ju Tapken die Hefredaktion der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Bildung* zum Schwerpunktthema „Weibliche Produktivität“. 1983 veröffentlicht Ulrike Haß zusammen mit Petra Doensselmann im Sande in der Zeitschrift *Die Schwarze Botin* die Thesen *Mehr als töchterliche Kehrseite der väterlich zeugenden Geschichte. Zur weiblichen Produktivität im Prozeß der bürgerlichen Gesellschaft*. In der gleichen Zeit publiziert Gerburg Treusch-Dieter den Band *Wie den Frauen der Faden aus der Hand genommen wurde. Die Spindel der Notwendigkeit*, in dem die Autorin anhand des Spinnens weibliche Produktivität untersucht. Was Catrin Dingler über Merve Lowiens Band sagt, lässt sich auf alle fünf Texte übertragen: Sie sind Dokumente der „Suche nach Möglichkeiten der feministischen Vergesellschaftung“ (Dingler 2018: 14).

Die Aufsätze enthalten kein kohärentes Konzept weiblicher Produktivität. Bezeichnet werden damit die „Arbeit im Haus“, die „Tätigkeiten der Frauen“, das Spinnen als „Paradigma weiblicher Produktivität“ (Treusch-Dieter o. J.: 12) ebenso wie die Gebärfähigkeit der Frauen. Ebenfalls wird weibliche Produktivität verwendet, um ein „Interesse-am-Anderen“ und „kritisch-tätige Geduld in den Arbeitstätigkeiten und deren Organisation“ (Lowien 1977: 55) zu beschreiben. Zudem sei „Erziehungsarbeit“ (Wartmann 1982b: 26) ein Beispiel weiblicher Produktivität. Die Beschreibungen weisen Ähnlichkeiten zu den feministischen Analysen der Sorge in unserer Gegenwart auf. Sie sind ähnlich, aber nicht gleich: Kontinuität und Diskontinuität des historischen Materials und der aktuellen Debatten können nicht eingegeben werden.

Ich fasse weibliche Produktivität als Deutungsrahmen, der sich durch das Erkenntnisinteresse und den methodischen Zugang konstituiert. Das an Luce Irigaray (1979) orientierte methodische Vorgehen und das Erkenntnisinteresse der Aufsätze liegen im Versuch, bis zur Zeit der Frauenbewegung nicht thematisierte Mechanismen der Geschlechterordnung sichtbar und kritisierbar zu machen. Die Frage der Aufsätze, der ich im ersten Schritt nachgehen werde, lautet somit: Worin bestehen die verschwiegenen Voraussetzungen der Vernunft und wie sind sie mit der hierarchischen Geschlechterordnung verbunden? Mit weiblicher Produktivität versuchen die Texte etwas zu fassen, was der instrumentellen Vernunft entgeht. Ihre selbstgesetzte Aufgabe besteht darin, das Formlose zu begreifen, ohne die weibliche Produktivität einer ihr äußerlichen Rationalität zu unterwerfen (vgl. Wartmann 1980). So wird die lücken- und thesenhafte, umkreisende und fragende Darstellungsweise der Texte, die ihren

Ausgangspunkt ebenso bei kulturgeschichtlichen Quellen wie in eigener experimenteller Praxis nimmt, zum methodischen Vorgehen (vgl. Lux 2022).

Methodisch orientiere ich mich an Susanne Maurers erziehungswissenschaftlicher Reinterpretation von Interviewmaterial aus der Frauenbewegung, das sie hinsichtlich seiner „Dimensionen von Bildung“ (Maurer 2015: 205) erneut liest. Durch die Relektüre werden „Korrespondenzen“ zwischen den „Erfahrungs- und Erkenntnisprozessen im Kontext der Neuen Frauenbewegung“ und „erziehungswissenschaftlichen Perspektiven“ (ebd.) deutlich. Ich werde im Folgenden den Deutungsrahmen weibliche Produktivität darstellen. Dabei werde ich die Aspekte der Tätigkeits- und Beziehungsform herausarbeiten, die mit den Formen von Sorgearbeit und -beziehungen korrespondieren. Die Relektüre des Deutungsrahmens im zweiten Schritt folgt den Fragen, worin Bezüge zum Pädagogischen bestehen, welches Bildungsbegehren sich in den Texten zeigt und welche verschwiegenen Voraussetzungen der pädagogischen Vernunft durch den Deutungsrahmen weibliche Produktivität erkennbar werden.

3 Der Deutungsrahmen weibliche Produktivität

Über die Schwierigkeit, ihren Gegenstand zu bestimmen, schreibt Brigitte Wartmann, die Vorstellungen zu weiblicher Produktivität würden „entweder – noch vor allem Denken – Phrase um Phrase“ bereitstehen „oder aber – trotz allem Denken – die Sprache im Unbenannten enden“ lassen (Wartmann 1982a: 4). Dennoch lassen sich Bestimmungen festhalten, die in unterschiedlicher Akzentuierung über die Aufsätze hinweg auftreten.

3.1 Tätigkeitsform

Im Deutungsrahmen weibliche Produktivität wird die Spezifik einer Tätigkeitsform beschrieben, die einer instrumentellen Rationalität nicht als Tätigkeit erscheint. Für das „männliche Bewußtsein“, so Wartmann, „kreist das weibliche Tun bloß in sich selbst, denn es wiederholt sich jeden Tag, und hat kein Ende“ (Wartmann 1982b: 26). Es sei „ohne einen sichtbaren Anfang und ohne ein sichtbares Ziel“ (ebd.: 25). Weibliche Produktivität bewirke einen Prozess, der keine „Objektivierung in der Zeit“ hervorbringe (Treusch-Dieter o. J.: 19). Zudem seien „weder [die] Werkzeuge noch [die] Resultate“ weiblicher Produktivität „mit Eindeutigkeit definierbar“ (Wartmann 1982b: 26). Die spezifische Tätigkeitsform weiblicher Produktivität unterscheidet sich demnach von der Logik des Arbeitsbegriffs: Letzterer beschreibt das Verhältnis von Subjekt, Werkzeug und Objekt im Prozess, das eine Vergegenständlichung als sichtbare

Entäußerung des Subjekts hervorbringt (vgl. Lukács 1984). Die Logik der klaren Subjekt-Objekt-Werkzeug-Trennung, so Wartmann in ihrem Resümee der bürgerlichen Philosophie der Aufklärung, werde zum Grundmuster des Wirklichkeitsverständnisses und des Selbst- und Weltverhältnisses (vgl. Wartmann 1982b). Vor diesem Hintergrund erscheint weibliche Produktivität als Naturverhalten und nicht als Tätigkeitsvermögen eines Subjekts. Die Texte dechiffrieren die Naturalisierung, indem sie weibliche Produktivität als Element einer gesellschaftlichen Praxisform erkennbar werden lassen. In der Erziehungsarbeit sieht Wartmann ein Beispiel für diese Form der Tätigkeit:

„Die Resultate der Arbeit können zwar sichtbar und spürbar sein, jedoch müssen sie es nicht. Es ist eine Frage der Zeit, wann ihre Resultate bemerkbar werden. Viele bleiben verborgen. Sie sind zwar als Effekt vorhanden, aber häufig nur im Prozeß ihres Entstehens, ihres sich Veränderns. Die Erziehungsarbeit gibt davon ein Beispiel.“ (Wartmann 1982b: 26)

Unplanbarkeit, Unkontrollierbarkeit und Unsichtbarkeit sind demnach Merkmale dessen, was die Autorinnen mit weiblicher Produktivität zu fassen versuchen. Weibliche Produktivität entzieht sich einem Denken, das ein Vermögen nur dann begreift, wenn es sich in einem Objekt vergegenständlicht und so als Entäußerung eines Subjekts erkennbar wird.

3.2 Beziehungsform

Bei Merve Lowien liegt die Spezifik weiblicher Produktivität in einer Beziehungsform, die sie anhand der Praxis des Merve-Verlagskollektivs erläutert (vgl. Dingler 2018). Lowien verwendet nicht die Bezeichnung weibliche Produktivität, sondern weibliche Produktivkraft. Produktivkraft beschreibt in der marxistischen Theorie nicht die Eigenschaft eines Subjekts, sondern ein Verhältnis der Kooperation, d.h. ein Vermögen, das der Kooperation der Subjekte in ihrer Beziehung zueinander und ihrem Verhältnis zur Welt entspringt. In Anlehnung an Marx und Engels, die den Begriff Produktivkraft als Produktion von „Verkehrsformen“ fassen, interpretiert Lowien ihn in feministischer Weise (vgl. Marx/Engels 1969; Lowien 1977). Sie fokussiert auf den Aspekt der Kommunikation und hebt „Verbindung, Vermittlung, Verständigung“ (Pross 1970 zit. n. Lowien 1977: 49) als Elemente hervor, die konstitutiv für die Herstellung des Sozialen sind. Produktionsverhältnisse als Beziehungsformen der Individuen zueinander und zur Welt analysiert Lowien entlang der sie trennenden Sphären Öffentlichkeit und Privatheit, die den Geschlechtern zugeordnet sind. Dabei hebt sie hervor, dass sie mit ihrer Beschreibung einer männlichen und einer weiblichen Produktivkraft keine „Naturqualitäten“ meine, sondern Beziehungsformen, die der „herrschenden Gesellschaftsformation“ (ebd.: 42) und der geschlechtlichen Arbeitsteilung entspringen. Die männliche Produktivkraft bestimme die Öffentlichkeit und stehe so für Gesellschaftlichkeit und Autonomie. Zugleich beruhe sie auf „Anpassung, Status, Privilegien“ und auf

Selbstbehauptung, weshalb sie zugleich „Fremdbestimmung“ sei (ebd.). Denn sie sei bestimmt von der Konkurrenz der Privatinteressen, die die Rückseite der Öffentlichkeit der kapitalistischen Gesellschaft ausmache. Die weibliche Produktivkraft sei „gegenwärtig vorrangig nur im Hause, im Privaten“ wirksam und so in ihrer „Vergesellschaftungsqualität“ beschnitten (ebd.). Zugleich aber entgehe sie der direkten Einwirkung des Verwertungszwangs, weshalb sie zu einem Element der „Selbstverwirklichung des Menschen als allseitig Tätigem“ werden könne (ebd.). Hierin sieht Lowien die Qualität ihrer Gesellschaftlichkeit. Weibliche Produktivkraft wirke nicht als „quantitative Organisation von Menschen und Sachen“, sondern ziele auf die „Qualität der Beziehungen und Verhältnisse“, auf das „Wie“ der Vermittlungen“ (Lowien 1977: 42f.), die Spontaneität Raum geben. Das mit dieser Beziehungsform verknüpfte Vermögen lasse sich vom „Interesse-am-Anderen“ (ebd.: 55), vom „Begreifen des anderen“ leiten, das in der „Bereitschaft“ gründe, „die ganze Energie jedes Aspekts unserer selbst in den Akt des Verständnisses mit einzubeziehen“ (Laing 1972 zit. n. Lowien 1977: 51). Die Bezogenheit auf andere bilde nicht nur ein Korrektiv zum Selbstbehauptungszwang. Aus der Beziehungsform entstehe vielmehr die Möglichkeit zur individuellen und gesellschaftlichen Selbstbestimmung (vgl. ebd.: 42).

Was die Autorin in ihrer Analyse der Beziehungsformen thematisiert, sind Formen gesellschaftlicher Vermittlung. Deutlich wird das auch bei Doenselmann im Sande und Haß, die herausstellen, dass weibliche Produktivität ein Gattungsvermögen ist, das in der androzentrischen Gesellschaft zur Vermittlung des Sozialen funktionalisiert wird, ohne Anerkennung zu erfahren. Zur Herstellung gesellschaftlicher Kohäsion sind Vermögen notwendig, die die Differenzierung entlang der Relata Öffentlichkeit – Privatheit und Familie – bürgerliche Gesellschaft – Staat vermitteln. Sie werden als Gattungsvermögen in und durch die Geschlechterordnung produziert und distribuiert. Die Autorinnen halten fest:

„Die Einrichtung, Aufrechterhaltung und der Umgang mit Trennungen benötigt eigene Energien und Vermögen, die zwischen diesen Trennungen vermitteln, bleibt es doch (immer noch) bei ein und derselben Haut, in der wir stecken.“ (Doenselmann im Sande/Haß 1983: 34)

Das Vermögen, das Individuum in die unterschiedlichen Logiken der gesellschaftlichen Sphären und diese als Gesamtzusammenhang mit sich zu vermitteln, sei ein Charakteristikum weiblicher Produktivität. Sie müsse „zwischen den Trennungen hin und her gehen“, denn ohne ihre Wirkungen würden

„die Beziehungsverhältnisse einstürzen und die Prozesse in der Produktion zum Stillstand gezwungen [...]. Zwischenglied-sein, das ist so weitgehend ihr Vermögen, daß die gesamte Produktivität der Frau unter diesem Bild verstanden werden kann.“ (Doenselmann im Sande/Haß 1983: 34)

Doch erkenne die instrumentelle Vernunft weibliche Produktivität nicht als eine mit ihr nicht-identische Form von Rationalität an, sondern unterwerfe sie als ihr Anderes. Ähnlich wie Luce Irigaray fassen Doenselmann im Sande und Haß weibliche Produktivität als gesellschaftliches Vermittlungsglied und Tauschmittel, durch welches das soziale Band hergestellt und aufrechterhalten wird (vgl. Irigaray 1979). Die Autorinnen entwickeln Deutungen von Tätigkeits- und Beziehungsformen, die in ihrer Funktion, den sozialen Zusammenhang zu vermitteln, aufgebraucht und so von der Logik der instrumentellen Vernunft nicht als gleichwertig für die Subjektwerdung anerkannt werden, und sie kritisieren die Geschlechterordnung dieser Formen.

4 Ein erziehungswissenschaftlicher Blick auf den Deutungsrahmen weibliche Produktivität

Der Deutungsrahmen weibliche Produktivität weist Motive auf, die sich erziehungs- und bildungstheoretisch interpretieren lassen und zudem die Kritik erziehungswissenschaftlicher Denkfiguren beinhalten. Damit verstehe ich die Aufsätze als frühe, außeruniversitäre, durchaus aber wissenschaftliche Arbeiten einer feministischen Kritik, die später in zahlreichen Studien fortgeführt wird. So auch in der sich seit den 1980er Jahren institutionalisierenden erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. Sie kritisiert unter anderem die Rationalitätsformen in Erziehung und Bildung. So macht sie auf die Funktion der Geschlechterordnung aufmerksam, die „Grundantinomie der Pädagogik“ (Strotmann 1999: 129), den Widerspruch zwischen Disziplin und Freiheit, Kultur und Natur, Autonomie und Angewiesenheit in und durch Erziehung und Bildung zu regulieren (vgl. Rendtorff 2005 und 2016). Vor dem Hintergrund dieser Kritik der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung werde ich zunächst weibliche Produktivität als Beziehungsvermögen und ihr Verhältnis zur „Selbstverwirklichung des Menschen als allseitig Tätigem“ (Lowien 1977: 42) reinterpreten. Anschließend werde ich den in diesen Motiven enthaltenen Bildungsgedanken und seine Zielperspektive, Individuierung ohne Verdrängung der sorgenden Subjektivitätsaspekte zu denken, aus dem historischen Material herausarbeiten.

4.1 Die „Grundantinomie der Pädagogik“

Erziehung ist durchzogen vom Widerspruch, das Kind durch disziplinierenden Zwang zur Freiheit durch Selbstbestimmung zu leiten. In den Erziehungstheorien der Aufklärung ist es die Mutter, die in der Privatheit der bürgerlichen

Familie durch ihre Hingabe und Sorge die Zucht der Erziehung, Disziplinierung und Triebbeherrschung abschwächt und erträglich macht (vgl. Casale 2022; Strotmann 1999). Ohne die Sorge der Mutter wird Erziehung zur bloßen Disziplin, zur nackten Naturbeherrschung. Indem ihr eine notwendige Aufgabe und Wirkung zugeteilt wird, erhält die mütterliche Sorge einen symbolischen Ort (vgl. Casale 2022). Doch zeigt sich, dass die Versöhnung von Natur und Kultur, die die Mütter durch Sorge und Hingabe leisten, eine „erpresste Versöhnung“ ist (Hauer 2019: 23). Denn die Spannung zwischen Zwang und Freiheit hat die Erziehungswissenschaft in ihrer Geschichte durch die Dichotomisierung und Hierarchisierung von Erziehung und Bildung entlang der Geschlechter zu regulieren versucht: Frauen sind für die weniger anerkannte frühkindliche Erziehung, Männer für die Bildung zur Freiheit (männlicher) Jugendlicher zuständig (vgl. Rendtorff 2005 und 2016).

4.2 Nährboden des Bildungsprozesses

In Merve Lowiens Text findet sich die Bestimmung, dass weibliche Produktivkraft nicht im Verwertungszwang aufgehe und so zum Moment der „Selbstverwirklichung des Menschen als allseitig Tätigem“ werden könne (Lowien 1977: 42). Die Selbstverwirklichung des Menschen wird im Idealismus und Neuhumanismus als Verwirklichung der Gattung in der Geschichte gedacht. Vermittelt sind Gattung und Einzelner durch den Bildungsprozess des Individuums. Vor allem im Idealismus wird die Form der Subjektivität als Entäußerungs- und Entfremdungsprozess gedacht: Das Ich ist konfrontiert mit der Welt und erkennt sich als getrennt von ihr. Als bildsames, bildungsbedürftiges und tätiges Subjekt kann es sich in seinen Entäußerungen, im Objekt wiedererkennen und so die trennende Entfremdung mit der Welt überwinden (vgl. Hauer 2019). Der Bildungsprozess wird gedacht als Vermittlungsprozess zwischen Subjekt und Objekt, Ich und Welt. Für Humboldt und seine Nachfolger ist es das Ziel des Bildungsprozesses, als Individuum in der Welt für sich zu sein (vgl. Bollenbeck: 1994). Hatten die Erziehungstheorien der Philanthropen Erziehung an äußeren Zwecken wie Nützlichkeit oder Wohlergehen orientiert, so tritt die humboldtsche Bildungsidee einem solchen Verständnis entgegen. Bildung findet hier ihren Zweck in sich selbst, in der Verwirklichung des Individuums. Die Spannung zwischen äußerer Nützlichkeit und Zwang in der Erziehung einerseits, innerer Freiheit und Selbstverwirklichung andererseits wird in den neuhumanistischen Bildungstheorien der Tendenz nach im Individuum aufgelöst. Die „widerständige Welt“, an der sich der Geist bilden kann, wird ins Individuum zurückgenommen: „Der Mensch kann sich nur durch das bilden, was seinem Geist ‚homogen‘ ist“ (Bollenbeck 1994: 146). Der Ort, an dem der Geist sich selbst trifft, ist die Sphäre der Wissenschaft, Sprache, Kunst. Sie, die realgeschichtlich den Vätern und Söhnen gehört, erhebt sich

über der Sphäre der Familie, die als Ort der Sittlichkeit, Erziehung und Sorge den Frauen als Müttern überlassen wird. Intellektuelle Selbstverwirklichung als Ziel von Bildung durch Individuierung wird mit dem Männlichen verknüpft (vgl. Rendtorff 2016).

Die Texte zur weiblichen Produktivität dechiffrieren die Logik dieser Subjektwerdung und fordern zugleich ein, wovon Weibliches ferngehalten wurde: Selbstverwirklichung als Bildungsziel. Doenselmann im Sande und Haß zitieren den Aufklärer und Pädagogen Joachim Heinrich Campe, die Töchter sollten es als ein „schwerlich zu vermeidendes Loos [sic]“ des weiblichen Geschlechts akzeptieren, dass sie in einer „drückenden Abhängigkeit zu leben“ haben (Campe 1789 zit.n. Doenselmann im Sande/Haß 1983: 30) Die Texte aus der Frauenbewegung skandalisieren den Verzicht der Frauen auf die Freiheit durch Bildung, der dadurch geleistet wurde, dass sie die Abhängigkeit und Angewiesenheit der und die Sorge um die Gattung auf sich zu nehmen hatten. Das Bildungsbegehren der Texte drückt sich im Wunsch nach Eigensinn aus, im

„Wunsch, das eigene Gesicht zu erkennen, der Traum von einem eigensinnigen Leben, die Sehnsucht, einem Begehren folgen zu können, das ausgetragen und verschwendet: verausgabt werden kann, ohne es dabei aus der Hand zu geben“ (Doenselmann im Sande/Haß 1983: 30).

Wie lässt sich intellektuelle Selbstverwirklichung im Rahmen weiblicher Produktivität deuten, um diesem Bildungsbegehren gerecht zu werden?

4.3 Individuum werden

Der Deutungsrahmen weibliche Produktivität verknüpft das „Für-sich-sein“ des Individuums (Doenselmann im Sande/Haß 1983: 33) und die „Selbstverwirklichung des Menschen als allseitig Tätigem“ (Lowien 1977: 42) mit dem Beziehungsvermögen, das sich durch das „Interesse-am-Anderen“ (ebd.: 55) auszeichnet und so Momente von Sorge umfasst. Das „Vermögen zur Beziehungsarbeit“ finde seine Entstehung an „Orten, die von weiblicher Produktivität dominiert werden“, und bestehe im „mimetische[n] Vermögen (das sind Vermögen der Berührung, des Blickkontakts, unmerkliche Übertragung der Gesten)“, die „vor allem im prä-ödpalen Verhältnis zwischen Mutter und Kind ausgebildet“ würden (Doenselmann im Sande/Haß 1983: 34). Die Fähigkeit zu dieser Beziehungsarbeit entstehe in Entwicklungsphasen der Einzelnen, die „durch Unauffälligkeit, Irrtümer und Produktionsstillstand gekennzeichnet“ (ebd.) seien und Mädchen eher zugestanden würden als Jungen. Das Problem ist nun, dass die für die Bildung des Individuums notwendige Beziehungsarbeit vernutzt wird, ohne dass sie als Gattungsvermögen Anerkennung erhält, wodurch verhindert wird, dass diejenigen, die sie leisten – zumeist Mädchen und Frauen –, selbst die Möglichkeit zur Freiheit durch Individuierung erhalten. Die feministischen Theoretikerinnen stellen weibliche Produktivität als

Vermögen zu einer spezifischen Beziehungsform und -arbeit in den Mittelpunkt der Subjektwerdung. Lowien entwirft weibliche und männliche Produktivkraft als zwei Ökonomien, die ihr gesellschaftliches und gattungsgeschichtliches Potenzial entfalten könnten, wenn sie sich gegenseitig begrenzen und als begrenzte begriffen würden (vgl. Lowien 1977). Der Deutungsrahmen beginnt so einen Sinnhorizont für eine mögliche andere Subjektwerdung aufzuspannen. Bezogen auf die Geschlechterökonomie der Erziehungs- und Bildungstheorien ermöglicht der Deutungsrahmen eine Kritik der Hierarchisierung der Gattungstätigkeiten und -vermögen. Ein Bildungsprozess, der sich an einer Subjektwerdung orientiert, die das Für-sich-Sein des Individuums durch die hierarchische Unterordnung der erzieherischen Sorge erreicht, verhindert eine Subjektwerdung, die ermöglichen würde, die Beziehungsvermögen zu verausgaben, ohne sich zu verlieren, sie zu verschwenden und sich dennoch wieder zu finden in der Welt. Das Bildungsbegehren, das in den Texten zutage tritt, will intellektuelle Selbstverwirklichung ohne die stillschweigende Vernutzung der weiblichen Produktivität im mit dem Männlichen verknüpften Bildungsweg des Individuums. Im Deutungsrahmen wird umrisshaft eine andere Subjektivität entworfen, in der erzieherische Sorge und Beziehungsvermögen des „Interesses-am-anderen“ nicht der Bildung zum Für-sich-Sein in Freiheit untergeordnet werden, sondern sich als gleichwertige begrenzen.

Die feministische Rationalitätskritik der zweiten Frauenbewegung macht das Geschlecht der verschwiegenen Voraussetzungen der Vernunft sichtbar und will durch Bedeutungsverschiebungen die Umwertung der Werte in Gang bringen. Genau in dieser doppelten Aufgabenstellung liegt ein Problem, das sich im Deutungsrahmen weibliche Produktivität zeigt. Er enthält einen positiv bewerteten Überschuss und fragt, ob „Momente von Gegenproduktivität“ und „Utopie“ (Haß/Kuhn/Tapken/Wartmann 1982: 7) mit weiblicher Produktivität verbunden seien. Das Problem ist nun nicht die Frage nach dem Überschuss, sondern die Verknüpfung mit dem Weiblichen. Das Weibliche als Ort des Besseren ist eine Mystifizierung, die in der europäischen Kulturgeschichte Tradition hat. Sie findet sich in klassischen Erziehungs- und Bildungstheorien, in denen „Weiblichkeit als Gegengift“ (Schmid 1993: 61) gegen die Zumutungen der Moderne auftritt. Es ist ein schmaler Grat zwischen der Analyse der Geschlechterordnung, einer Orientierung am Horizont einer geschlechtergerechten Vergesellschaftung und der Festlegung des „Weiblichen“ auf ein menschenfreundliches anderes Prinzip. Die Bezeichnung weibliche Produktivität changiert zwischen diesen Seiten.

5 Weibliche Produktivität und Sorge – eine andere Subjektivität?

Was aktuell als „Care-Krise“ bezeichnet wird, ist eine Krise der Sorgearbeit *und* der Sorgebeziehungen: Die Herstellung des gesellschaftlichen Zusammenhangs wird brüchig durch den Versuch der Kommodifizierung und Kapitalisierung von Sorge. Die kapitalistische Vergesellschaftung der Individuen greift das scheinbar unendliche Reservoir der Sorgefähigkeit an, das stillschweigend die Voraussetzung gesellschaftlicher Vermittlung zu bilden hat (vgl. Müller 2016; Winker 2015). Die gesellschaftliche Situation hat sich verschärft hinsichtlich der Ausbeutung des Gattungsvermögens, das in den 1970er und 1980er Jahren als weibliche Produktivität beschrieben wurde. Auch wenn der Deutungsrahmen kaum Antworten auf gegenwartsbezogene Fragen geben kann – darin liegt der geschichtliche Charakter des Materials –, so kann er doch unsere Fragen und Denkrichtung erhellen. Durch die Reinterpretation der erziehungs- und bildungstheoretischen Dimensionen des Deutungsrahmens wurden die Konturen einer Kritik der pädagogischen Vernunft in ihrer Ordnungs- und Regulierungsfunktion entlang der Geschlechter verdeutlicht. In diesem Rahmen lässt sich nicht nur fragen, wer für Erziehungs- und Sorgetätigkeiten zuständig gemacht wird. Thematisierbar werden zudem die verschwiegenen vergeschlechtlichten Voraussetzungen der gesellschaftlichen Vermittlung von Individuum und Gesellschaft durch Erziehung und Bildung. Der Deutungsrahmen eröffnet den Horizont, Erziehung und Bildung auf eine mögliche andere Form von Subjektwerdung zu orientieren, in der Sorge als vergeschlechtlichtes Gattungsvermögen erscheint, das für gesellschaftliche Vermittlung unabdingbar ist.

Literatur

- Baader, Meike Sophia (2018): Von der Normalisierung zur De-Zentralisierung nach 1968. Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care in der Alten und in der Neuen Frauenbewegung. In: Langer, Antje/Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 14. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 15–37.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria/Werlhof, Claudia von (1988): Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Bernhard, Armin (2011): Allgemeine Pädagogik auf praxisphilosophischer Grundlage. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976. Berlin: Courage Verlag, S. 118–199.
- Bollenbeck, Georg (1994): Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel.
- Casale, Rita (2022): Einführung in die Erziehungs- und Bildungsphilosophie. Paderborn: Brill Schöningh.
- Dingler, Catrin (2018): Wir spucken auf die Genossen – Die italienische Feministin Carla Lonzi im Berliner Merve Verlag. In: Baader, Meike Sophia/Casale, Rita (Hrsg.): Generationen- und Geschlechterverhältnisse in der Kritik: 1968 Revisited. Jahrbuch für historische Bildungsforschung 24. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 94–119.
- Doenselmann im Sande, Petra/Haß, Ulrike (1983): Mehr als töchterliche Kehrseite der väterlich zeugenden Geschichte. In: Die Schwarze Botin 18, S. 30–39.
- Haß, Ulrike/Kuhn, Andrea/Tapken, Ju/Wartmann, Brigitte (1982): Fragestellungen und Thesen zu einer ‚anderen‘ Deutung weiblicher Produktivität. In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung 47, S. 5–7.
- Hauer, Maximilian (2019): Anthropologie und Angst. Ein Versuch mit Hinblick auf Schellings Naturphilosophie. In: Philokles 23, S. 116–140.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, S. 363–401.
- Honegger, Claudia (1996): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. München: dtv.
- Horkheimer, Max (1991): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Gesammelte Schriften Bd. 6. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 21–186.
- Irigaray, Luce (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve.
- Jacobi, Juliane (2013): Mädchen- und Frauenbildung in Europa: von 1500 bis zur Gegenwart. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- List, Elisabeth (1989): Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik. In: Dies./Studer, Herlinde (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–34.
- Lowien, Merve (1977): Weibliche Produktivkraft – Gibt es eine andere Ökonomie? Erfahrungen in einem linken Projekt. Berlin: Merve.
- Lukács, Georg (1984): Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Zweiter Halbband. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Lux, Katharina (2022): Kritik und Konflikt. Die Zeitschrift Die Schwarze Botin in der autonomen Frauenbewegung. Wien/Berlin: Mandelbaum.
- Lux, Katharina (2023): Weibliche Produktivität. Feministische Gesellschaftstheorie der 1980er Jahre vor dem Hintergrund aktueller Debatten um Sorgearbeit. In: Sorgo, Gabriele (Hrsg.): Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht. Herstellung weiblicher Unsichtbarkeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 72–84.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1969): Die Deutsche Ideologie. Marx-Engels-Werke Band 3. Berlin: Dietz, S. 9–530.
- Maurer, Susanne (2015): Gelebte Kritik und experimentelle Praxis: Dimensionen von Bildung im Kontext der Neuen Frauenbewegung. In: Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 205–224.

Erziehung, Sorge und weibliche Produktivität in der Zweiten Frauenbewegung

- Müller, Beatrice (2016): Wert-Abjektion. Zur Abwertung von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus am Beispiel der ambulanten Pflege. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rendtorff, Barbara (2005): Strukturprobleme der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Geschlechterforschung in der Kritik. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 19–39.
- Rendtorff, Barbara (2016): Bildung – Geschlecht – Gesellschaft. Eine Einführung. Weinheim: Beltz.
- Schmid, Pia (1993): Der Beitrag der Pädagogik bei der Durchsetzung der bürgerlichen Geschlechtertheorie 1760–1830. Habil. Siegen: Gesamthochschule/Fachbereich Erziehungswissenschaft. <https://wcms.itz.uni-halle.de/download.php?down=37274&elem=2859065> [Zugriff: 2.10.2023].
- Schulz, Kristina (2002): Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Strotmann, Rainer (1999): Zur Konzeption und Tradierung von Geschlechterrollen in ausgewählten Schriften pädagogischer Klassiker. In: Rendtorff, Barbara/Moser, Vera (Hrsg.): Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske+Budrich, S. 117–134.
- Treusch-Dieter, Gerburg (o. J.): Wie den Frauen der Faden aus der Hand genommen wurde. Die Spindel der Notwendigkeit. Berlin: Verlag Ästhetik und Kommunikation, S. 9–105.
- Wartmann, Brigitte (1980): Verdrängungen der Weiblichkeit aus der Geschichte. Bemerkungen zu einer ‚anderen‘ Produktivität der Frau. In: Dies. (Hrsg.): Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit. Berlin: Verlag Ästhetik und Kommunikation, S. 7–33.
- Wartmann, Brigitte (1982a): Editorial. In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung 47, S. 4–5.
- Wartmann, Brigitte (1982b): Die Grammatik des Patriarchats. Zur ‚Natur‘ des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung 47, S. 12–32.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Verworfenе Erziehung: Ergebnis vergeschlechtlichter ökonomischer Verhältnisse?

1 Die Diskriminierungsstruktur in pädagogischen Berufen

Es ist bemerkenswert, wie eindeutig die Struktur der Geschlechterverteilung in pädagogischen Berufen ist: Während OECD-weit der Frauenanteil in der Vorschulpädagogik im Durchschnitt bei 96% liegt, gleicht er sich über die schulischen Etappen hinweg bis zur tertiären Bildung auf knapp die Hälfte an (OECD.Stat 2021). Der Frauenanteil sinkt also, je weiter sich der Beruf weg von Erziehung, hin zu (Aus-)Bildung bewegt. Diese Verteilung wäre nicht per se problematisch, ginge der hohe Frauenanteil nicht mit gesundheitlicher und finanzieller Schlechterstellung einher: Erzieher*innen führen neben Pflegekräften die Listen der meisten Fehltagе aufgrund psychischer Erkrankungen (DAK 2022) und Burn-Out (Meyer et al. 2022) an und die Gehälter von Pädagog*innen steigen mit dem Bildungsniveau, das sie unterrichten (vgl. OECD 2023: 375).

Dieser Aufsatz stellt den Versuch dar, unter Rückgriff auf Beatrice Müllers (2016) Wert-Abjektions-Theorie diese Diskriminierungsstruktur in pädagogischen Berufen als sich systematisch reproduzierendes Symptom herrschender ökonomischer Verhältnisse herauszustellen. Um das zu argumentieren, wird auf Unterschiede zwischen Erziehung und Bildung in Bezug auf ihre Zeitlogiken, die jeweilige Rolle der Konsum- gegenüber der Zirkulationssphäre und die je dominierenden Beziehungsweisen eingegangen. Die Striktheit der Binarität männlich/weiblich wird dabei als Produkt falscher Verhältnisse ersichtlich. Zuletzt wird die Begrenztheit eines solchen rein ökonomischen Ansatzes gezeigt und auf das Potential der Wert-Abjektions-Theorie verwiesen, diese zu überwinden.

2 Zur Abjektion von Erziehung

Mit Care-theoretischen Ansätzen stellt die Erklärung der eingangs dargestellten Diskriminierungsstruktur zunächst kein Problem dar. Denn Erziehung zählt zu Care und Care wird gesellschaftlich sowohl mit Weiblichkeit verknüpft als auch abgewertet. Darüber hinaus ist der vergeschlechtlichte Unterschied zwischen Erziehung und Bildung etabliert, wie Anna Hartmann und Jeannette Windheuser in der Einleitung dieses Jahrbuchs mit Verweis auf Barbara Rendtorff (2006; 2016) zusammenfassen: „In modernen Erziehungs-/Bildungstheorien wird Erziehung mit Bezogenheit auf andere sowie mit Mutterschaft und Sorge assoziiert, Bildung hingegen, verknüpft mit Vaterschaft, als das aufgefasst, was diese Bezogenheit hin zur Subjektbildung überschreitet“ (Hartmann/Windheuser im vorliegenden Jahrbuch: 13).

Infrage steht, worauf die Gleichzeitigkeit von Abwertung und Weiblichkeit zurückzuführen ist. Eine zentrale feministisch-theoretische Deutung geht von einer androzentrischen Ordnung aus, wonach „die männliche Position unter dem Deckmantel, universal ‚den Menschen‘ zu vertreten, die weibliche Position marginalisiert oder gar negiert“ (Windheuser 2022: 196). Insbesondere die marxistisch argumentierenden Positionen nehmen einen Zusammenhang zwischen dem Universalitätsanspruch des Männlichen und den ökonomischen Verhältnissen an. Autor*innen wie Marina Vishmidt und Zoë Sutherland (2020) vermuten diesen Zusammenhang auf der basalsten Ebene kapitalistischer Vergesellschaftung, der Wertform, woran im Folgenden angeschlossen wird: „[T]he enduring centrality of gendering logics within capitalist accumulation may be inscribed in the capitalist form of value itself.“ (Vishmidt, Sutherland 2020: 150)

In ihren Theorien der Wert-Abspaltung bzw. Wert-Abjektion untersuchen Roswitha Scholz (2011) und Beatrice Müller (2016) genau diese Verbindung von Wertform und hierarchischer, vergeschlechtlichter Arbeitsteilung. Damit eng verwandt sind die Arbeiten von Maya Andrea Gonzalez und Jeanne Neton (Endnotes 2013), sowie daran anschließend Amy De’Ath (2018) zur Logik und Produktion von Geschlecht in wertförmig organisierten Ökonomien. Sie alle beziehen sich auf Marx’ Wertformanalyse und spezifisch auf den Aspekt, dass kapitalistische Ökonomien durch die Wertform eine historisch spezifische Struktur aufweisen. Diese werden deshalb als wertförmig strukturierte Gesellschaften oder Ökonomien bezeichnet. Des Weiteren kritisieren die Autorinnen den androzentrischen Fokus auf die Wertform, welcher die gleichursprüngliche, weiblich attribuierte „Kehrseite des Werts“ (u.a. Scholz 2011: 78) vernachlässigt. Auf letztere verweisen die Begriffe Abspaltung (Scholz), Abjektion (Müller), bzw. „indirectly market-mediated (IMM) sphere“ (Endnotes 2013; De’Ath 2018: 1547).

2.1 Drei Gründe für die Abjektion von Erziehung

In einer ersten Annäherung können die Sphären des Werts und seiner Kehrseite anhand der Trennlinie unterschieden werden, was der Mehrwertproduktion dienlich ist und was nicht. Was dienlich ist, wird vergütet und aufgewertet. Was nicht dienlich ist, wird abgewertet und/oder unsichtbar, bzw. nach Müller zum Abjekt gemacht. Im Weiteren werden mehrere Charakteristika der beiden Sphären diskutiert, die ihre Unterscheidung analytisch attraktiv machen.

2.1.1 Unterschiedliche Zeitlogiken

Sowohl Müller als auch Scholz übernehmen von Frigga Haug (1996) die Unterscheidung zweier Zeitlogiken: Zeitsparlogik und Zeitverausgabungslogik. Haug charakterisiert diese dadurch, „daß alle Tätigkeiten, die nicht durch Zeiteinsparung produktiver erledigt werden können, entweder vernachlässigt oder einer gesellschaftlichen ‚Randgruppe‘ überlassen werden: Frauen“ (Haug 1996: 135). Zeitsparlogische Tätigkeiten eignen sich besonders gut zur Mehrwertproduktion, da ihre produktivere Erledigung einem Kosten- und/oder Konkurrenzvorteil gleichkommt. Die meisten Tätigkeiten auf dem freien Markt fallen in diese Kategorie. Demgegenüber können „Liebe“, Zärtlichkeit, Fürsorge, Hege und Pflege [...] nicht nach der Zeitsparlogik organisiert werden“ (Scholz 2011: 116). Die Qualität von Care misst sich mitunter an der persönlich mit einer Person verbrachten Zeit, Care besteht teilweise gerade daraus, für jemanden *da* zu sein – jede*r Erzieher*in und jede Lehrkraft kann die Wichtigkeit dieses Da-Seins bestätigen. Hier ist die Menge verausgabter Zeit irreduzibel um die Qualität der Tätigkeit zu erhalten, sodass sich von einer Zeitverausgabungslogik schreiben lässt.

Müller, die zur Ausarbeitung ihrer Theorie Arbeit in der ambulanten Pflege untersuchte, unterscheidet entsprechend diesen Logiken und im Anschluss an Jochimsen (2003) „ein medizinisch-technisches Element der Care Arbeit (Verbandwechsellern, Thrombosestrümpfe anziehen) von einem relational-affektiven Element“ (Müller 2014: 42). Das medizinisch-technische Element ist zeitsparlogisch, da es „quasi-tayloristisch“ (vgl. Pfau-Effinger et al. 2008: 85) organisiert und damit effizienter gestaltet werden kann. Müller zeigt auf, dass die unter anderem durch Berechnungen der Pflegeversicherungen erforderliche Effizienzsteigerung drastisch negative Folgen für die Qualität der Pflege und die Zufriedenheit der Pflegenden und Gepflegten hat (Müller 2016).

Im Bereich von Bildung und Erziehung können größere Gruppen, das Angebot asynchroner Lerngelegenheiten, bessere Didaktik etc. zu mehr Effizienz führen. Es ließe sich bzgl. zeitsparlogischer Aspekte pädagogischer Arbeit entsprechend von einem organisatorisch-didaktischen Element (statt eines medizinisch-technischen) sprechen, während der Begriff des relational-affektiven Elements beibehalten werden kann. Empirisch wäre herauszufinden, welche

Aspekte der Berufe welcher Zeitlogik folgen. Dabei „ist zu berücksichtigen, dass in der Praxis die einzelnen Elemente nicht getrennt voneinander ausgeführt werden können“ (Müller 2014: 42). Zu erwarten wäre, dass in der Erziehung die zeitverausgabungslogischen, relational-affektiven und deshalb *abjekten* Elemente eine größere Rolle spielen als in Bildung und Ausbildung. Sollten darüber hinaus die Ergebnisse einer Analyse der konkreten pädagogischen Praxis denjenigen von Müllers Analyse der Krankenpflege entsprechen (Müller 2016: 113ff.), wäre das Ergebnis wie folgt: Bei effizienterer Gestaltung der zeitsparlogischen Elemente würden die relational-affektiven Elemente reduziert, ganz gestrichen oder jenseits der Arbeitszeit verrichtet: Sie würden *abgespalten* (Scholz 2011). Im Fall der Krankenpflege herrscht in der Konsequenz eine unsichtbar gemachte Überlastung. Die Parallele zu den psychischen Belastungen in Erziehungsberufen ist sinnfällig. Nichtsdestoweniger wäre eine entsprechende empirische Analyse für die Pädagogik noch zu leisten.

Müller ersetzt den Begriff der Abspaltung in Anlehnung an Julia Kristeva (1982) und Fritjof Bönold (2008) durch den der Abjektion (dt. Verwerfung), um die symbolische mit der ökonomischen Ebene auf dieselbe Stufe zu stellen (Müller 2016: 68ff.). Es erscheint jedoch sinnvoll, beide Begriffe beizubehalten. Denn wird der Begriff der Abspaltung frei, lässt sich mit ihm spezifisch bezeichnen, was nicht in der Kommodifizierung (Zur-Ware-Werden) von Care-Arbeit aufgeht: im Fall der Pflegearbeit etwa zunehmend deren relational-affektives Element. Der Begriff der Abjektion hingegen erlaubt, das allgemeinere Problem der ökonomischen *und* symbolischen Verwerfung von Tätigkeiten, Gefühlen, Verhaltensweisen und Aspekten des Lebens zu fassen, die nicht der Verwertungslogik des Marktes entsprechen. Das Verhältnis von Wert und Abjektion produziert so „einen grundlegenden Widerspruch [...] zwischen denjenigen, die abjekte Care-Arbeit leisten, und jenen, die sie nicht leisten (müssen), oder anders gesagt: zwischen abjekten Anderen und Nicht-Abjekten“ (Müller 2016: 83). Im vorliegenden Fall sind die abjekten Anderen die Erzieher*innen, parallel zu den von Müller untersuchten Pflegekräften. Dieser Widerspruch steht quer zum Klassenantagonismus und zur Achse entlohnter und nicht entlohnter Arbeiten.

Derartige Dichotomien werden häufig dafür kritisiert, überkommenen binären Denkmustern nachzuhängen (z.B. Prügl 2020). Eine solche Perspektive verwechselt jedoch die Theorie mit ihrem Gegenstand, bzw. macht die Theorie für die gesellschaftliche Realität verantwortlich, die sie auf den Begriff bringen will. Demgegenüber beanspruchen die Wert-Abjektions-Theorie wie die sie fundierende Warenformphilosophie keine ahistorische oder universelle Gültigkeit, sondern versuchen ihre Kategorien aus (vor-)herrschenden Verhältnissen herzuleiten. Solche Kategorien aufzugeben bedeutete, die Möglichkeit ihrer Aufhebung durch Veränderung der sie produzierenden Verhältnisse aus den Augen zu verlieren und sich im Bestehenden einzurichten.

2.1.2 Unterschiedliche Rolle des Konsums

Die Einführung verschiedener Zeitlogiken und des Begriffs der Abjektion gibt einen ersten Hinweis darauf, ob sich die Wert-Abjektions-Theorie für die Analyse der Diskriminierungsstruktur in pädagogischen Berufen eignet. Die Zeitlogiken zeigen anschaulich, inwiefern manche Tätigkeiten der Mehrwertproduktion besser zuträglich sind als andere. Erziehung lässt sich hypothetisch stärker den zeitverausgabungslogischen Tätigkeiten zuordnen, während Bildung mehr zeitsparlogische Elemente erlaubt. Damit ist gleichzeitig der erste Schritt für ein Verständnis des Verhältnisses Wert – Abjektion getan. Der nächste Schritt geht in Richtung des Unsichtbaren, Zugrundeliegenden, das die „permanente Minderbewertung großer Teile der professionellen Care-Arbeit“ (Müller 2016: 86) erklären könnte. Um diesen Anspruch zu erfüllen ist die Wert-Abjektions-Theorie durch die von James Furner (2018) sogenannte „Commodity Form Philosophy“ (Warenformphilosophie) fundiert.¹ Mit dieser lassen sich zwei weitere Gründe für die Abjektion von Care-Tätigkeiten finden.

Der zweite Grund basiert darauf, dass kapitalistische Gesellschaften (sprich wertförmige gesellschaftliche Verhältnisse) für ihr Weiterbestehen (sprich ihre Reproduktion) auf das sich stets beschleunigende Zirkulieren von Waren angewiesen sind. Zu diesen Waren gehören auch Dienstleistungen, die eigene Arbeitskraft etc. Eine Ware zirkuliert, wenn sie produziert und verkauft und idealerweise danach immer weiterverkauft wird. Geld eignet sich für die Zirkulation besonders gut, da es nie verkonsumiert wird, sondern immer wieder in die Zirkulationssphäre zurückfindet. Waren zur privaten Konsumtion fallen hingegen aus dieser Logik heraus, sie sind aus Kapitalsicht auf ein Minimum zu reduzieren. Da im „Resultat der Prozess selbst erlischt“ (MEW 23: 120), durchbricht der Konsum die Zirkulation der Waren und läuft dadurch der Mehrwertproduktion entgegen.

Dass dem privaten Konsum dennoch eine so große Rolle in der Realität zukommt, kann so schwerlich erklärt werden. Es muss berücksichtigt werden, dass die Konsumierenden eigene Köpfe und Bäuche haben – selbst wenn diese Berücksichtigung nur darin besteht, festzustellen, dass sie leichter zu exzessivem Konsum als zur exzessiven Produktion weiterer Produktionsmittel angestiftet werden können. Oder, dass sie nur durch ersteres willens gemacht werden können, zweiteres zu leisten.

Hier setzt Roswitha Scholz' Begriff der Abspaltung ursprünglich an: „Die Sphäre, die nun tatsächlich aus dem ökonomischen Formzusammenhang herausfällt, sind die Konsumtion und die damit verbundenen vor- und nachgelagerten Tätigkeiten; deshalb ist der Zugang zum ‚Abgespaltenen‘ der Wertform

1 Diese umfasst teils unabhängig voneinander entstandene theoretische Ansätze, die sich v.a. in ihrer Marxinterpretation ähneln. Neben Moïche Postones *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft* (2003) zählt dazu insbesondere die Neue Marxlektüre, auf die sich Müller stützt (Müller 2016: 71ff., Reichelt 2013).

zunächst auch hier zu suchen.“ (Scholz 2011: 23)² Mit den vor- und nachgelagerten Tätigkeiten sind vor allem Haushaltstätigkeiten gemeint, Kochen, Waschen, Kindergroßziehen etc. Einschränkend fügt sie hinzu: „Nicht zur Abspaltung gehörig ist dagegen die Konsumtion von Produktionsmitteln, die betriebswirtschaftlich vernutzt werden, wie Maschinen, Investitionsgüter usw.; diese verbleiben unmittelbar im ‚männlichen Universum‘ des Werts“ (ebd.). Das liegt nicht zuletzt daran, dass letztere Art der Konsumtion als Kostenfaktor im öffentlichen Raum des Marktes verhandelt und ernstgenommen wird, während das Abgespaltene ins Private verschoben und unsichtbar gemacht wird.

Mit Müllers und Kristevas Abjektionsbegriff, über Scholz und die vorwiegend ökonomische Perspektive hinausgehend, müssten zur inhaltlichen Begründung der Unsichtbarmachung die Rolle der Marktlogik für die Subjekt-konstitution sowie der Zusammenhang von Markt und symbolischer Ordnung ausgeführt werden. Aufgrund der hier geforderten Kürze wird auf diese Themen nur gelegentlich verwiesen und der Zusammenhang zwischen Wertform und gesellschaftlichen Normativitäten bleibt These: Die Prägung einer Gesellschaft durch die wertförmige Zirkulationssphäre hat Auswirkungen auf das darin als erstrebenswert bzw. überhaupt Wahrgenommene. Wertgeschätzt werden Geschwindigkeit, Produktivität, ständige technologische Veränderung, Internationalität etc.³ Daran anschließend ist die Assoziation von Care-Tätigkeiten mit dem Bereich des (privaten) Konsums ein weiterer Grund für ihre Abjektion: Sie werden verworfen, weil sie als langsame, reproduktive, nicht optimierbare, räumlich begrenzte etc. den Charakteristika der Zirkulationssphäre entgegengesetzt sind.

Die Erziehung von Kindern findet vorwiegend in der Sphäre privaten Konsums statt, das heißt im Haushalt – „erst in zweiter Linie kommen andere (bezeichnenderweise ‚familienergänzend‘ genannte) Orte und Personen dazu“ (Rendtorff 2006: 72). Diese klare Hierarchie der Orte von Erziehung zugunsten des Privaten lässt diese Zuordnung auch für lohnarbeitende Erzieher*innen gelten.

- 2 Hier ließe sich in die Unterschiede zwischen Gebrauchswert und Nützlichkeit, Zahlungsbereitschaft und Bedarfen eintauchen. Es sei jedoch nur angemerkt, dass Gebrauchswert ausschließlich in Bezug auf getauschte Dinge, also Waren, als Kategorie tragfähig ist – er lässt sich verstehen als Grund für einen Warentausch und ist insofern untrennbar mit Zahlungsbereitschaft verbunden (vgl. Scholz 2011: 23). Bedarfe hingegen werden von entsprechend nützlichen Dingen gedeckt, was auch jenseits von Märkten gilt. Viele reformerische Ansätze lassen sich dahingehend kritisieren, dass sie nur die Passung zwischen Zahlungsbereitschaft und Bedarfen verbessern wollen, statt die Orientierung an Zahlungsbereitschaften grundsätzlich infrage zu stellen. Scholz kritisiert das etwa bei Frigga Haug und Ilona Ostner; bei beiden werde „deutlich, daß sie nicht zwischen Gebrauchswert (als ökonomischer Kategorie) und Konsum des Gebrauchswerts (als abgespaltenem Tätigkeitsmoment) im Reproduktionsbereich differenzier[en].“ (Scholz 2011: 99f.)
- 3 Es gibt auch einen zentralen Zusammenhang zwischen den Eigenschaften von Wertform und Antisemitismus, den Postone in dem einflussreichen Aufsatz *Antisemitismus und Nationalsozialismus* (2005 [1979]) ausführt.

Demgegenüber ist der institutionalisierte *Bildungsbereich*, gerade der sekundäre, nicht nur in Bezug auf privaten Konsum zu verstehen. Er muss in Bezug zu der Konsumtion von Produktionsmitteln gesetzt werden, was mit Scholz zur Zirkulationssphäre gehört (Scholz 2011: 23). Die kognitiven Fähigkeiten, verstanden als Produktionsmittel, werden im Zeitverlauf „betriebswirtschaftlich vernutzt“ (Scholz 2011: 24), indem Menschen sterben oder anderweitig aus dem Berufsleben ausscheiden. Die Reproduktion dieser Fähigkeiten ist, wie das Reparieren einer Maschine, kostenaufwendig (vgl. MEW 23: 186). Je näher die Schüler*innen dem Ende ihrer Schullaufbahn kommen, desto weniger sind die schulischen Vorgänge auf die (Re-)Produktion ihres Lebens selbst ausgerichtet, sondern zunehmend auf die (Re-)Produktion ihrer arbeitsmarkt-relevanten Fähigkeiten. Dementsprechend sind Firmen mehr daran interessiert, finanzielle Unterstützung zu leisten, je näher die Jugendlichen dem Arbeitsmarkt sind – duale Ausbildung oder duales Studium werden aus Interesse an den Arbeitskräften in spe angeboten, während bei Betriebskita stärker die Arbeitskraft der Eltern als die Erziehung der Kinder im Fokus steht. Insofern (Aus-)Bildung sich so dem Bereich der Reproduktion von Produktionsmitteln zuordnen lässt, Erziehung hingegen der Sphäre des privaten Konsums, fällt wiederum Bildung in die Sphäre des Werts, Erziehung in die der Abjektion.

2.1.3 Unterschiedliche Beziehungsweisen

An die Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt schließt die Konnotation von Bildung mit Subjektwerdung an: Die Subjektwerdung im Kapitalismus produziere nach Kristeva, bzw. Elisabeth Gross (vgl. 1990: 89), „das Abjekt als permanenten Hinweis darauf, dass das Subjekt nicht ausschließlich als Strukturiertes zu verstehen ist, sondern dass neben dem strukturierten Subjekt Unstrukturiertes, Nicht-Verbales existiert, das die Grenzen des Subjekts bedroht“ (Müller 2016: 69). Subjektwerdung hinsichtlich der Kategorien des Werts bedeutet, die eigene Persönlichkeit und den eigenen Körper am abstrakten und androzentrischen (Bauhardt, Çağlar 2010) Ideal des homo oeconomicus auszurichten: „Bei der idealistisch als ‚Ökonomismus‘ beklagten Einseitigkeit handelt es sich – das zeigen die Untersuchungen des Kapitals – um eine Abstraktion, die nicht der Theoretiker, sondern die gesellschaftliche Wirklichkeit tagtäglich vollzieht.“ (Schmidt 1968: 33)

Das folgt einer gewissen Notwendigkeit. In einer wertförmig strukturierten Gesellschaft kann sich ein Individuum nur reproduzieren, indem es durch Geld an die zum Überleben notwendigen Güter kommt – es *muss* diese kaufen. Deshalb müssen die Individuen Waren, an erster Stelle Arbeitskraft, zuvor verkaufen. Das ist die zentrale Regel, an die sich in einer Marktwirtschaft gehalten werden muss: Verkauf ist notwendig für Kauf. Und das bedeutet, dass die Produktion für anonyme Andere der Berücksichtigung zahlungsunabhängig er-

kannter Bedarfe, wie der eigenen, vorausgeht. Das ist nicht zuletzt ein Grund für die Gleichzeitigkeit irrwitziger Warenmengen und der Verelendung der diese Produzierenden.

In Bezug auf Care-Arbeit ist das aufgrund der Qualität der Beziehung zwischen Menschen relevant. Sich auf eine Person über die Wertform vermittelt zu beziehen, etwa in einem Dienstleistungsverhältnis oder beim Warentausch, impliziert formal die Anonymität der sich aufeinander beziehenden Akteur*innen⁴. Der Zweck der Beziehung ist, der Logik des Tauschvorgangs entsprechend, das Erwerben von Geld oder Leistung. „Die Gesellschaftsmitglieder als Personen erscheinen ungesellschaftlich, als bloße Privatproduzenten und zusammenhanglose Individuen.“ (Scholz 2011: 16) Dabei ist, wie in Bezug auf die Kalkulationen der Pflegeversicherungen erwähnt, dieses Verhältnis häufig nach Vorgaben von mehrwertoptimierenden, hierarchisch höherstehenden Akteur*innen gestaltet. Solcher Kontakt zwischen zwei Menschen, seiner konkreten Ausformung wie der zugrundeliegenden Logik nach, ist fundamental entgegengesetzt zu dem unmittelbaren, zärtlichen und rücksichtsvollen Kontakt, der von Care und besonders Erziehung verlangt wird – sowohl der Sache nach als auch gesellschaftlich normativ.

Diese Opposition von Erziehung zur dominanten wertförmigen Vergesellschaftungsweise lässt sich als dritter Grund ihrer Abjektion anführen. Dem entgegengesetzt zeigt das traditionelle, humanistische Ideal von Bildung einige Parallelen zur wertförmigen Vergesellschaftungsweise. So soll der sich bildende Mensch seine Rationalität von Emotionalität freihalten, autonom sein, in der öffentlichen Sphäre agieren, sich „abnabeln“ und dergleichen (vgl. u.a. Windheuser et al. 2022: 52f.) – schlicht: männlich strukturiertes Subjekt werden. Mit der wertförmigen Subjektproduktion einher geht die Abjektion des nicht klar wertförmig Strukturierten, des nicht Marktkonformen, damit des Häuslichen und des Weiblichen.

2.2 Zur Binarität von Wert-Abjektion und der Produktion von Geschlecht

Die genannten Gründe erhellen nur in zweiter Instanz die Ausgangsfrage, warum es in Erziehungs- und Lehrberufen einen positiven Zusammenhang zwischen dem Frauenanteil und dem erforderlichen Maß an Erziehung gibt. In erster Instanz zielen sie auf die Frage nach den Gründen für die gesellschaftliche Hierarchie zwischen Bildung und Erziehung. Das ist allerdings kein Nachteil der Wert-Abjektions-Theorie, sondern erlaubt im Gegenteil eine erst an dieser Stelle zugängliche Einsicht.

4 Akteur*innen können neben Personen auch eine Firma, ein „Staat als Generalunternehmer“ (Scholz 2011: 20), oder alles sonstige sein, was am Markt teilnimmt.

Die Analyse der Wertform weist auf hohem Abstraktionsniveau eine Binarität nach, die in kapitalistischen Gesellschaften unvermeidbar zum Ausdruck kommt: Zum einen gibt es die Wertform, nach der die Gesellschaft vermittels Warentausch strukturiert ist, zum anderen produziert diese Form eine Abjektion. Sie ist die „dunkle Kehrseite des Werts“ (u.a. Scholz 2011: 78), insofern sie das in der Wertform nicht Aufgehende markiert und sie unter dem Aspekt der Reproduktion von Arbeitskraft stets rekonstituiert. Das Verhältnis Wert – Abjektion ist deshalb als *soziale Form* zu verstehen, deren Inhalt nicht an sich festgelegt ist. Die „Wert-Abjektionsform“ (Müller 2016: 84) kann sich in verschiedenen Personengruppen ausdrücken, mit Müller in der Binarität „zwischen abjekten Anderen und Nicht-Abjekten“ (Müller 2016: 83). Sie fügt hinzu: „Wer als die einen oder die anderen konstruiert werden, ist jedoch historisch variabel und Ergebnis von konkreten Kämpfen und Kräfteverhältnissen und kann nicht logisch aus der Wert-Abjektion abgeleitet werden.“ (ebd.) Das legt nahe, dass sich Diskriminierungsverhältnisse in den Ausprägungen der Form widerspiegeln. Müller erklärt allein damit den Zusammenhang von Abjektion und Weiblichkeit:

„Dass im patriarchalen Kapitalismus i.d.R. Frauen (mit und ohne Aufenthaltsstatus) diese Arbeit zugewiesen und diese Überantwortung vielfach ‚naturalisiert‘ wird, kann als historische Allianz zwischen patriarchalen, rassistischen und kapitalistischen Strukturen bezeichnet werden, die [...] mit Alain Lipietz (1985: 114) als ‚historische Fundsache‘ zu begreifen ist.“ (ebd.)

Die „Varianz in der personellen Besetzung“ (ebd.) ist mitunter an der zunehmenden Delegation von Care-Arbeiten an migrantisierte Frauen zu sehen. Andererseits kann damit kaum erklärt werden, warum selbst die den Gleichstellungsindex anführenden skandinavischen Länder (EIGE 2022)⁵, insbesondere in den Erziehungsberufen, keine nennenswert ausgeglichene Geschlechteraufteilung aufweisen. Das weckt Zweifel an der Kontingenz der Geschlechterzuordnung zur sozialen Form. Entsprechend kritisiert Hartmann, dass bei Müller, mehr noch als bei Scholz, „strukturelle Begründungen für diesen Zusammenhang [von Weiblichkeit und Abjektion] aus[bleiben]“ (Hartmann 2020: 65). Ein intensiverer Einbezug der nicht unmittelbar ökonomischen Ebene der Abjektion nach Kristeva sowie verwandte Ansätze zu vergeschlechtlichter Subjektkonstitution könnten hierfür theorieimmanente Interpretationsangebote bieten.⁶

Gegenüber den noch ungeklärten Wegen der Zuordnung von Menschengruppen zu sozialen Formen hat die Struktur der Form ihrerseits Auswirkung

5 Zu einer Kritik gängiger Gleichstellungsindizes aufgrund ihrer Vernachlässigung von Reproduktionstätigkeiten s. Schmid 2022.

6 Ich danke Anna Hartmann und Jeannette Windheuser für die Kritik an der Kontingenzannahme und für Hinweise, inwiefern die soziale Form und deren personelle Besetzung miteinander zusammenhängen könnten.

gen auf die Struktur der gesellschaftlichen Realität. Die im Fordismus stattfindende Umstrukturierung der Haushalte gemäß arbeitsteiliger Rationalität hatte unter anderem die generationale Trennung der Haushalte, das Ein-Ernährer-Modell und die strikte Zuordnung von Frauen zu Haushaltstätigkeiten zur Folge (vgl. Müller 2016: 87). Das vereindeutigte die Trennung der Geschlechter entlang der Sphären von Wert und Abjektion, oder – in den damit verwandten Kategorien von Gonzalez und Neton – entlang der Binarität von direkt- und indirekt-Markt-vermittelter Sphäre: „It was therefore with the nuclear family (in a specific period of capitalism, and importantly, in a specific area of the world) that gender became a rigid binary, mapping one to one with the spheres“ (Endnotes 2013). Die geschlechtliche Binarität wird so verstanden als eine gesellschaftlich und ökonomisch produzierte. Aufgrund dieses Zusammenhangs zwischen sozialer Form und der sich empirisch zeigenden Struktur gesellschaftlicher Kategorien formuliert De’Ath: „These understandings seem crucial for any theory of social reproduction feminism that wants to grasp the thorny problem of the production of gender under capitalism by its roots.“ (De’Ath 2018: 1548)

3 Verhältnisse verwerfen

Mithilfe der Wert-Abjektions-Theorie wurden drei Gründe für die Diskriminierungsstruktur in pädagogischen Berufen aus dem Verhältnis von Erziehung und Bildung zur direkt marktvermittelten Sphäre abgeleitet. Erstens ist Erziehung wesentlich durch zeitverausgabungslogische, relational-affektive Aspekte geprägt, die in der (Aus-)Bildung eine geringere Rolle spielen. Zweitens ist Erziehung eng mit privatem Konsum und der Nichtbeteiligung an der Warenzirkulation verknüpft. (Aus-)Bildung ist hingegen letzterer zuzuordnen, aufgrund ihrer unmittelbaren Relevanz für die Produktivität zukünftig Arbeitender. Drittens widerspricht die im Erziehungskontext geforderte persönliche, fühlende und unmittelbare Bezugnahme dem dominanten gesellschaftlichen Vermittlungsmodell anonym aufeinandertreffender rationaler Akteur*innen. Die in der (Aus-)Bildung stattfindende mehr oder weniger marktkonforme Subjektwerdung impliziert stattdessen die Abjektion des gesellschaftlich mit Weiblichkeit Assoziierten.

Indem diese Erklärungen sich aus der binären Wert-Abjektionsform speisen, werden die abjekten Phänomene als entlang dieser Binarität gesellschaftlich produzierte ausgewiesen. Sie sind damit nicht mit einer Naturalisierung der Zuordnung von (abjekter) Erziehung zu (abjekter) Weiblichkeit vereinbar. Im Gegenteil ist nach Müllers Ansicht die personelle Zuordnung zum Abjekten je nach gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen variabel. Eine völlige Variabili-

tät ist gleichzeitig unwahrscheinlich, berücksichtigt man die Konstanz der geschlechtlichen Zuordnung zu den Sphären trotz all der gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Es bleibt deshalb „a hard question [...] why it is that various forms of devalued labour continue to be naturalised onto certain kinds of bodies“ (Vishmidt, Sutherland 2020: 151). Die Wert-Abjektions-Theorie bietet genug Potential, in ihrem Rahmen dieser Frage weiter nachzugehen. Vielleicht geht diese „hard question“ aber auch am Problem vorbei. Denn sie scheint zu akzeptieren, dass es „devalued labour“ gibt. Gerade das wäre aber zu kritisieren und nach Wegen zu suchen, Arbeit so zu organisieren, dass ihre Wertung nicht von abstrakten sozialen Formen und deren Logiken und Zwängen willkürlich bestimmt wird, sondern durch gemeinsame, bewusste Aushandlung. Für die Pädagogik besteht die fast unlösbare Aufgabe darin, die konkreten Zwänge der abstrakten Formen aufzuzeigen und auf eine Subjektwerdung jenseits derselben hinzuarbeiten.

Literatur

- Bauhardt, Christine/Gülay Çağlar (Hrsg.) (2010): Gender and Economics. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bönold, Fritjof (2008): Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem. 2. Teil. In: Streifzüge, 43. <https://www.streifzuege.org/2008/zur-immanenten-kritik-am-wert-abspaltungstheorem-2/> [Zugriff: 29.09.2023].
- DAK (2022): Psychreport 2022. <https://www.dak.de/dak/bundesthemen/psychreport-2022-2533048.html#/> [Zugriff: 29.09.2023].
- De’Ath, Amy (2018): Gender and Social Reproduction. In: Best, Beverly/Bonefeld, Werner/O’Kane, Chris (Hrsg.): The SAGE Handbook of Frankfurt School Critical Theory. London: SAGE Publications Ltd, S. 1534–1550.
- Endnotes (2013): The Logic of Gender. On the Separation of Spheres and the Process of Abjection. <https://endnotes.org.uk/articles/the-logic-of-gender> [Zugriff: 29.09.2023].
- EIGE (European Institute for Gender Equality) (2022): Gender equality index 2022: the COVID 19 pandemic and care. LU: Publications Office of the European Union.
- Furner, James (2018): Marx on Capitalism: The Interaction-Recognition-Antinomy Thesis. Leiden: Brill.
- GEW (2018): Mit steigender Führungsebene sinkt der Frauenanteil. <https://www.gew.de/aktuelles/detailseite/mit-steigender-fuehrungsebene-sinkt-der-frauenanteil> [Zugriff: 29.09.2023].
- Gross [sic], Elisabeth (1990): The Body of Signification. In: Fletcher, John/Benjamin, Andrew (Hrsg.): Abjection, Melancholia and Love. The work of Julia Kristeva. New York: Routledge, S. 80–103.
- Hartmann, Anna (2020): Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Haug, Frigga (1996): Frauen-Politiken. Berlin: Argument.

- Jochimsen, Maren (2003): *Careful economics. Integrating caring activities and economic science*. Boston: Springer-Science+Business Media.
- Kristeva, Julia (1982): *Powers of Horror. An Essay on Abjection*. New York, Chichester, West Sussex: Columbia University Press.
- Lipietz, Alain (1985): Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodische Überlegungen zum Begriff der „Regulation“. In: PROKLA 58, S. 109–137.
- MEW 23: Marx, Karl (1988): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Erster Band. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Werke*, 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Meyer, Markus/Wing, Lisa/Schenkel, Antje (2022): Krankheitsbedingte Fehlzeiten in der deutschen Wirtschaft im Jahr 2021. In: Badura, Bernhard/Ducki, Antje/Baumgardt, Johanna/Meyer, Markus/Schröder, Helmut (Hrsg.): *Fehlzeiten-Report 2022*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Müller, Beatrice (2014): Wert-Abjektion als grundlegende Herrschaftsform des patriarchalen Kapitalismus – ‚Sorge(n)freie‘ Gesellschaft als Resultat. In: PROKLA 44, 174, S. 31–52.
- Müller, Beatrice (2016): Wert-Abjektion. Zur Abwertung von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus – Am Beispiel der ambulanten Pflege. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- OECD.Stat (2021): *Distribution of teachers by age and gender*. https://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=EAG_PERS_SHARE_AGE [Zugriff: 29.09.2023].
- OECD (2023): *Education at a Glance 2023: OECD Indicators*. Paris: OECD Publishing.
- Pfau-Effinger, Birgit/Och, Ralf/Eichler, Melanie (2008): Ökonomisierung, Pflegepolitik und Strukturen der Pflege älterer Menschen. In: Evers, Adalbert/Heinze, Rolf G. (Hrsg.): *Sozialpolitik. Ökonomisierung und Entgrenzung. Sozialpolitik und Sozialstaat*, 1. Wiesbaden: VS, S. 88–98.
- Postone, Moishe (2003): *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*. Freiburg: ça ira.
- Postone, Moishe (2005 [1979]): Antisemitismus und Nationalsozialismus. In: Ders.: *Deutschland, die Linke und der Holocaust. Politische Interventionen*. Freiburg: ça ira, S. 165–194.
- Prügl, Elisabeth (2020): Untenable dichotomies: de-gendering political economy. In: *Review of International Political Economy* 28, 2, S. 295–306.
- Reichelt, Helmut (2013): *Neue Marx-Lektüre: Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Logik*. Freiburg: ça ira.
- Rendtorff, Barbara (2016): *Bildung – Gesellschaft – Geschlecht: Eine Einführung*. Weinheim: Beltz.
- Rendtorff, Barbara (2006): *Erziehung und Geschlecht: Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Schmid, Caitlin (2022): Neglecting Reproductive Labor: A Critical Review of Gender Equality Indices. In: *Social Politics: International Studies in Gender, State & Society* 29, 3, S. 907–931.
- Schmidt, Alfred (1968): Zum Erkenntnisbegriff der Kritik der politischen Ökonomie. In: Euchner, Walter/Schmidt, Alfred (Hrsg.): *Kritik der politischen Ökonomie heute. 100 Jahre ‚Kapital‘*. Zürich: Europa Verlag, S. 30–43.
- Scholz, Roswitha (2011): *Das Geschlecht des Kapitalismus*. Bad Honnef: Horlemann.
- Scholz, Roswitha (1992): Der Wert ist der Mann. In: *Krisis* 12, S. 19–52.

Verworfene Erziehung: Ergebnis vergeschlechtlichter ökonomischer Verhältnisse?

- Vishmidt, Marina/Sutherland, Zoë (2020): Social Reproduction: New Questions for the Gender, Affect, and Substance of Value. In: Cooke, Jennifer (Hrsg.): *The New Feminist Literary Studies*, 2. Cambridge: Cambridge University Press, S. 143–154.
- Windheuser, Jeannette (2022): Erziehung feministisch denken: Eine unzeitgemäße Aktualisierung. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 98, 2, S. 185–201.
- Windheuser, Jeannette/Hartmann, Anna/Brückner, Margrit (2022): Systemrelevanz und Sorge – Feministische Erkundungen in und jenseits der Pandemie. In: Langer, Antje/Mahs, Claudia/Thon, Christine/Windheuser, Jeannette (Hrsg.): *Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie. Analyse und Kritik fragwürdiger Realitäten*. Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE, Bd. 9. Opladen: Barbara Budrich.

Schwarzer Feminismus der Sorge: Versuch eines postkolonial informierten Sorgebegriffs¹

1 Einleitung

Analysen, Theorien und Verhältnisse der Sorge oder von Care sind derzeit vermehrt in den Blick gerückt worden. Insbesondere im Kontext der globalen Pandemie, aber auch bereits davor, wurde aus feministischer und geschlechtertheoretischer Perspektive von einer Krise der Reproduktion und entsprechend einer Care-Revolution (Winker 2015, 2011) oder von einer Care-Demokratie (Tronto 2013) gesprochen, die notwendig sei, um Gesellschaften (neu) zu gestalten. Auch die erziehungs- und bildungswissenschaftliche Geschlechterforschung bietet Antworten auf die Frage, warum eine solche Krise existiert, sowie Entwürfe für die Konzeption und Analyse einer Neugestaltung, wie sie übermittelt und gedacht werden könnte (Brückner u.a. 2022; Hartmann 2020; Rendtorff 2022). Sie trägt damit dazu bei, Sorgeverhältnisse und entsprechend die Transformation einer Gesellschaft auch in der Erziehungswissenschaft allgemein zu thematisieren und als zentrale Fragestellung einzubringen.

Der folgende Artikel nimmt den Faden erziehungswissenschaftlicher Care-Analysen auf, diskutiert aber, dass Rassismus und postkoloniale Nachwirkungen die Bedingungen und Möglichkeiten der Sorge zentral formen. Sie prägen sowohl die Art und Weise und die Voraussetzungen von Sorge und haben auch Einfluss darauf, wie Sorge um das Subjekt gestaltet sein muss.² Ziel des Bei-

1 Ich bedanke mich bei den Herausgeberinnen für ihre hilfreichen Kommentierungen, bei den beiden Gutachter*innen für die sehr guten und detaillierten Gutachten, bei Gundula Ludwig und Cari Maier für Kommentierungen verschiedener Versionen und bei Yalız Akbaba für ihre hilfreiche Kommentierung der letzten Version.

2 Ich folge hier einer spezifischen Lesart des Subjekts, die sich neben einem Einbezug post-strukturalistischer Analysen auf Theorien schwarzer Feministinnen bezieht. Zentral ist in dieser Perspektive auf das schwarze Subjekt, dass es einer differenten Selbstaneignung unterliegt, die (auch) durch widerständiges Verhalten geprägt ist, und dass das Verhältnis zum weißen hegemonialen Subjekt in einem negativen Spannungsverhältnis dazu steht. Beide Komponenten gelten mir hier als Ausgangspunkte eines Subjektivierungsprozesses, den ich

trags ist es herauszustellen, wie Sorge mit postkolonialen Verhältnissen verknüpft ist und wie ein erziehungswissenschaftlicher und postkolonial-informierter Sorgebegriff aussehen kann.

Einführend wendet sich der Artikel zunächst erziehungswissenschaftlichen Perspektiven auf Care/Sorge zu, um Anschlussstellen und Ausgangspunkte für die eigene Perspektive zu formulieren (2.). In einem weiteren Schritt verweist er auf historische Bedingungen, die diese ‚Ordnung der Sorge‘ hervorgebracht haben (3. und 4.) und zeigt auf, warum sowohl eine subjekttheoretische als auch eine ökonomiekritische Perspektive notwendig sind, um diese Ordnungen zu verstehen (5.). Der Beitrag schließt mit Artikulationen pädagogischer Anschlussstellen und einem Ausblick auf einen erziehungswissenschaftlich postkolonial informierten Sorgebegriff (6.).

2 Erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf Sorge

Sorgen, erziehen, pflegen, beraten, in Beziehung sein, eine pädagogische Beziehungsgestaltung – all das sind Tätigkeiten, die sich als Arbeit in und mit Sorgeverhältnissen einreihen lassen; sie sind zudem auch pädagogisch geprägt. Obwohl diese Tätigkeiten für die Erziehungswissenschaft zentral sind, ist die Debatte um Care und Sorgearbeit in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft und/oder im schulpädagogischen Kontext neueren Datums (siehe auch den Call for Paper zu dieser Ausgabe).

Die erziehungswissenschaftliche Debatte befasst sich mit differenten Fragestellungen im Bereich Care und Sorge. Zentral geht es aber stets darum, her-

als *Negative Subjektivierung* bezeichnet habe (Bergold-Caldwell 2023). Wenn in den folgenden Ausführungen die Subjekt- und Bildungsdimension adressiert wird, so folgt diese einer poststrukturalistischen Lesart des Subjekts nach Foucault (1994), die um eine schwarzfeministische erweitert wurde. Foucault folgend ist das Subjekt zweifach unterworfen, sich selbst, seiner eigenen Identität und der Macht (und Herrschaft) Anderer (ebd.: 298). Vor diesem Hintergrund analysierte Saidiya Hartman (1997) die Unterwerfung schwarzer Frauen während der Versklavung. Im Unterschied zu Foucault begreift sie die Art der Subjektivierung als Form, die sich zwischen einem Objektstatus, einer Selbst-Enteignung und einer differenten (häufig kriminalisierten) Selbst-Aneignung bewegt (Hartman 1997: 2). Die Art der Subjektivierung erfolgt dennoch prozesshaft.

Weitergehend argumentiert Rinaldo Walcott historisch, dass schwarzen Menschen das Menschsein und damit auch der Subjektstatus abgesprochen wurde. Er verdeutlicht dabei ein Wechselverhältnis zum weißen Subjekt: „...the Black body is not the most abject body in a competition of abjection and oppression, but the Black body is the template of how the abjection by which the Human was produced” (Walcott 2014: 100f.). Anders formuliert: Die Abwertung schwarzer Körper wurde und wird herangezogen, um den Subjektstatus, das Humanistische, als eine Art ‚weiße exklusive Kategorie‘ überhaupt erst hervorzubringen – sie stehen quasi in einem aufeinander bezogenen Verhältnis (Bergold-Caldwell/Ludwig 2024 i. E.).

auszustellen, wie und warum Sorgeverantwortungen in westlichen Gesellschaften geschlechtlich ungleich verteilt sind und deshalb noch immer gesellschaftliche Ausschlüsse nach sich ziehen (Brückner 2021: 120). Besonders mit der Perspektive auf subjektermöglichende Fragen ist das Problem der Sorge weitgehend ungelöst (Hartmann 2020). Aber auch die Feminisierung von erwerbsbezogener Care-Arbeit in pädagogischen Berufen, sowie die starke häusliche Belastung von Frauen in heterosexuellen Beziehungskonstellationen, sind Teil des ungelösten Problems.

Bomert et. al. kommen deswegen zu dem Schluss:

„...es (liegt) u.E. auf der Hand, dass die strukturelle Misere der Care-Berufe untrennbar damit verbunden ist, wie stark dieser durchaus heterogene Bereich der Care-Berufe feminisiert bzw. gegendert ist und wie sehr er durch das internationale Lohngefälle auf den globalisierten Märkten für (weibliche) Arbeitskräfte geprägt ist: ‚care work is a gendered issue‘ (Tarabulsi & Abou-Habib, 2020) und – das ist zwingend zu ergänzen – Care work is an intersectional issue.“ (Bomert et. al. 2021: 2)

Den Autor*innen folgend, zeigt sich im häuslichen wie auch im kommodifizierten Care-Bereich ein Paradox: Einerseits könnten wir ohne Fürsorge und Care nicht leben, andererseits muss aber „gerade diese Arbeit immer irgendwie ‚nebenbei‘ geleistet werden [...] und [bleibt] so tendenziell unsichtbar [...]“ (ebd.). Hintergrund dieser „strukturellen Misere“ ist den Autor*innen zufolge „...die nach wie vor bestehende ‚Zentralität der Erwerbsarbeit‘ (Scheele, 2019: 24) innerhalb einer kapitalistischen Marktökonomie, die den Bereich der Sorge weiterhin abspaltet (ebd.) – und Ursache ist auch, dass nicht erwerbsförmige Care-Arbeit, trotz einer immens gestiegenen weiblichen Erwerbstätigkeit, nach wie vor extrem feminisiert ist“ (ebd.).

Diesem Zusammenhang – also der geschlechtlichen (ungleichen) Verteilung von Sorge – widmet sich die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung und sucht herauszuarbeiten, wie Sorgebeziehungen gerechter und nachhaltiger in den gesellschaftlichen und pädagogischen Kontext eingeordnet werden können. Unterschiedliche Zielsetzungen lassen sich der Debatte zuordnen: Neben einer Thematisierung von *subjektbezogenen* Themen der *Sorge* (bspw. Hartmann 2020) wird *Care-Arbeit als Lohnarbeit* in Care-Sektoren (bspw. Bomert et. al. 2021) und *Care als ethische Haltung* (bspw. Brückner 2021) diskutiert. Die drei thematischen Schwerpunkte gelten mir als Ausgangspunkte, um im fünften Kapitel Eckpunkte eines postkolonial informierten Sorgebegriffs zu entwickeln.

3 Postkoloniale Ordnungen der Sorge: Negative Subjektivierung und die Verleugnung der Verwiesenheit

Die übermäßige Einbeziehung von Frauen in den Care-Bereich (im häuslichen, aber auch im kommodifizierten Care-Bereich) kann in westlichen Gesellschaften auf mehrere, sich überlagernde, Gründe zurückgeführt werden; nicht zuletzt liegt einer dieser Gründe im „liberalen Trennungsdispositiv“ (Sauer 2001: 5) und der Naturalisierung von Sorgefähigkeiten als weibliche Fähigkeiten (Federici 2020). Die Politiktheoretikerin Tronto führt für mehrheitsweiße US-amerikanische Haushalte aus: „The nineteenth-century American ideology of separate spheres gendered the public as masculine and the private as feminine. In this separation, nonpolitical concerns, including sentiment and love, became attached to the private“ (Tronto 2013: 1). „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1977) war das, was sich hinter Hausarbeit oder auch der „Hausfrauisierung“ (Mies 1997) verbarg. Trotz einer veränderten Struktur von Care und der zunehmenden Professionalisierung – viele Bereiche sind nun außerhäuslich (Tronto 2013: 3) – ist die Realität der Vergütung, der Gewichtung und des Verständnisses noch an die Realität des (geschlechtlichen) Dispositivs geknüpft. Überdurchschnittlich viele Frauen sowie Women of Color sind entweder in die schlecht bezahlten kommodifizierten Care-Bereiche eingegliedert – sie verrichten zum Teil das, was Besserverdienende auslagern – oder sie sind gleich selbst mehrfach in die Aufrechterhaltung des eigenen Haushalts und der Sorgebeziehungen einbezogen. Debatten um Care-Chains (Lutz 2018), 24-Stunden-Pfleger*innen (Maier 2022) oder den Zusammenhang von Sorge, Migration und Affekt (Gutiérrez Rodriguez 2007; Gutiérrez Rodriguez 2011) zeigen, was sich hinter der häuslichen Entlastung verbirgt: ‚Someone has to do the dirty work‘ und es gilt, eine Lücke in der Sorgeverantwortung zu schließen. Diese ‚Lücke‘ wird sehr häufig durch Migrant*innen geschlossen und das liegt nicht einzig und allein am globalen Lohngefälle, wie ich im Folgenden argumentieren möchte, sondern auch in einer damit in Verbindung stehenden Subjektlogik begründet.

Mit Beginn der Moderne, der Etablierung der Wissenschaften und mit Beginn der industriellen Revolution wird in Europa ein neuer Subjekt-Modus hervorgebracht (Klinger 2015: 99). Das moderne Subjekt ist selbstreferenziell, vernunftbegabt, bildungsfähig, handelt weitestgehend rational und ist nach der Vollendung seiner Bildung nicht angewiesen. Obwohl dieser Entwurf nicht der Realität der Verwiesenheit von Menschen entspricht, wird er doch zum Ideal, das wiederum zum Ausgangspunkt von wissenschaftlichen Formulierungen, Strukturierungen und Perspektiven wird (ebd.). Die Verleugnung der Verwiesenheit wird zum Unbewussten der Gesellschaft (Müller 2016). Die reelle Angewiesenheit bei gleichzeitiger Leugnung schafft eine (Un-)Gleichzeitigkeit,

die sich spezifisch in Geschlechter-, Klassen- und Race-verhältnissen (wider-) spiegelt (Etzkorn/Mecheril 2023). Die Verleugnung begünstigt die Möglichkeit, das Abgelehnte und Unbewusste an Personen auszulagern, die strukturell mit weniger Macht ausgestattet sind.

Während sich Geschlechterverhältnisse in Europa auf die bürgerliche Moderne zubewegten, verschärften sich Klassenverhältnisse, so dass arme/(sub-)proletarische Frauen in den Fabriken einer Lohnarbeit nachgehen mussten. Frauen der bürgerlichen Klasse wurden im Privaten zum Eigentum der brüderlich-patriarchalen Gesellschaft (Pateman 1988). Silvia Federici (Federici 2020) rekonstruiert für europäische Frauen aus marxistisch-feministischer Perspektive, wie dieser weibliche Körper zunehmend ‚eingehgt‘ und für regenerative und sorgende Tätigkeiten unterworfen wurde. Sie verdeutlicht damit, dass es neben der kolonialen Landnahme durch Europa auch ähnliche Prozesse der Vereinnahmung innerhalb Europas gibt. Wie Federici verdeutlicht, wurde weiterhin zunehmend die generative Reproduktionsfähigkeit und Sorgearbeit unter staatliche Kontrolle gestellt. Die Verbote von selbstbestimmter Reproduktion, die heteronormative Verknüpfung von Sexualität mit Fortpflanzung, die Enteignung von Wissen über weibliche Körper und Sexualität gingen einher mit der Herausbildung eines neuen Weiblichkeitsideals als passivem, emotionalem und körperlichem Wesen. Über die Vereinnahmung des weiblichen Körpers und die Schaffung dieses Weiblichkeitsideals konnte Sorgearbeit naturalisiert an weiße Frauen ausgewiesen werden, was die Grundlage dafür bildete, (weiße) männliche sorg- und körperlose Subjekte hervorzubringen. Die Schaffung dieses weißen und männlichen Subjektes hatte aber noch eine weitere Voraussetzung zur Bedingung: Die koloniale Unterwerfung nicht-weißer Menschen (Arndt et. al. 2005).

Kurz nach dem Beginn der kolonialen Landnahme im 15. Jh. – zuerst auf dem amerikanischen Kontinent und später in weiten anderen Teilen des globalen Südens – beginnt die Notwendigkeit, Arbeitskräfte zu versklaven. Ressourcen in den Kolonien müssen angebaut und abgebaut, verarbeitet und verschifft werden, damit die Kolonialherrschaft überhaupt Gewinn aus der kolonialen Eroberung ziehen kann. Entscheidend ist die Frage, welche Menschen diese Arbeit verrichten können. Es ging um schwere körperliche Arbeit unter körperlich belastenden Bedingungen, mit hohen Entbehrungen und Ausbeutungen. Die Geburtsstunde der rassistischen Versklavung. Schon vor Einführung dieser Art der Versklavung gab es Proteste dagegen, besonders hervorzuheben sind diejenigen, die argumentierten, dass Versklavung von Gott nicht gewollt sei. Sie war also im religiösen Sinn nicht vertretbar, weil Menschen keine Sklaven anderer Menschen sein durften; und besonders jene, die an einen Gott glaubten. Schwarze Menschen glaubten an verschiedene Religionen und vertraten verschiedene Glaubensrichtungen, wurden aber über diese Argumentation zu

nicht gleichen Menschen gemacht bzw. entmenschlicht und so zur Ware, die auf Versklavungsmärkten gehandelt werden konnte (Patterson 1982).³

Neben vielen anderen Forscher*innen (Davis 1972; Fuentes 2016; Hartman 1997; Patterson 1982; Wilderson 2020) knüpft Sylvia Wynter (Wynter/McKittrick 2015) an diese zentrale Stelle an, um hervorzuheben, dass schwarze⁴ Menschen vor dem Hintergrund spezifischer Konstellationen als nicht-menschlich konstruiert wurden. Diese Art der Entmenschlichung und hierarchischen Zuteilung zieht sich durch mehrere Jahrhunderte und lässt sich als Fragment noch heute wiederfinden (Emejulu 2022). Die Dehumanisierung wird in der Mitte des 20. Jh. von Frantz Fanon aufgegriffen und auf die sozialpsychologische Lebensrealität schwarzer Menschen in mehrheitsweißen Gesellschaften übertragen (Fanon 2008, 2005). Fanon versteht die Dehumanisierung als sozio-historische, verweist aber auch gleichzeitig auf eine global-ökonomische Ausbeutungsstruktur.

In seiner Diskussion um „Nekropolitiken“ (Mbembe 2019) führt Achille Mbembe dieses Argument fort, verdeutlicht jedoch, dass wir es heute mit einer Produktion von ‚überflüssigen‘ Menschen zu tun haben, die ähnlich wie damals schwarze Menschen entmenschlicht werden. Die Produktion der ‚Überflüssigen‘ liegt jedoch relational noch immer der Bedingung der Hervorbringung vollwertiger Subjekte zugrunde. Sie sind miteinander verbunden, bedingen einander und werden durch strukturelle Merkmale wie einen sorglosen und neoliberalen Kapitalismus verstärkt. An anderer Stelle habe ich diesbezüglich von einer *Negativen Subjektivierung* (Bergold-Caldwell 2023) gesprochen.

4 Postkoloniale Ordnungen der Sorge: Spätkapitalistische Konstellationen

Mit Beginn der Moderne bildete sich das beschriebene neue Subjekt unter der Bedingung der Unterwerfung aller anderen heraus. Im Folgenden geht es mir darum, spätkapitalistische Verhältnisse und die moderne Subjektlogik gemeinsam zu diskutieren. Um die Funktionslogik kapitalistischer Gesellschaften zu erklären und um die Subjektstruktur innerhalb dieser Logik sowie gleichzeitig Anhaltspunkte für gesellschaftliche Transformationen zu verdeutlichen, heben gesellschaftskritische Theorien häufig die Kämpfe sozialer Bewegungen hervor. Sowohl die Einbettung in kapitalistischen Mehrwert als auch die Kämpfe

3 Gemeint ist weniger der Mensch in seiner anthropologischen Form, sondern Mensch-sein als Teilhabe an kulturellen Gütern, humanistischen Errungenschaften und/oder als Human-Subjekt, das gute Eigenschaften und Gepflogenheiten mit sich bringt.

4 Obwohl ‚Schwarz‘ als politischer Begriff und Position aufgrund der Kämpfe darum groß geschrieben wird, gibt es Diskussionen darum, das schwarze Subjekt klein zu schreiben, eben um zu kennzeichnen, dass es different ist zu einem anderen Subjektbegriff.

sozialer Bewegungen zeigen sich auch im Care-Bereich. Sie können zu Recht als mehrdeutig interpretiert werden, wie ich im Folgenden zeigen möchte.

Lohnarbeitsverhältnisse stellen aus marxistischer Perspektive einen Antagonismus her, der sich nicht ausgleichen lässt: Nur über Klassenausbeutung kann die Akkumulation von Kapital und damit die Wertschöpfung vorangetrieben werden. Trotz der erfolgreichen Versuche, erwerbsbezogene Care-Arbeit und Dienstleistungen einer Wertschöpfungslogik zu unterwerfen (Soiland 2018), kann davon gesprochen werden, dass sich dennoch etwas ‚entzieht‘ und sich nicht gänzlich einbinden lässt. So argumentiert bspw. Beatrice Müller (2016), dass Sorge an und für sich etwas Unbestimmbares hat, was sie mit Bezug auf Julia Kristeva als „Objekt“ des neoliberalen Kapitalismus bezeichnet. Artikulieren lässt sich mit diesem Zusammenhang, wie sich Sorgeverhältnisse unter kapitalistischen Produktionsbedingungen betrachten lassen und wie Care-Arbeiter*innen in ihnen spezifisch positioniert sind.

Cedric Robinson (Robinson 1983) entfaltet in „Black Marxism. The making of the black radical tradition“ eine marxistische Lesart, die Rassismus als strukturelle Funktion im und *für* den Kapitalismus vorstellt. Gleichzeitig zeigt er aber auch, dass sich schwarze Kämpfe gegen Ausbeutung schon immer in den Plantagen und Kolonien zugetragen haben, diese Kämpfe also gleichsam auch als Klassenkämpfe gelesen werden müssen. Sie kämpfen gegen eine Überausbeutung, die noch nicht einmal im Lohnverhältnis stattfindet und trotzdem immens zur Wertschöpfung beiträgt.⁵ Gargi Bhattacharyya (2018) zeigt, dass sich die Theorie von Robinson auch auf die reproduktive Sphäre – also die Sphäre der Sorge – anwenden lässt. Unter Rückgriff auf Forschungen von Maria Mies und Silvia Federici verdeutlicht sie, wie Überausbeutung in besonderem Maße rassifizierte Frauen trifft und wie diese gleichermaßen auch immer dazu angehalten waren, in ihren Kämpfen neue und andere Welten zu imaginieren und gleichzeitig zu erkämpfen (Thompson 2018). Bhattacharyya kommt zu dem Schluss, dass auch die Kämpfe in der reproduktiven Sphäre als Klassenkämpfe gelesen werden können und somit nicht nur relevant für die Analyse der Ausbeutung sind, sondern auch für die Analyse intersektionaler Sorge-Ordnungslogiken, die in einem rassifizierten Kapitalismus als solche angelegt sind.

Wie deutlich werden sollte, ist die Überdetermination, die einerseits in der Struktur des abendländischen Subjekts beheimatet ist und andererseits in herrschaftlich-kapitalistischen Produktions- und Reproduktionsbedingungen liegt,

5 Diese Überausbeutung, so Robinson, hat ihren Ursprung nicht etwa in dem, was marxistisch als ‚ursprüngliche Akkumulation‘ bezeichnet wird – also durch Versklavung und kolonial-imperiale Landnahme –, sondern sie hat ihren Ursprung in Europa. Robinson verdeutlicht, dass die Arbeitsausbeutung von Ir*innen, Romnja und Sinteza und jüdischen Menschen dem gleichen rassistischen Prinzip (oder einem Einüben rassistischer Teilungsprinzipien) unterliegt, wie sie gleichzeitig und später auch in den Kolonien ausgeführt wurden. Rassismus als Herrschaftsprinzip schafft hier eine Differenz, die es kapitalistischen Systemen erlaubt, Ausbeutung und Überausbeutung zu betreiben (Bojadžijev et.al. 2022).

auf der Ebene der einzelnen nicht aufzulösen. Zu stark wirken Struktur und Subjekt ineinander und sind von historischen Bedingtheiten hervorgebracht. Eine struktur- und subjektverändernde Praxis bieten in erster Linie das kollektive Subjekt, kollektive Forderungen und kollektive Interessensbekundungen, wie sie in verschiedenen feministischen Auseinandersetzungen artikuliert werden können.

5 Versuch eines postkolonial informierten Sorgekonzepts

Die Analyse der gesellschaftlichen Konstellation zum Ausgangspunkt nehmend, möchte ich mich nun Vorschlägen und Konzepten zuwenden, die die drei Dimensionen einer deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Debatte – (1) Care als *Beziehungsgeschehen* und als *Subjekt-hervorbringende Dimension*, (2) als (*prekäres*) *Lohn-Arbeitsfeld* und (3) als *ethische Haltung* – um eine postkoloniale Ebene erweitern können. Ich werde mich dabei den Konzepten mit einem spezifisch erziehungswissenschaftlichen Zugang nähern und sie vor dem Hintergrund der Sorgedimensionen diskutieren.

Schwarzfeministische Sorgedebatten lassen sich insbesondere vor dem Hintergrund lesen, dass sie aus der historischen Konstellation der Un-Möglichkeit des Subjekts heraus, Diskriminierung und (Über-)Ausbeutung einerseits und Ermöglichung und Imagination eines differenten Lebens andererseits, politisieren. Diese Doppelheit findet sich beispielsweise in der Analyse der Weigerung auf Plantagen, durch Flucht und Marroning (Fuentes 2016; Roberts 2015), durch alltägliches ‚Entziehen‘ (Bergold-Caldwell 2022), Vergiftung von Plantagenbesitzern (Davis 1972), Tötung von Kindern, um sie nicht auch zu Sklaven zu machen (Morrison 2007), Zusammenschluss und Gegenwehr durch den sog. Großen Streik (du Bois 1998, orig.1935; Hartman 2020), aber auch durch gewaltsame Gegenwehr in den Kolonien. Die Menschen entzogen sich und richteten ihr Begehren gleichzeitig auf eine differente Zukunft, eine Zukunft, die nicht realiter existierte, aber in der Imagination adressiert werden konnte (Thompson 2018). Aus dieser Doppelheit entstanden verschiedene Konzepte der Sorge, die diverse Dimensionen von Sorge adressieren, an die ich hier erziehungswissenschaftlich anschließen möchte.

Um Care als *Beziehungsgeschehen* und als *Subjekt-hervorbringende Dimension* (1) zu diskutieren, wende ich mich einer Sorgedimension zu, die über den Umgang mit Alltagsrassismus hinaus Rassismus als strukturelles Element anerkennt, das sich auch auf Individuen auswirkt. Grundlage dieser Sorgedimension ist ein Beziehungsgeschehen, das sich darin übt, in Verbindung, stärkender Rückmeldung und Ermöglichung zu bleiben, obwohl die Subjekthervorbringung einen differenten Weg einschlagen muss. Es gilt Entwertungen

entgegenzuarbeiten (Madubuko 2020), gesellschaftsgeschichtliche traumatische Ereignisse (auch als eigene Familiengeschichte) aufzuarbeiten (Sharpe 2016), damit umzugehen, dass Menschen einem verfrühten Tod ausgesetzt sind (Gilmore 2002; Thompson 2021), und gleichzeitig daran zu arbeiten, dass Kinder und Jugendliche lernen, in einem abwertenden System eine Persönlichkeit zu entwickeln, die es ihnen erlaubt, die Strukturen zu erkennen und die Abwertungen des Individuums einzuordnen. In besonderem Maße trifft diese Form der Sorge Menschen, die mehrfache Marginalisierungen erfahren. Sie müssen damit einer gesellschaftlichen *Sorglosigkeit* entgegenwirken (Finch 2022). Verbindungslinien zu der oben aufgeführten *ersten* Dimension erziehungswissenschaftlicher Perspektiven auf Care lassen sich dort ziehen, wo es darum geht, dem Subjekt durch Beziehungsgestaltungen einen Raum und eine Möglichkeit der Entwicklung zu geben.

In einem weiteren Schritt wende ich mich *feminisierter Sorgearbeit und prekären Arbeitsverhältnissen* (2) zu und füge eine aus schwarzfeministischen Standpunkten erfolgende Erweiterung hinzu: Mit der Aussage bzw. der Frage „Who cleans the World?“ beginnt Francoise Vergès (2021) ihr Buch „Decolonial Feminism“, in dem sie nicht nur epistemische Ordnungen des Feminismus diskutiert und hier verdeutlicht, warum sich ein spezifisches Narrativ durchsetzen konnte, sondern sie diskutiert auch, wie es strukturell dazu kam, dass Frauen und insbesondere nicht-weiße Frauen häufig Arbeits- und Lebensbedingungen vorfinden, die wiederum die Lebensbedingungen für besser gestellte Personen erst ermöglichen. Deshalb ist die Frage, wer die Welt ‚sauber‘ hält, von einer solchen Relevanz. Sie zeigt, wer von den Bedingungen derzeit profitiert und wer darin nicht nur benachteiligt, sondern insbesondere in die Ermöglichung der Leben der anderen subjektiviert wird (Bergold-Caldwell/Ludwig 2024 i.E.). Dies gilt es zu berücksichtigen, wenn im Rahmen von Care-Analysen die internationale Arbeitsteilung als historisches Vermächtnis ungleicher Bedingungen diskutiert wird (Lutz 2015, 2018; Gutiérrez Rodriguez 2007; Gutiérrez Rodriguez 2011; Bhattacharyya 2018). Diesen Eckpunkt muss ein postkolonial informierter Sorgebegriff mitführen.

Eine eher ethische Frage der Sorge (3) möchte ich hier als letzte Dimension eines erziehungswissenschaftlich postkolonial informierten Sorgebegriffs aufführen. Ich greife dabei auf Arbeiten von Vanessa Thompson zurück. Thompson widmet sich in ihrer Auseinandersetzung mit Care-Politics den Schriften der beiden Theoretiker Achille Mbembe und David Goldberg. Sie kommt zu dem Schluss, dass die ethische Frage von Sorge auch beinhalten muss, dass einer Produktion von ‚überflüssigen‘ Menschen Einhalt geboten werden muss. Politiken für das Leben, wie Mbembe sie beschreibt, bedeuten dann auch, Care und Sorge als Reparationen⁶ zu verstehen, insbesondere dort, wo Menschen

6 Ich verstehe unter diesem Begriff durchaus Reparationen – im Sinne einer Annäherung an Wiedergutmachung, aber auch Reparation – im Sinne eines Reparierens oder eines Heilungsversuches.

einem verfrühten Tod ausgesetzt sind (Gilmore 2002) oder in der tödlichsten Passage des 21. Jh.s, dem Mittelmeer (Ehrmann 2022), ertrinken. Die ethische Form dieses Sorgebegriffs bezeichnet Thompson als „care as politics of reparation“ und sie fasst zusammen: „This understanding of the politics of care as a politics of reparation is transformational in terms of transforming the world and reinventing justice and democracy anew.“ (Thompson 2018: 58)

Die drei Dimensionen sollen einen analytischen Blick dafür öffnen, wie eine postkolonial erweiterte Sicht auf Care in die erziehungswissenschaftlich geführten Debatten einbezogen werden kann.

6 Resümee: Rückschlüsse für einen postkolonial informierten Sorgebegriff in der Erziehungswissenschaft

Als Ausgangspunkt der Beschäftigung mit einem postkolonial informierten Sorgebegriff diente hier zunächst die erziehungswissenschaftliche Diskussion von Care, um Anschlusspunkte für weiterführende Konzepte zu formulieren. Ich habe in drei Dimensionen unterschieden: Eine, die sich der Subjekt-hervorbringenden Sorge widmet, eine, die sich verstärkt dem erwerbsbezogenen Care-Bereich widmet, aber auch häusliche Pflege diskutiert, und eine ethische Dimension der Sorge. Nach einer Diskussion historischer Konstellationen der Hervorbringung von postkolonialen Sorgeordnungen durch Subjektlogiken sowie auch durch spätkapitalistische Bedingungen habe ich mich darauf konzentriert, schwarzfeministische Gegenkonzepte zu verdeutlichen und sie vor dem Hintergrund erziehungswissenschaftlicher Thematisierungen zu bündeln. Der auf diese Weise entwickelte Sorgebegriff adressiert einerseits Bedingungen des Subjekt-werdens unter postkolonialen Voraussetzungen, die häufig different zu jenen der Dominanzgesellschaft sind. Er adressiert andererseits Perspektiven der erwerbsbezogenen Care-Arbeit, die auch durch postkoloniale Verhältnisse geprägt ist. Drittens fasst ein solcher Sorgebegriff die Ebene der ethischen Haltung gegenüber mehrfach vulnerablen Menschen. Unter den genannten Bedingungen bedeutet eine ‚Pädagogik der Sorge‘ nicht nur, Sorgeverhältnisse und Aufgaben gleichermaßen im Geschlechterverhältnis zu verteilen, sondern auch, Sorge als ethische Haltung und Prinzip zu verstehen. Es würde bedeuten – über Identitätslogiken hinaus – für eine Welt einzutreten, die sich der Geschichte bewusst ist, diese betrauert und zu verändern gedenkt. Es würde bedeuten, gegen eine Produktion von ‚überflüssigen Menschen‘ einzutreten und Überausbeutungen in diesem Kontext entgegenzutreten. Letztlich würde es bedeuten, neue Welten der gerechten Teilhabe zu imaginieren und auf diese mit aller Kraft hinzuwirken.

Literatur

- Arndt, Susan/Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Granda/Piesche, Peggy (2005): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast Verlag.
- Bergold-Caldwell, Denise/Ludwig, Gundula (2024, i.E.): Der Staat in den Körpern, der Körper im Staat. Staats- und körpertheoretische Perspektiven auf (negative) Subjektivierung, Ausbeutung und Bio_Nekropolitik. In: Ludwig, Gundula/Sauer, Birgit (Hrsg.): *Das kälteste aller kalten Ungeheuer? Annäherungen an intersektionale Staatstheorie*. Wien: Campus.
- Bergold-Caldwell, Denise (2023): Das schwarze Subjekt der Grenze. Afropessimistische Streifzüge durch Fragen der Subjektivierung. In: Heinemann, Alisha/Karakasoğlu, Yasemin/Linnemann, Tobias/Rose, Nadine/Sturm, Tanja (Hrsg.): *Entgrenzungen. Beiträge zum 28. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 53–65.
- Bergold-Caldwell, Denise (2022): Antirassistische Care-Politiken als Arbeit am Demokratischen. In: Glathe, Julia/Gorriahn, Laura (Hrsg.): *Demokratie und Migration. Konflikte um Migration und Grenzziehungen in der Demokratie*. Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 279–301.
- Bhattacharyya, Gargi (2018): *Rethinking Racial Capitalism: Questions of Reproduction and Survival*. New York: Rowman & Littlefield.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft*. Berlin: Courage, S. 118–199.
- Bojadžijev, Manuela/Fraser, Nancy/Sarbo, Bafta/Keeanga-Yamahtta, Taylor (2022): *Critical Theory Round Table: Racial Capitalism? Podiumsdiskussion am 30.05.2022*. Humboldt Universität Berlin. <https://www.philosophie.hu-berlin.de/de/lehrbereiche/jaeggi/veranstaltungen/veranstaltungen> [Zugriff: 31.12.2023].
- Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (2021): Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit – Eine Einleitung. In: Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1–25.
- Brückner, Margrit/Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (2022): Systemrelevanz und Sorge. Feministische Erkundungen in und jenseits der Pandemie. In: Langer, Antje/Mahs, Claudia/Thon, Christine/Windheuser, Jeannette (Hrsg.): *Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie. Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten*. Opladen: Barbara Budrich, S. 47–65.
- Brückner, Margrit (2022): Kämpfe um Care – feministische Analysen und Initiativen. In: Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 29–46.
- Davis, Angela (1972): Reflections on the Black Woman's Role in the Community of Slaves. In: *The Massachusetts Review* Vol. 13, No. 1/2, S. 81–100.
- Du Bois, William E.B. (1998/orig. 1935): *Black reconstruction in America: 1860–1880*. New York: The Free Press.

- Ehrmann, J. (2022): Schwarzes Mittelmeer, weißes Europa: Kolonialität, Rassismus und die Grenzen der Demokratie. In: *Zeitschrift für Praktische Philosophie* 8, 1, S. 419–466. <https://doi.org/10.22613/zfpp/8.1.18>.
- Emejulu, Akwugo (2022): *Fugitive feminism*. London: Silver Press.
- Etzkorn, Nadine/Mecheril, Paul (2023): Autonomie als Gegenstand und Maßstab der Kritik. In: Akbaba, Yalız/Heinemann, Alisha (Hrsg.) (2023): *Erziehungswissenschaften dekolonisieren: theoretische Debatten und praxisorientierte Impulse*. Weinheim Basel: Beltz Juventa, S. 125–151.
- Fanon, Frantz (2008): *Black skin, white masks*. New York: Grove Press.
- Fanon, Frantz (2005): *The Wretched of the Earth*. Reprint Edition. New York: Grove Press.
- Federici, Silvia (2020): *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. 8. Aufl. Wien: Mandelbaum.
- Finch, Aisha K. (2022): Introduction: Black Feminism and the Practice of Care. In: *Palimpsest* 11, 1, S. 1–41.
- Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul/Foucault, Michel/Dreyfus, Hubert L. (Hrsg.): *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. 2. Aufl. Weinheim: Beltz/Athenäum, S. 243–265.
- Fuentes, Marisa (2016): *Dispossessed Lives: Enslaved Women, Violence, and the Archive*. Pennsylvania: University of Pennsylvania Press.
- Gilmore, Ruth W. (2002): Fatal Couplings of Power and Difference: Notes on Racism and Geography. In: *The Professional Geographer* 54, 1, S. 15–24.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2011): Migration, domestic work and affect: a decolonial approach on value and the feminization of labor. New York: Routledge.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2007): The “Hidden Side” of the New Economy: On Transnational Migration, Domestic Work, and Unprecedented Intimacy. In: *Frontiers: A Journal of Women Studies* 28, 3, S. 60–83.
- Hartman, Saidiya V. (2020): *Wayward Lives, Beautiful Experiments: Intimate Histories of Riotous Black Girls, Troublesome Women, and Queer Radicals*. Reprint Edition. New York: W. W. Norton & Company.
- Hartman, Saidiya V. (1997): *Scenes of Subjection: Terror, Slavery, and Self-making in Nineteenth-Century America*. New York: Oxford University Press.
- Hartmann, Anna (2020): *Entsorgung der Sorge: Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Klinger, Cornelia (2015): Das unmögliche weibliche Subjekt und die Möglichkeiten feministischer Subjektkritik. In: Keupp, Heiner/Hohl, Joachim (Hrsg.): *Subjekt-diskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne*. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 99–119.
- Lutz, Helma (2018): *Die Hinterbühne der Care-Arbeit*. Weinheim Basel: Juventa.
- Lutz, Helma (2015): Globale Care Chains. In: Boatca, Manuela/Fischer, Karin/Hauk, Gerhard (Hrsg.): *Handbuch Entwicklungsforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1–4.
- Madubuko, Nkechi (2020): *Empowerment als Erziehungsaufgabe*. Münster: Unrast Verlag.
- Maier, Carina (2022): Nicht ohne ihre Kämpfe! Arbeits- und Lebensbedingungen der 24-Stunden- Betreuer*innen und vieles zu lernen für feministische Theorie. In: *Momentum Quarterly* 11, 2, S. 77–142.
- Mbembe, Achille (2019): *Necropolitics*. Durham: Duke University Press.

- Mbembe, Achille (2020): Democracy as a community of life. <https://libcom.org/article/democracy-community-life> [Zugriff: 31.12.2023].
- McKittrick, Katherine (Hrsg.) (2015): *Sylvia Wynter: on being human as praxis*. Durham: Duke University Press.
- Mies, Maria (2014): *Patriarchy and Accumulation on a World Scale: Women in the International Division of Labour*. London: Bloomsbury Publishing.
- Mies, Maria (1997): Hausfrauisierung. In: Albrecht, Ulrich/Volger, Helmut (Hrsg.): *Lexikon der internationalen Politik*. Oldenbourg: Wissenschaftsverlag, S. 207–210.
- Morrison, Toni (2007): *Beloved*. Paris: Christian Bourgois Éditeur.
- Müller, Beatrice (2016): *Zur Abwertung von Care-Arbeit im patriarchalen Kapitalismus – am Beispiel der ambulanten Pflege*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Pateman, Carole (1988): *Sexual Contract*. Stanford: Stanford University Press.
- Patterson, Orlando (1982): *Slavery and social death: a comparative study*. Cambridge: Harvard University Press.
- Rendtorff, Barbara (2022): Welche Krise(n)? Ein Essay. In: Baar, Robert/Maier, Maja S. (Hrsg.): *Familie, Geschlecht und Erziehung in Zeiten der Krisen des 21. Jahrhunderts., Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 18*. Opladen: Barbara Budrich Verlag, S. 29–41.
- Roberts, Neil (2015): *Freedom as Marronage*. Chicago: University of Chicago Press.
- Robinson, Cedric J. (1983): *Black marxism: the making of the Black radical tradition*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Sauer, Birgit (2001): Öffentlichkeit und Privatheit revisited. Grenzbeziehungen im Neoliberalismus und die Konsequenzen für Geschlechterpolitik. In: *Öffentlich/Privat – Neue Grenzbeziehungen. Kurswechsel. Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen 4*, S. 5–11.
- Sharpe, Christina E. (2016): *In the wake. On Blackness and Being*. Durham: Duke University Press.
- Soiland, Tove (2018): *Soziale Reproduktion und Neue Landnahme: ein feministischer Zugang*. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/77020> [Zugriff: 15.10.2023].
- Thompson, Vanessa E. (2018): *Repairing Worlds: On Radical Openness beyond Fugitivity and the Politics of Care: Comments on David Goldberg’s Conversation with Achille Mbembe*. In: *Theory, Culture & Society 35, 7/8*, S. 243–250.
- Thompson, Vanessa E. (2021): *Policing in Europe: disability justice and abolitionist intersectional care*. In: *Race & Class 62, 3*, S. 61–76.
- Tronto, Joan C. (2013): *Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice*. New York: NYU Press.
- Vergès, Françoise (2021): *A decolonial feminism*. London: Pluto Press.
- Walcott, Rinaldo (2014): *The problem of human: Black Ontologies and the “Coloniality of Being”*. In: Broeck, Sabine/Junker, Carsten: *Postcoloniality – Decolonialty – Black Critique. Joints and Fissures*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 93–106.
- Wilderson, Frank B. (2020): *Afropessimism*. New York: Liveright Publishing Corporation.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution: Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Winker, Gabriele (2011): *Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive*. In: *Das Argument 292: Care – eine feministische Kritik der politischen Ökonomie? 53, 3*, S. 333–344.

*Sorge um eine zukünftige
Generation und Welt*

Vorgeburtliche Sorgeverhältnisse – Kinder, Sorge und Geschlecht in Kinderwunschatratgebern

1 Einleitung

Eine über einen längeren Zeitraum bestehende oder bleibende ungewollte Kinderlosigkeit kann als eine krisenhafte Phase erlebt werden, die Personen oder Paare vor besondere Herausforderungen z.B. der Neugestaltung oder -ausrichtung von Beziehungen und Lebenswegen stellt (Mayer-Lewis 2015). Die Geschlechterforschung zeigt, dass die Phase eines (temporären) unerfüllten Kinderwunsches zudem mit der Konstruktion meist binärer Geschlechterkategorien und -zugehörigkeiten, mithin der Aushandlung des individuellen und strukturellen Verhältnisses von *sex* und *gender* einhergeht. So werden in dieser Phase spezifische, oft körperlich konnotierte Geschlechtlichkeiten, aber auch Geschlechterordnungen hervorgebracht oder verändert. Die Erfahrung einer (temporären) Infertilität erfordert von Personen u.a. eine (Neu-)Aushandlung der Relation zwischen Geschlecht, Identität und Körper vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalvorstellungen (Bell 2019; Greil/Johnson 2014). Zeugungsassistierende reproduktionsmedizinische Angebote werden von verschiedenen Diskursen um die Natur von Frauen und Männern begleitet (Rödel 2014). Zwar werden die Angebote zumeist als Paarbehandlung verstanden; in der konkreten Praxis der Maßnahmen werden aber vor allem ‚Frauen‘ adressiert und Männer als Nebenakteure verstanden (Ullrich 2012).

Darüber hinaus wird eine ungewollte Kinderlosigkeit oft von professionellen Beratungen unterschiedlicher Art begleitet. Einzelne Studien setzen sich mit den Inhalten und Themen dieser Beratungen auseinander (z.B. Mayer-Lewis 2015). Niedrigschwellige Unterstützungsangebote wie buchförmige Kinderwunschatratgeber werden bislang jedoch kaum zum Gegenstand gemacht, wenngleich sich Hinweise darauf finden, dass solche Werke auch in der Phase des Kinderwunsches konsultiert werden (BMFSFJ 2020). Der vorliegende Beitrag knüpft an die Forschungen zur Konstitution von Geschlechterkategorien und -ordnungen in der Phase des Kinderwunsches an und fragt im Rahmen einer explorativen Untersuchung danach, inwiefern buchförmige Kin-

derwunschatgeber durch spezifische Vorstellungen von Geschlecht gekennzeichnet sind. Dabei schließt er an diskurstheoretische Ansätze in der Geschlechterforschung (vgl. Bublitz 2019) an, die nach der machtvollen Hervorbringung von Wissen und Wahrheiten um Geschlecht, Geschlechterdifferenzen und -ordnungen fragen. Erziehungswissenschaftlich bedeutsam sind dabei nicht zuletzt die damit einhergehenden Subjektivierungsprozesse (Fegter/Langer/Thon 2021), die bspw. ins Zentrum von Zugängen wie der Adressierungsanalyse rücken (Rose 2019).

Der Beitrag rekurriert dabei *erstens* auf Ansätze sowohl der erziehungswissenschaftlichen Ratgeber- als auch der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung. Zum einen wird nach den spezifischen Vermittlungsweisen, der argumentativen Architektur, dem dargelegten Wissen und den vorgenommenen Adressierungen der Leser:innenschaft der Ratgeber gefragt (vgl. Schmid/Sauerbrey/Großkopf 2019). Zum anderen wird die Bedeutsamkeit bestimmter Bilder von gewünschten Kindern innerhalb der Ratgeber in den Fokus gerückt. Als Bilder von Kindern werden dabei die spezifischen, soziokulturell und historisch geprägten Vorstellungen darüber verstanden, was ein (gewünschtes) Kind ist oder sein soll (Lee 2020). Wie die sozialwissenschaftliche Ungeborenenforschung verschiedentlich herausgearbeitet hat, sind solche Bilder von Kindern bereits innerhalb der Schwangerschaft präsent und stehen in enger Beziehung u.a. zu Adressierungen einer ‚guten‘ vorgeburtlichen Mutterschaft (Seehaus 2016; Lupton 2013).

Zweitens wird konkret danach gefragt, inwiefern Kinderwunschatgeber vergeschlechtlichte Adressierungen zum Eingehen von Sorgebeziehungen vermitteln. Diese Frage resultiert nicht nur aus der Einsicht der Bedeutung von Geschlecht in der Phase einer ungewollten Kinderlosigkeit. Es wurde auch herausgearbeitet, dass Adressierungen zur Sorge – hier und im Folgenden auch verstanden als fürsorgende Beziehung zu etwas oder jemand – sowohl in Form einer mütterlichen Selbstsorge (z.B. Schadler 2017) als auch als Sorge für das Ungeborene (Seehaus 2017) gegenwärtige Schwangerschaftserfahrungen kennzeichnen. Der Beitrag möchte vor diesem Hintergrund eruieren, ob und wie solche Adressierungen auch schon in der Phase einer ungewollten Kinderlosigkeit greifen.

Um die grundlegende perspektivische Ausrichtung des Beitrags noch einmal zu plausibilisieren, wird im nächsten Schritt anhand der Ratgeberforschung gezeigt, dass dieses Medium von vergeschlechtlichten Adressierungen zu Sorgebeziehungen gekennzeichnet ist. Hiervon ausgehend wird eine eigene Untersuchung von Kinderwunschatgebern methodisch umrissen (Kap. 3), um dann zu erläutern, dass diese sowohl von verschiedenen Bildern von gewünschten Kindern als auch von darauf bezogenen Adressierungen zur Gestaltung geschlechtlich konnotierter Sorgebeziehungen gekennzeichnet sind (Kap. 4). Abschließend werden Konsequenzen für die Betrachtung pädagogischer Sorgebeziehungen beleuchtet (Kap. 5).

2 Sorge und Geschlecht in der Ratgeberforschung

Ratgeber stellen in einer von Kontingenz geprägten Wissensgesellschaft eine wichtige Quelle der Orientierung in Entscheidungs- oder Krisensituationen dar (Stehr/Grundmann 2010). Mit Sauerbrey (2019) entfaltet sich dabei ein ‚erzieherisches‘ Verhältnis zwischen vermittlungsorientierter Ratgeberliteratur und aneignungsorientierter Leser:innenschaft. Es ist für den vorliegenden Beitrag bedeutsam, dass innerhalb der Ratgeberforschung sowohl die Vermittlung von Sorgeverhältnissen, v.a. zwischen Erwachsenen und Kindern, sowie in Bezug dazu auch geschlechtliche Konnotationen dieser Verhältnisse zum Gegenstand gemacht wurden, so dass an deren Ergebnisse im Weiteren angeschlossen werden kann.

Grundlegend haben Analysen von Schwangerschafts- und Säuglingspflegeratgebern gezeigt, dass der Leser:innenschaft hier ein bestimmter fürsorgender Umgang mit dem eigenen (zukünftigen) Kind nahegelegt wird (Sauerbrey et al. 2020). So wird Frauen (Busch 2016), aber auch Männern (Rückert-John/Kröger 2015), das Stillen als bevorzugte Ernährungsform kommuniziert. Zugleich plädieren ärztliche Schwangerschaftsratgeber für traditionelle Rollenverteilungen als Eltern, in denen der werdenden Mutter eine signifikant höhere Verantwortlichkeit für das Ungeborene bzw. das Kind zugesprochen wird als dem werdenden Vater (Krumbügel 2015). Dies gilt auch für Ratgeber, die die Geburt eines Kindes thematisieren. Baader (2008) zeigt in einer historisch-vergleichenden Untersuchung von Geburtsratgebern zwar, dass eine solche Zuständigkeit von Frauen für das Wohl des Ungeborenen, seine Geburt wie auch die erste Zeit danach eine prägnante Facette des Mediums ist. Jedoch verändert sich der Stellenwert des Mannes bzw. (werdenden) Vaters von einer textlichen Absenz im 19. Jahrhundert hin zu einer sorgenden Unterstützung für die Schwangere, einer proklamierten Anwesenheit bei der Geburt wie auch einer bewussten Ausgestaltung der Vaterschaft für geborene Kinder im späten 20. Jahrhundert. Gegenüber einer solchen Aufmerksamkeit für die Bedeutung des Vaters sehen Höher und Mallschützke (2013) in einer ebenso historisch-vergleichenden Betrachtung von Väterratgebern zwar eine emotionale Beziehung zwischen Kindern und Vätern vermittelt, aber keine explizite Thematisierung einer ‚väterlichen Liebe‘ für das eigene Kind.

Versteht man pädagogische Verhältnisse im Allgemeinen als Sorgebeziehungen (vgl. Zinnecker 1997), dann sind auch Untersuchungen von Erziehungsratgebern bedeutsam. Sie werden von der Forschung u.a. im Hinblick auf die systematische Untersuchung ihrer spezifischen argumentativen Mittel und des vermittelten Wissens, aber auch ihrer historischen Entwicklung und gesellschaftlichen Kontextualisierung (z.B. Schmid 2011) zum Gegenstand gemacht. Zugleich machen Lenz und Scholz (2013) aber auch deutlich, dass solche Ratgeber von geschlechtlich konnotierten Vorstellungen von Erziehung

gekennzeichnet sein können, die von naturalistischen Unterschieden mütterlicher und väterlicher Pädagogik ausgehen. Schon Hefft (1978) konnte eine solche Adressierung zu einer geschlechtsspezifischen Erziehung in Elternratgebern aufzeigen.

Ein Blick in die Ratgeberforschung macht deutlich, dass Adressierungen zur Gestaltung von Sorgebeziehungen, vor allem zum ungeborenen oder geborenen Kind, innerhalb dieses Mediums oftmals geschlechtlich konnotiert sind. Ratgeber sind ein Umschlagplatz für die Abbildung, Konstruktion und Reproduktion geschlechtlicher Kategorien und Verhältnisse der Sorge. Zugleich bleibt bisher unbeachtet, inwiefern Mechanismen einer Relationierung von Sorge und Geschlecht bereits in der Phase des Kinderwunsches und hier ansetzenden Ratgebern greifen.

3 Bilder von gewünschten Kindern und vergeschlechtlichte Adressierungen zur Gestaltung von Sorgebeziehungen in Kinderwunschratgebern

3.1 Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird diese Forschungslücke mit einer explorativen Untersuchung von buchförmigen Kinderwunschratgebern aufgegriffen. Den hier entfalteten Analysen einzelner Kinderwunschratgeber ging eine Gesamtschau der bis zum Zeitpunkt der Erhebung (Juli 2022) erschienenen Werke voraus. Mithilfe einer Suche nach den Stichworten „Ratgeber Kinderwunsch“ und „Ratgeber Kinderlosigkeit“ im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek und ergänzt mit Recherchen im Online-Buchhandel (Amazon, Thalia, Weltbild) sowie der örtlichen Büchereien wurden nach Bereinigungen 139 seit 1984 erschienene buchförmige Kinderwunschratgeber zusammengetragen und entlang ihrer Klappen- und Verlagsinformationstexte u.a. nach inhaltlichen Schwerpunkten, Adressat:innenbeschreibungen und Autorisierungsstrategien systematisiert.

Betrachtet man das Sample sowie einzelne Ratgeber genauer, dann zeigt sich immer wieder, dass diese zumeist von heterosexuellen Partnerschaften bzw. Ehen ihrer Leserschaft ausgehen. Im Verhältnis dazu werden nicht-heterosexuelle Partnerschaften oft in einer verbesondernden Weise thematisiert (wenngleich dies nicht in allen Ratgebern der Fall ist). Nur wenige Ratgeber richten sich dezidiert an Paare in solchen Partnerschaften. Vielmehr ist in der Mehrzahl der Ratgeber von Frauen und Männern in heterosexuellen Beziehungen die Rede. Schon aus diesem Umstand heraus lässt sich formulieren, dass die Mehrzahl der Kinderwunschratgeber ihren Ausgangspunkt in der Vorstel-

lung einer binären Geschlechterdifferenz nehmen. Dies ist ebenso in solchen Ratgebern der Fall, die sich in ihren Abstracts explizit an Frauen oder Männer richten. Es sind Werke mit einer solchen geschlechtlich bestimmten Leser:innenschaft, die für die folgenden Überlegungen zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden. Im Zentrum steht die Frage, welche Wirklichkeit um Geschlecht und dessen Beziehung zu Sorge in den Adressierungen der Leser:innenschaft hervorgebracht wird. Wenngleich in dieser Fokussierung auf Ratgeber und ihre Adressierungen praxistheoretisch bedeutsame Prozesse der Re-Adressierung bzw. des Antwortens auf solche Adressierungen ausgeklammert bleiben, sind die Forschungsperspektiven der Adressierungsanalyse (Rose 2019) anschlussfähig. Für die Untersuchung wurden hieraus die Fragen danach abgeleitet, wie „jemand von wem vor wem als wer angesprochen bzw. explizit oder implizit adressiert wird und [...] zu wem der- oder diejenige dadurch von wem und vor wem gemacht wird“ (ebd., S. 74). Ergänzt wurde dies um die Frage danach, welche Bedeutung Vorstellungen von gewünschten Kindern dabei haben.

Konkret wurden sechs Ratgeber detailliert betrachtet, von denen sich jeweils drei mit Blick auf ihre Selbstbeschreibung und -positionierung im Klappentext schwerpunktmäßig an Frauen bzw. an Männer richten, die eine möglichst breite inhaltliche Differenz versprachen und bei denen es sich darüber hinaus um ‚jüngere‘ Werke mit einem Erscheinungsjahr nicht vor 2010 handelt. Bei den näher betrachteten Ratgebern handelt es sich um die an Frauen gerichteten Werke von Schweizer-Arau (2015), Bauer (2019) und Schatz (2019) sowie um die an Männer gerichteten Werke von Thorn (2010), Zart (2011) und Schwan (2021).

Dem explorativen Charakter der Untersuchung folgend orientierte sich die Analyse an den Prinzipien der Grounded Theory (Strauss 1994). Die Ratgeber wurden zuerst offen, dann axial und selektiv kodiert, wobei sukzessive eindeutiger Bilder von gewünschten Kindern und darauf bezogene Adressierungen zur Gestaltung von Sorgebeziehungen herausgearbeitet wurden.

3.2 Ergebnisse der Untersuchung

Die Analyse der ausgewählten Kinderwunschratgeber zeigt *erstens*, dass innerhalb der untersuchten Werke verschiedene, auch widersprüchlich zueinander in Beziehung stehende Bilder von gewünschten Kindern zu finden sind. Z.T. charakterisieren mehrere dieser Bilder die einzelnen Werke, kennzeichnen sie an einzelnen Stellen oder über den gesamten Text hinweg. Dabei zeigen sich durchaus Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede darin, welche Bilder jeweils in den geschlechtlich ausgerichteten Werken zu finden sind. *Zweitens* fungieren diese Bilder von gewünschten Kindern als argumentative Angelpunkte vergeschlechtlichter Adressierungen der Leser:innenschaft zur Gestal-

tion von fürsorgenden Beziehungen zu etwas oder jemanden. Auch wenn im Folgenden nicht alle der gefundenen Bilder dargestellt werden können, sollen einige Beispiele diesen Zusammenhang erläutern.

3.2.1 Das zukünftige Kind

Das *Bild des imaginierten Kindes* stellt einen grundlegenden Bezugspunkt für alle Ratgeber dar, insofern es sich hierbei um dasjenige Kind handelt, das mit dem Wunsch nach ihm überhaupt erst hervorgebracht, d.h. imaginiert wird. Das Bild unterlegt die Ratgeber in einer Art ‚Grundbass‘, der die Werke überhaupt erst in Gang bringt bzw. ihnen eine Existenzberechtigung gibt. In Form dieses Grundbasses ist das Bild dann auch immerzu präsent, auch wenn es textlich oder argumentativ nicht konkret um dieses imaginierte Kind geht.

Hiervon zu unterscheiden ist das *Bild des zukünftigen Kindes*. Dieses Bild wird konkret in Überlegungen darüber hervorgebracht, wie es ist bzw. möglicherweise sein wird, mit einem eigenen Kind zusammenzuleben. Dabei werden auch vergeschlechtlichte Zuständigkeiten für das mögliche Kind verhandelt. Dies zeigt sich z.B. im an Männer gerichteten Ratgeber von Zart (2011). Um die Rolle von Männern bzw. Vätern zu explizieren, nutzt die Autorin folgendes Beispiel:

„Stellen Sie sich Folgendes vor: Ihr Baby würde nachts hochfiebern. Vermutlich würden Sie Ihrer Frau die Entscheidung überlassen, ob der Zustand Ihres Kindes noch unbedenklich sei oder ob Sie beide doch vorsichtshalber in die Klinik fahren sollten. Ihre Frau würde in dieser Angelegenheit den Ton angeben und sagen: ‚Wir müssen jetzt was unternehmen‘. Aus Ihrem neuen Muster heraus würden Sie ihr zustimmen: ‚Such du alles zusammen, was wir brauchen, ich kümmerge mich so lange ums Kind.‘ Vielleicht würden Sie Ihrer Frau auch die Auswahl der Kinderklinik überlassen. Aber den Wagen würden Sie selbst fahren.“ (ebd.: 135f.)

Diese Beschreibung steht zum einen im Kontext der grundlegenden Argumentation des Ratgebers, dass Frauen und Männer durch unterschiedliche „archetypische Dispositionen“ (ebd.: 28) einen differenten Bezug zu Kindern haben. Bereits der Wunsch nach Kindern ist binär geschlechtlich differenziert: Man wird sich „als Mann weniger Gedanken um pastellfarbene Strampelanzüge oder um die Ausstattung von Kinderwagen und Wiege machen“ (ebd.), sondern „eher die Versorgerrolle einnehmen“ (ebd.) und sich „darum kümmern, wie die Familie zukünftig mit nur noch einem Gehalt über die Runden kommen wird und wann es ein anderes Auto brauchen wird“ (ebd.: 29).

Diese angenommene männliche Versorgerrolle in Bezug auf die „Erschaffung des Surroundings“ (ebd.: 30) spiegelt sich im dargelegten Bild des zukünftigen Lebens mit Kind wider. Sie steht der Vorstellung einer stärker mit dem Kind verbundenen Frau gegenüber, die über ein besseres Wissen und eine natürliche Intuition verfügt. Dem als männlich verstandenen Leser wird dabei vermittelt, dass er zwar nicht ebenbürtig mit der Frau sein kann, aber eine an-

dere Rolle in der Sorge um das Kind einnimmt. Die Vorstellung der zukünftigen Vaterrolle wird dabei zugleich zum Bezugspunkt für die Gestaltung der gegenwärtigen Situation: „Halten Sie es in der Kinderwunschzeit ebenso. Mischen Sie beispielsweise in der Ausgestaltung der Situation rund um eine künstliche Befruchtung mit.“ (ebd.: 136)

Während der Ratgeber eine Form weiblicher Sorge reklamiert, die mit ihrer naturalisierten Vorstellung einer (selbst gewollten) weiblichen Zuständigkeit für das Wohl des zukünftigen Kindes operiert und damit stark an eine „weibliche Fürsorgemoral“ (Gilligan 1984) erinnert, wird für Männer eine andere Form von Sorge angeführt. Sie lässt sich in posthumanistischen Begriffen als ein Zustandekommen von Sorgepraktiken in heterogenen Gefügen von menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten verstehen (z.B. Gibson et al. 2021). Dem Mann wird eine Zuständigkeit für das Arrangement eines solchen Gefüges zugewiesen, zugleich wird er zu einem singulären Akteur in einer auf verschiedene Entitäten verteilten Praxis der Sorge.

3.2.2 Das Kuckuckskind

Die über ein solches Bild des zukünftigen Kindes hinausgehende Vorstellung eines ‚Kuckuckskindes‘ ist im an Männer gerichteten Ratgeber von Petra Thorn (2010) zu finden. Es wird innerhalb dieses Werks, das eine professionelle Ausrichtung der psychotherapeutischen Beratung besitzt, insbesondere dann sichtbar, wenn alternative Möglichkeiten der Zeugung – z.B. durch eine Samenspende – oder Adoptionen diskutiert werden, denn: „Die meisten Männer (und ihre Partnerinnen) wünschen sich zunächst ein Kind, das von ihnen abstammt [...] und fragen sich, ob es möglich ist, ein ihnen fremdes Kind spontan zu lieben.“ (ebd.: 80, 81) Zwar argumentiert der Ratgeber an diesen Stellen beschwichtigend, doch sind in einigen der vielen eingeschobenen Erfahrungsberichte von Männern auch besorgte Passagen zu finden: „Ich fand die Vorstellung, dass ich das Kind eines anderen aufziehen würde, na ja, ehrlich gesagt, unvorstellbar.“ (ebd.: 93) Das eigene leibliche Kind wird als der ‚normale‘ Bezugspunkt einer imaginierten väterlichen Sorgebeziehung sichtbar; Alternativen dazu stellen vor große gedankliche und emotionale Herausforderungen. So auch in diesem Erfahrungsbericht:

„Ich hatte etwas Angst vor der Geburt. Ich konnte nicht einschätzen, was emotional auf mich zukommen würde, wenn das Kind erst einmal da wäre. Würde ich es mir erst einmal mit einer gewissen emotionalen Distanz anschauen und sozusagen überprüfen, was vom Spender und was von meiner Frau kommt? Würde ich mich gar nicht als Vater fühlen? Und wenn ja, was bedeutete das denn für das Kind? Oder würde ich es schaffen und es gleich knuddeln können?“ (ebd.: 97f.)

Der Ratgeber unterscheidet dazu zwischen biologischer und sozialer Vaterschaft und relativiert Annahmen einer höheren Bedeutsamkeit der biologischen Vaterschaft erneut vor allem durch Erfahrungsberichte, denn die allei-

nige soziale Vaterschaft „spielte [...] zu keinem Zeitpunkt eine Rolle in der Beziehung zu meinen Kindern“ (ebd.: 98). Gleichwohl wird der biologische Vater als eine potenziell bedrohliche Figur für den Leser dargestellt, z.B. wenn es um eine mögliche Kontaktaufnahme vonseiten des Kindes geht. Doch auch hier versucht der Ratgeber zu beschwichtigen, denn es sei „wichtig, dass Sie diese Neugier nicht damit gleichsetzen, dass Sie in ihrer Vaterposition gering geschätzt werden oder dass die Bindung zwischen Ihnen und Ihrem Kind nicht fest genug ist“ (ebd.: 101). Empfohlen wird zudem eine offene Kommunikation zwischen Eltern und Kindern über deren Entstehung (vgl. ebd.: 102).

Insgesamt stellt das Bild des ‚Kuckuckskindes‘ die permanente Möglichkeit einer Fragilität der Sorgebeziehung zwischen sozialem Vater und dem imaginierten Kind dar. Mit dem Bild verbunden ist die Möglichkeit einer illegitimen Sorgebeziehung, die es notwendig macht, sich als Mann dazu zu verhalten – wobei der Ratgeber hier für eine beschwichtigende Auseinandersetzung argumentiert. Wie Höher und Mallschützke (2013) es für Vaterschaftsratgeber verdeutlichen, wird auch in diesem Ratgeber eine Auseinandersetzung mit der Differenz von Vaterschaft und emotionaler Beziehung gegenüber dem möglichen Kind thematisiert, die hier über die eigene (männliche) Involviertheit in den Reproduktionsprozess vermittelt ist.

3.2.3 Das selige Kind

Die Autorin des Ratgebers „Freudensprung“ (Bauer 2014) sieht es als eines ihrer Alleinstellungsmerkmale, dass sie die Seele von gewünschten Kindern wahrnehmen kann (ebd.: 27). Die Erkenntnis dieser Fähigkeit und der Wunsch, zwischen (vor allem) Frauen mit Kinderwunsch und Kinderseelen zu vermitteln, hat sie nicht nur dazu bewogen, als „Kinderwunschberaterin“ tätig zu werden, sondern auch, den Ratgeber zu verfassen, um ihr Wissen zu teilen.

Die Kinderseelen haben der Autorin zufolge eine eigenständige Existenz innerhalb einer „göttlichen Ordnung“ (ebd.: 96), wenngleich nicht körperlich-materiell: „Meine Behandlungen bestätigen mir immer wieder: Kinderseelen existieren bereits vor ihrer Einnistung. Nur eben auf einer *feinstofflichen Ebene*, die sich für uns im Laufe unseres eigenen Lebens verschlossen hat.“ (ebd.: 76; Herv. i. O.) Von ihrem Platz im Himmel kommen sie zu ihren potentiellen Eltern, wobei den Kinderseelen eine eigene Intentionalität zugesprochen wird, den Weg zu ihnen anzutreten, „nur kurz zu verweilen“ (ebd.: 93) – z.B. im Falle einer nicht bleibenden Schwangerschaft – oder in eine bleibende materielle Existenz überzugehen. Kontakt zu ihnen kann man mittels „Seelenkommunikation“ aufnehmen. Die Autorin versteht sich hierfür als Expertin und lässt an einigen Stellen im Ratgeber die Kinderseelen auch selbst zu Wort kommen (z.B. ebd.: 103).

Das selige Kind ist eingebettet in ein holistisch geschlossenes (wenngleich an vielen Stellen widersprüchliches) Gedankengebäude und wird darin zum Bezugspunkt der weiblichen Sorgebemühungen, die gleichsam eine spezifische Sorge um sich umfassen. Denn die Kinderseelen seien „mit dünnen Fäden“ mit dem „inneren Kind“ der Frau verbunden, „sie reagieren aufeinander im Positiven wie im Negativen“: „Deshalb ist an erster Stelle das Muttersein gefragt: Werde die Mutter deines Inneren Kindes. Wenn du auf dein inneres Kind zugehst, machst du gleichzeitig den ersten Schritt zur Kinderseele, welche in dein Leben kommen möchte.“ (alle: ebd.: 147) Die Kinderseelen sind Angelpunkt der Adressierungen zum Eingehen von Sorgebeziehungen: zum einen mit sich selbst in der spezifischen Form der mütterlichen Sorge um das eigene innere Kind; zum anderen kommt man nicht umhin, diese Form der Selbstsorge mit Foucault (2019: 77ff.) als antike Idee einer Sorge um die Seele – hier allerdings in erster Linie die Seele des gewünschten Kindes – zu verstehen.

Gleichzeitig ist die Vorstellung der mütterlichen Sorge um das eigene innere Kind hervorzuheben. Denn die Autorin unterscheidet zwischen verschiedenen Müttern bzw. Vorstellungen von Mütterlichkeit. Sich um das eigene innere Kind zu kümmern, bedeutet für die Autorin u.a., dass man Stress vermeidet, aber vor allem, dass man sich selbst liebt: „Selbstliebe ist ein wichtiges Lernthema bei unerfülltem Kinderwunsch, wenn nicht sogar das größte“ (ebd.: 151); um sie zu fördern, stellt die Autorin ein 21-Tage-Programm mit dem Namen „Zeit für Liebe“ (ebd.: 154ff.) vor. Dabei bedeutet ein solches Verhältnis zum inneren Kind für die Autorin gerade nicht, sich für andere aufzuopfern, wie es in herkömmlichen Vorstellungen von Mutterschaft der Fall sei: „24 Stunden für die Familie da sein und immer dafür sorgen, dass es allen gut geht“ (ebd.: 133). Mutter werden zu wollen, heiße in erster Linie zu lernen, empfänglich zu sein: „Komme in Kontakt mit deinem Körper, atme bewusst und stelle dir in deinem Herzen eine Lotusblume vor, die ihre Blätter öffnet.“ (ebd.)

Die Sorge um sich wird so zu einer Sorge um das innere Kind, die es ermöglichen soll, dass die Kinderseele zur Frau kommen will. Die Autorin knüpft an dieses Prozedere immer wieder hohe Erfolgsversprechen. Gleich zu Beginn heißt es: „Hör mir zu. Hör dir selbst zu. Und empfangne neues Leben.“ (ebd.: 12) Auch wenn sich der Ratgeber von esoterischen Ansätzen abgrenzt (vgl. ebd.: 33), teilt er bspw. mit so ausgerichteten Gesundheitsratgebern einen „Gestus des Eingeweihtseins in höhere Zusammenhänge“ und liefert „triviale Erklärungsmuster komplexer Zusammenhänge und Sachverhalte“ (Tomkowiak 2008: 119).

4 Zur Justierung von vergeschlechtlichten Sorgeverhältnissen in Kinderwunschatgebern – erziehungswissenschaftliche Anschlüsse

Sorgebeziehungen sind von zentraler Bedeutung sowohl für generationale (Differenz-)Ordnungen und filiale Verhältnisse zwischen Kindern und Erwachsenen (Baader/Schröer/Eßer 2014) als auch für pädagogische Beziehungen (Zinnecker 1997). Die vorliegenden Betrachtungen machen im Anschluss daran deutlich, dass Personen oder Paare in der Konsultation von Ratgebern in der Phase einer (temporären) ungewollten Kinderlosigkeit mittels verschiedener Bilder vom gewünschten Kind mit Adressierungen zur Gestaltung von Sorgebeziehungen konfrontiert sind. (Noch) keine Kinder zu haben, heißt demnach nicht, nicht zu Sorgebeziehungen aufgefordert zu sein, in denen die Imagination eines eigenen Kindes bedeutsam wird. Dabei sind diese Adressierungen – sowohl mit Blick auf das gesamte Sample der bisher erschienenen Kinderwunschatgeber als auch in den für die Untersuchung ausgewählten Werken – zumeist binär-geschlechtlich konnotiert und differenziert. Während für Frauen eher affektiv-emotional ausgestaltete Sorgebeziehungen zu sich selbst bzw. zum zukünftigen Kind präsentiert werden, ist die sorgende Rolle des Mannes distanzierter oder kann sogar zur Diskussion gestellt werden. Geschlechterdifferenzen werden in dieser Hinsicht durch unterschiedliche Vorstellungen von Sorgeverhältnissen hervorgebracht.

Für die erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sorge und Sorgeverhältnissen ist im Ausgang der vorliegenden Überlegungen vor allem bedeutsam, dass Kinderwunschatgeber als pädagogische Medien verstanden werden können, die auf eine aneignungsorientierte Vermittlung von Wissen und Handlungsorientierung zielen (Sauerbrey 2019). In dieser Hinsicht ist nicht nur die in ihnen stattfindende Konstruktion und Reproduktion einer binär-geschlechtlich geordneten und heteronormativ kontextualisierten Adressierung zur Sorge von Interesse. Vielmehr wird deutlich, dass sich ein pädagogisches Verständnis von Sorgeverhältnissen nicht allein auf Menschen (z.B. Erwachsene und Kinder) beschränken kann. Die bereits angesprochenen post-humanistischen Konzepte von Sorge (z.B. Gibson et al. 2021) können in dieser Hinsicht gewinnbringend sein, da sich mit ihnen die Fragerichtung dahingehend verändern kann, nach der Bedeutung von Ratgeberliteratur in der Hervorbringung von Sorgebeziehungen zu fragen. Im Vordergrund einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive steht dann bspw. nicht die Suche nach einer begrifflichen Essenz von Sorge, sondern wie verschiedene menschliche und nicht-menschliche Instanzen, Medien oder Entitäten, die in Raum und Zeit verteilt sind, überhaupt Sorgebeziehungen möglich machen und in diese verflochten sind.

Zukünftige Forschungen können hieran anschließend der Frage nachgehen, inwiefern über die Justierung von Sorgeverhältnissen bereits in der Phase des Kinderwunsches eine *pädagogische Umgebung* gestaltet wird, in die ein mögliches Kind in der Zukunft geboren wird, und welche Rolle dabei die Konsultation von Ratgebermedien spielt. Die Analyse von buchförmigen Kinderwunschratgebern gibt Einblick in Prozesse der Gestaltung von Erwachsenen-Kind-Verhältnissen, aber auch der Verteilung von Zuständigkeiten, Einstellungen und Handlungen in Bezug auf das imaginierte oder auch das mögliche zukünftige Kind entlang einer binären Geschlechterordnung. Studien zur Rezeption von Erziehungsratgebern (Zeller 2018) wie auch Ansätze der Familien-erziehung (Krinninger/Müller 2020) machen zwar deutlich, dass Paare sich durchaus reflexiv zu solchen Adressierungen verhalten. Es sollte jedoch, zum einen, zur Frage gemacht werden, wie sich Adressierungen zur Gestaltung von Sorgeverhältnissen in der Kinderwunschphase zu denen verhalten, die in einer eintretenden Schwangerschaft und auch in Elternschaft präsent sind, und wie Personen oder Paare (reflexiv) darauf Bezug nehmen. Zum anderen muss zukünftig zum Gegenstand gemacht werden, welche Adressierungen zu Sorge zu einem späteren Zeitpunkt oder in anderen Hinsichten (z.B. zu anderen Menschen bei einer bleibenden Kinderlosigkeit) praktisch bedeutsam werden, und welche Bedeutung geschlechtliche Konnotationen dabei haben.

Literatur

Untersuchte Ratgeber:

- Bauer, Namiah Beatrix (2019): *Freudensprung. Wie das Wunschkind leichter zu dir kommt.* Murnau: Mankau.
- Schatz, Anna (2019): *Wenn ich noch eine glückliche Mami sehe, muss ich kotzen.* Hamburg: Rowohlt.
- Schwan, Benedikt (2021): *Ohnekind: Männlich, Kinderwunsch, steril. Was es heißt, zeugungsunfähig zu sein.* München: Heyne.
- Schweizer-Arau, Annemarie (2015): *Der sanfte Weg zum Wunschkind. IVF (fast) ohne Hormone.* München: Kösel.
- Thorn, Petra (2010): *Männliche Unfruchtbarkeit und Kinderwunsch. Erfahrungen, Lebensgestaltung und Beratung.* Stuttgart: Kohlhammer
- Zart, Birgit (2011): *Das Kinderwunschbuch für Männer.* München: Ariston.

Weitere Literatur:

- Baader, Meike Sophia (2008): Geburtsratgeber zwischen Beruhigungs- und Risikorhetorik in kulturgeschichtlicher Perspektive. In: Wulf, Christoph/Hänisch, Anja/Brumlik, Mischa (Hrsg.): *Das Imaginäre der Geburt. Praktiken, Narrationen und Bilder*. München: Wilhelm Fink, S. 122–135.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.) (2014): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bell, Ann V. (2019): “I’m not really 100% a woman if I can’t have a kid”: Infertility and the Intersection of Gender, Identity and the Body. In: *Gender & Society* 33, 4, S. 629–651.
- BMFSFJ (Hrsg.) (2020). *Ungewollte Kinderlosigkeit. Leiden – Hemmungen – Lösungen*. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/161018/b36a36635c77e98bcf7b4089cd1e562e/ungewollte-kinderlosigkeit-2020-data.pdf>
- Bublitz, Hannelore (2019): Diskurstheorie: zur kulturellen Konstruktion der Kategorie Geschlecht. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 369–377.
- Busch, Sandra (2016): Über Mütterlichkeit und Ernährung: „Eine gute Mutter stillt ihr Kind“. In: Althans, Birgit/Bilstein, Johannes (Hrsg.): *Essen – Bildung – Konsum. Pädagogisch-anthropologische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–137.
- Fegter, Susann/Langer, Antje/Thon, Christine (2021): *Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen u.a.: Barbara Budrich.
- Foucault, Michel (2019): *Hermeneutik des Subjekts*. 4. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gibson, Barbara E./Fadyl, Joanna K./Terry, Gareth/Waterworth, Kate/Mosleh, Donya/Kayes, Nicola M. (2021): A posthuman decentring of person-centred care. In: *Health Sociological Review* 30, 3, S. 292–307.
- Gilligan, Carol (1984): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München: Piper.
- Greil, Arthur L./Johnson, Katherine M. (2014): Gender Attitudes: Infertility. In: Cockerham, William C./Dingwall, Robert/Quah, Stella R. (Hrsg.): *The Wiley Blackwell Encyclopedia of Health, Illness, Behavior, and Society*. Hoboken: Wiley Blackwell, S. 589–594.
- Hefft, Gesine (1978): *Elternbücher. Eine pädagogische Analyse*. München, Zürich: Piper.
- Höher, Franziska/Mallschützke, Sabine (2013): Der gute Vater. Konstruktionen von Vaterschaft und Liebe in Erziehungsratgebern für Väter. In: Scholz, Sylka/Lenz, Karl/Dressler, Sabine (Hrsg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: Transcript, S. 235–256.
- Krinninger, Dominik/Müller, Hans-Rüdiger (2020): Familienerziehung als reflexive soziale Praxis. In: Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): *Rekonstruktive Erziehungsforschung*. Wiesbaden: Springer: VS, S. 167–182.
- Krumbügel, Janne (2015): Der Übergang zur Elternschaft in ärztlichen Schwangerschaftsratgebern. Eine diskursanalytische Untersuchung von Mutter- und Vaterbildern. In: Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.): *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in Elternschaft*. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 141–155.

- Lee, Nick (2020). Child. In: Cook, Daniel Thomas (Hrsg.): *The SAGE Encyclopedia of Children and Childhood Studies*. Bd. 1. Los Angeles u.a.: SAGE, S. 189–195.
- Lenz, Karl/Scholz, Sylka (2013): Das idealisierte Kind. Elter(n)-Kind-Beziehungen in populären Erziehungsratgebern. In: Dies./Dressler, Sabine (Hrsg.): *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld: Transcript, S. 257–274.
- Lupton, Deborah (2013): *The Social Worlds of the Unborn*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Mayer-Lewis, Birgit (2015): Beratung bei Kinderwunsch – Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung des SARA-Modellprojektes. In: Dies./Rupp, Marina (Hrsg.): *Der unerfüllte Kinderwunsch. Interdisziplinäre Perspektiven*. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 187–217.
- Rödel, Malaika (2014): *Geschlecht im Zeitalter der Reproduktionstechnologien. Natur, Technologie und Körper im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik*. Bielefeld: Transcript.
- Rose, Nadine (2019): *Erziehungswissenschaftliche Subjektivierungsforschung als Adressierungsanalyse*. In: Geimer, Alexander/Amling, Steffen/Bosancic, Sasa (Hrsg.): *Subjekt und Subjektivierung*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 65–85.
- Rückert-John, Jana/Kröger, Melanie (2015): ‚Stillende‘ Männer. Väterelbstbilder und Väterfremdbilder im Übergang zur Elternschaft. In: Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.): *Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in Elternschaft*. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 81–99.
- Sauerbrey, Ulf (2019): *Erziehen Ratgeber in Buchform? Annäherungen aus erziehungstheoretischer Perspektive*. In: Ders./Schmidt, Michaela/Großkopf, Steffen (Hrsg.): *Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft: Grundlagen und Reflexionen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 47–62.
- Sauerbrey, Ulf/Schick, Claudia/Wobig, Sonja/Meier, Anja/Schulz, Sven (2020): *Die Sorge am Lebensbeginn in Elternratgebern. Populäres Wissen über Babypflege im Fokus einer Dokumentenanalyse*. In: Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (Hrsg.): *Anthropologien der Sorge im Pädagogischen*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 141–153.
- Schadler, Cornelia (2017): *Intensive Mutterschaft: Subjektivierungs- und Polyindividualisierungsprozesse in der Erziehung*. In: Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hrsg.): *Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge*. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 155–168.
- Schmid, Michaela (2011): *Erziehungsratgeber und Erziehungswissenschaft. Zur Theorie-Praxis-Problematik populärpädagogischer Schriften*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schmid, Michaela/Sauerbrey, Ulf/Großkopf, Steffen (Hrsg.) (2009): *Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft: Grundlagen und Reflexionen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Seehaus, Rhea (2016): „Ihr Baby braucht Sie, Ihre Liebe, Ihre Nähe und Ihre Zärtlichkeit!“ Normative Konstruktionen von Elternschaft und Elternaufgaben in Settings der Natalität. *Journal für Psychologie* 24, 1, S. 67–90.
- Seehaus, Rhea (2017). *Elternverantwortung. Responsibilisierungen in prä- und postnatalen Settings*. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 187–200.

- Strauss, Anselm (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink, UTB.
- Tomkowiak, Ingrid (2008): Sanfte Alternativen. Zum Welt- und Menschenbild in esoterisch ausgerichteten Gesundheitsratgebern. In: Hahnemann, Andy/Oels, David (Hrsg.): Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, S. 109–120.
- Ullrich, Charlotte (2012): Medikalisierte Hoffnung? Eine ethnographische Studie zur reproduktionsmedizinischen Praxis. Bielefeld: Transcript.
- Zeller, Christian (2018): Warum Eltern Ratgeber lesen. Eine soziologische Studie. Frankfurt a.M.: Campus.
- Zinnecker, Jürgen (1997): Sorgende Beziehungen zwischen Generationen im Lebenslauf. Vorschläge zur Novellierung des pädagogischen Codes. In: Lenzen, Dieter/Luhmann, Niklas (Hrsg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Sorge bildet. Subjektivierungs- und sorgetheoretische Erkundungen von Zukunftsentwürfen unter Bedingungen des Klimawandels

1 Einleitung

Zukunft ist ein virulentes Thema in gegenwärtigen politischen Auseinandersetzungen. Unter den Slogans *Fridays for Future* und *Letzte Generation* lenken Jugendliche im Rahmen der Klimabewegung den Blick auf eine gefährdete Zukunft angesichts des Klimawandels und demonstrieren weltweit für Veränderungen. Dadurch, *wie* die Zukunft im öffentlichen Raum thematisiert wird, stoßen sie Prozesse der Reflexion und Verständigung darüber an, wie ein global verantwortliches Handeln und gesellschaftliches Zusammenleben aussehen können. In erziehungswissenschaftlichen Forschungen zu *Fridays for Future* werden die Bewegung selbst und ihr Engagement z.B. als Herausforderung für die Schule (vgl. Budde 2020), als Infragestellung der Legitimität von Pädagogik (vgl. Kminek et al. 2022) und als Lern- und Erfahrungsraum perspektiviert (vgl. Costa/Wittmann 2021). Zudem werden die politischen Artikulationen als pädagogisches Engagement (vgl. Graber 2022) und hinsichtlich einer symbolischen Umkehrung des Generationenverhältnisses reflektiert (vgl. Kessl 2023). Weitgehend unerforscht ist bislang die Bedeutung von Geschlechterverhältnissen, obwohl wiederholt auf die hohe Beteiligung weiblich gelesener Jugendlicher an der Klimabewegung hingewiesen wird (vgl. u.a. Holfelder et al. 2021: 122) und die Rhetorik der Sorge um das Wohlergehen jetziger und nachfolgender Generationen im politischen Protest eine geschlechtertheoretische Perspektivierung nahelegt.

Hier setzt der Beitrag an und entwickelt theoretisch-analytische Überlegungen, wie sich die Zukunftsentwürfe unter Bedingungen des Klimawandels mit Geschlecht(erordnungen) verbinden und vergeschlechtlichende Subjektbildungsprozesse in Gang setzen. Dafür wird zum einen mit dem Konzept der *Subjektivierung* eine spezifische Perspektive der Bildungs- und Geschlechterforschung gewählt (2). Zum anderen werden verschiedene Verständnisse von *Sorge* als sensibilisierende Perspektiven herangezogen und mit der subjektivierungstheoretischen Blickrichtung zusammengeführt (3). Ziel ist es, die ana-

lytische Perspektive, die mit einem geschlechtertheoretischen Sorgeverständnis für Modi der Vergeschlechtlichung eröffnet wird, um ein Augenmerk auf Zeitlichkeit und genauer auf die *zukünftig*-zeitliche Dimension zu erweitern. Vor diesem Hintergrund erfolgt eine empirische Erkundung von Zukunftsthematisierungen in öffentlichen Medienformaten im Kontext der Klimadebatte (4). Gezeigt wird, wie darin Zukünfte und Möglichkeiten des Subjektwerdens performativ hervorgebracht werden und wie sich Geschlechterordnungen darin einschreiben. Der Beitrag schließt mit einem Fazit ab (5).

2 Blickrichtung subjektivierungstheoretischer Bildungs- und Geschlechterforschung

Mit subjektivierungstheoretischen Reformulierungen von *Bildung* kommt das fortlaufende Werden zu einem spezifischen Jemand unter Bedingungen von Diskursen und Normen in den Blick (vgl. u.a. Bünger 2015; Kleiner 2015; Ricken 2019; Rose 2012). Dabei wird der Fokus auf die Doppelseitigkeit dieses ambivalenten, machtförmigen Geschehens gerichtet (vgl. Butler 2013; Foucault 1994) – d.h. das Werden zu jemandem in der Gleichzeitigkeit der „Unterwerfung unter die Macht als auch Subjektwerdung im Sinne der Entstehung von Handlungsfähigkeit“ (Koller 2021: 57). Diskurse und Normen ermöglichen sowie begrenzen jene Prozesse der Anerkennung (vgl. Balzer 2014). Dies verweist darauf, dass Diskurse „als Praktiken“ zu verstehen sind, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 2015: 74). Mit Butlers (2006) Überlegungen zur Performativität lässt sich das Sprechen über etwas als *ein* Bereich der diskursiven Produktion begreifen. In der Wiederholung von Bedeutungen, in der zugleich Möglichkeiten zur *Veränderung* angelegt sind, entstehen demnach kulturelle Normen und Subjekte. Subjektivierung wird so als ein unumgänglich von normativen Bezügen vermitteltes Geschehen markiert, das sich in Anrufungs- und Anerkennungsdynamiken in der Angewiesenheit auf Andere vollzieht.

Aus feministisch-geschlechtertheoretischer Perspektive markiert Butler (2012) die Relevanz heterosexueller Geschlechternorm und Geschlechterbinarität als hegemoniales Prinzip der Konstitution intelligibler Subjekte. Diskurs- und subjektivierungsanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft setzt sich mit „Geschlechterordnungen und damit verbundene[n] Normierungen [...] als ein Zugang zu Subjektivierungsprozessen“ (Fegter et al. 2021: 13) auseinander und so mit den gesellschaftlichen Entstehungszusammenhängen von Möglichkeiten vergeschlechtlichenden Subjektwerdens sowie damit verbundenen Ausschlüssen und Verwerfungen in Macht- und Herrschaftsverhältnissen (vgl. u.a. Bergold-Caldwell 2020; Conrads 2020; Geipel 2022).

Ein subjektivierungstheoretischer Zugang regt dazu an, das *Werden* „als ein ‚jemand‘“ (Butler 1997: 319) anhand von Äußerungen zu analysieren, im Zuge derer ein Selbst unter Bedingungen geschlechtlicher Normen und Diskurse entsteht. Eine forschungsleitende Annahme besteht damit im Prozesscharakter von Subjektivierung (vgl. Jergus 2019). Dennoch stellt die Subjektivierungstheorie keine begrifflichen Mittel oder Denkfiguren dafür bereit, Prozesse des Subjektwerdens im Modus des *Zukünftigen* zu fassen, d.h. in Praktiken, die explizit auf die Zukunft ausgerichtet sind und in denen diese Zeit zum Gegenstand der Bearbeitung wird.

3 Sorgetheoretische Konzepte als sensibilisierende Perspektiven

Um Modi vergeschlechtlichender Subjektivierung in Zukunftsentwürfen theoretisch-analytisch genauer fassen zu können, werden drei Sorgeverständnisse aus verschiedenen Theoriezusammenhängen hinzugezogen. Aufgezeigt wird, wie diese eine subjektivierungsanalytische Perspektive heuristisch inspirieren können.

3.1 Sorge als Care

Arbeiten der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung zu Sorge bzw. *Care*¹ (vgl. u.a. Baader et al. 2021; Bomert et al. 2021; Brückner 2010) lenken den Fokus auf Tätigkeiten oder Haltungen, die „in ihrer Funktion als schützend und erhaltend wahrgenommen“ werden (Schmitt 2019: Abs. 1). Sorgepraktiken und deren Gestaltung, z.B. unter Bedingungen der Coronapandemie (vgl. Windheuser et al. 2022), sind Gegenstand der Forschung in verschiedenen Feldern wie der Kindertagesbetreuung, Schulbildung, Pflege oder Sozialen Arbeit (vgl. u.a. Budde/Blasse 2016; Moser/Pinhard 2010; Stützel/Scholz 2022). Zentral dabei ist die Annahme einer grundlegenden Sorgebedürftigkeit, d.h. menschlicher Angewiesenheit auf Sorgebeziehungen (vgl. Hartmann 2020). Feministische und geschlechtertheoretische Analysen machen auf die bereits historische „Feminisierung und Marginalisierung von Care-Arbeit“ (Thiessen 2020: 62) aufmerksam und markieren deren geschlechterungleiche Verteilung und Eingelassenheit in Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Geschlechter(-ordnungen) werden dabei als Ergebnis dessen analysiert, wie gesellschaftlich die Verfügbarkeit von Sorge organisiert

1 Sorge(-arbeit) und Care(-arbeit) werden in geschlechtertheoretischen, feministischen Studien mitunter synonym verwendet.

und sichergestellt wird. Sowohl im Kontext des Privaten als auch in professionalisierten Bereichen werden Sorgetätigkeiten nach wie vor „primär von Frauen geleistet, abgewertet, nicht ausreichend unterstützt und schlecht entlohnt“ (Winker 2015: 15).

In Verbindung mit einem *subjektivierungsanalytischen Ansatz* regen geschlechtertheoretische Perspektiven dazu an, diskursive Konstruktionen von Sorge(-arbeit) und ihre Verbindung mit Konstruktionen von Geschlecht zu untersuchen. Sorge wird nicht als Ausdruck einer „besonderen weiblichen Eigenschaft“ (Bomert et al. 2021: 13) o.ä. verstanden und auch die Zuschreibung von Sorgetätigkeiten an Geschlechter erfolgt aus dieser Perspektive nicht nachträglich. Vielmehr sind (wiederholte) Zuschreibungen von Sorge, z.B. an weiblich positionierte Subjekte, und die Verknüpfung von Autonomie mit Männlichkeit als ein Modus der performativen Erzeugung von vergeschlechtlichten Subjekten und Geschlechterordnungen zu untersuchen. Der Analysefokus wird so auch darauf gerichtet, wie Sorge als vergeschlechtlichte Ordnung und Möglichkeitsbedingung des Subjektwerdens (re-)produziert wird (vgl. Geipel et al. 2023).

Sorgeverständnisse aus anderen Theoriezusammenhängen lenken die Aufmerksamkeit wiederum stärker auf den Aspekt der Zeitlichkeit, indem Sorge – in je spezifischer Weise – als Bezugnahme auf die Zukunft gefasst wird.

3.2 *Sorge als zeitliches Sich-vorweg-sein*

Erstens bieten existenzphilosophische Überlegungen Martin Heideggers² (1927/1993) zur Zeitlichkeit menschlichen Daseins ein spezifisches Sorgeverständnis an, an das insbesondere in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft aus anthropologischer und phänomenologischer Perspektive angeschlossen wird (vgl. Dietrich et al. 2020). Die von ihm entwickelte Fundamentalontologie beinhaltet ein Verständnis von *Sorge* als zeitliches „*Sich-vorweg-sein* des Daseins“ (Heidegger 1927/1993: 192, Herv.i.O.) qua Entwurf:

„[D]as Dasein ist ihm selbst in seinem Sein je schon *vorweg*. Dasein ist immer schon ‚über sich hinaus‘, nicht als Verhalten zu anderem Seienden, das es *nicht* ist, sondern als Sein zum Seinkönnen, das es selbst ist.“ (ebd.: 191f., Herv.i.O.)

Damit meint *Sorge* nicht eine bedrückte Gefühlslage oder die Zuwendung zu Dingen oder Anderen, sondern, „sein künftiges Sein [...], sein Seinkönnen“ (Dietschi/Reichenbach 2014: 581) im Blick zu haben und sich in Antizipationen bzw. der „Hinwendung zu künftigen Seinsmöglichkeiten“ (ebd.) selbst voraus zu sein. Diese *Sorge* im Sinne eines Vorwegseins begründet sich aus der

2 Heideggers anthropologische Überlegungen stehen historisch im Kontext des Nationalsozialismus und sind vor diesem Hintergrund kritisch diskutiert worden bzw. zu diskutieren, vgl. Medzech/Zaborowski (2022).

Endlichkeit menschlicher Existenz (vgl. Heidegger 1927/1993: 249ff.) und gilt als Weise, „in der sich der Einzelne immer schon in der Welt erfährt“ (Baader et al. 2014: 12). Dadurch wird Sorge als fundamentale zeitliche Kategorie konzeptualisiert und als allgemeine Seinsstruktur gefasst (vgl. Dietrich et al. 2020: 11f.).

Wenngleich dieses Sorgeverständnis einen anderen Subjektbegriff voraussetzt als die diskutierte Subjektivierungstheorie, vermag es dennoch eine *subjektivierungsanalytische Blickrichtung* heuristisch zu inspirieren. Das zeitliche ‚Sich-vorweg-Sein‘ qua Entwurf wird dann nicht als anthropologische Grundkonstante vorausgesetzt, sondern als eine diskursive, performative Praxis der Hervorbringung von Subjekten gefasst und in diesem Verständnis auf der Ebene sprachlicher Äußerungen untersucht. Das bedeutet, empirisch danach zu fragen, wie sich das zeitliche ‚Sich-vorweg-Sein‘ z.B. im Sprechen über Zukunft unter Bedingungen des Klimawandels vollzieht; wie dabei ein zukünftiges Selbst konstruiert wird und welche Seinsmöglichkeiten damit aufgerufen bzw. ausgeschlossen werden.

3.3 *Sorge als Zukunftsbezug*

Zweitens bieten die Arbeiten des interdisziplinären Forschungsschwerpunkts „Dimensionen der Sorge“ (Henkel et al. 2016) ein Sorgeverständnis an, mit dem die Zeitlichkeit bzw. Zukunftsbezug betont wird. Sorge wird in diesem Zusammenhang allgemein als *Zukunftsbezug* begriffen und vorgeschlagen als ein „analytisches Konzept, das ermöglicht, unterschiedliche Formen von Zukunftsbezügen in den Blick zu nehmen“ (ebd.: 11). Offen gelassen ist zunächst,

„welche Einheit in diesem Sinne eines gegenwärtigen Zukunftsbezugs ‚sich sorgt‘. [...] Zweitens ist mit dem analytischen Konzept der Sorge im ersten Schritt offen gelassen [...], was Gegenstand von Sorge wird und worauf ein gegenwärtiger Zukunftsbezug sich bezieht. [...] [A]ls analytische Orientierung [wird] die Sorge um Andere, die Sorge um die Umwelt und die Sorge um sich differenziert. [...] Drittens schließlich ist auch die inhaltliche Bestimmung von ‚Sorge‘ im ersten Schritt analytisch offen.“ (Henkel 2016: 44)

Dementsprechend ist sowohl der Bezugspunkt von Sorge empirisch zu bestimmen als auch die „Frage, wie ein gegenwärtiger Zukunftsbezug konnotiert ist“ (ebd.). Aus soziologischer Perspektive argumentiert Henkel (vgl. 2016: 43) für das gesellschaftsanalytische Potenzial des Konzepts, indem sie untersucht, wie sich Zukunftsbezüge in der modernen Gesellschaft manifestieren und welche unterschiedlichen Umgangsweisen sich mit spezifischen Katastrophenszenarien zeigen. In diesem Zusammenhang stellt sie einen „planerischen Zukunftsbezug [als] ein Spezifikum der Moderne“ (ebd.: 35) heraus. Darin wird die Zukunft als prinzipiell offen verstanden und angenommen, „dass die gegenwärtige Zukunft die zukünftige Gegenwart prägt“ (ebd.).

Auch dieses Konzept von Sorge als Zukunftsbezug vermag eine *subjektivierungsanalytische Perspektive* heuristisch zu inspirieren. Indem die ‚Einheit‘, der Gegenstand und die Konnotation von Sorge zunächst offengehalten werden (vgl. Henkel 2016), kann die spezifische Ausgestaltung von Zukunftsbezügen als empirische Frage gestellt und so die Kontingenz von Sorge als Zukunftsbezug berücksichtigt werden. Subjektivierungsanalytisch werden Zukunftsbezüge als diskursive Praxis der Hervorbringung von Zukünften konzeptualisiert und auf der Ebene prospektiver sprachlicher Äußerungen untersucht. Empirisch ist dann z.B. zu fragen: Wie wird auf Zukunft Bezug genommen, worauf richtet sich der Zukunftsbezug und welche Zukünfte werden dabei erzeugt? Damit wird der Fokus auf die gesellschaftlichen Bedingungen des Lebens gerichtet, die darin hervorgebracht werden und das Subjektwerden (gegenwärtig und zukünftig) sowohl ermöglichen als auch begrenzen können.

Eine Relationierung der verschiedenen Sorgeverständnisse in Verbindung mit Subjektivierung regt dazu an, empirisch die Aufmerksamkeit zum einen darauf zu richten, wie Sorge (im Sinne schützender, erhaltender Tätigkeiten und Haltungen) in Zukunftsbezügen hervorgebracht wird, womit die Art und Weise der Verzeitlichung von Sorge(-tätigkeiten) in den Fokus rückt. Zum anderen regt diese Verbindung an zu untersuchen, wie Zukunftsbezüge *als Sorge* (z.B. auf ein zukünftiges – ggf. auch kollektives – Selbst) vergeschlechtlicht werden, d.h., wie Geschlechter(-ordnungen) in Zukunftsentwürfen (re-)produziert und ggf. infrage gestellt werden und wie sich in Verbindung damit entsprechende Subjektivierungen vollziehen. Eine geschlechtertheoretische Perspektive ermöglicht es, Sorge als Zukunftsbezüge und zeitliches Sich-vorweg-Sein im Kontext gesellschaftlicher Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse in den Blick zu nehmen.

4 Empirische Erkundungen: Zur Figur der Unvorstellbarkeit des Kinderkriegens

Nachfolgend wird die theoretisch-analytische Perspektive empirisch gewendet, indem Zukunftsthematisierungen im Kontext des Klimawandels in öffentlichen Medienformaten und deren Verknüpfung mit Geschlecht(erordnungen) beleuchtet werden. Methodologisch werden die medialen Thematisierungen als Ereignisse diskursiver Praktiken verstanden, die Normen und vergeschlechtlichte Subjekte hervorbringen (vgl. Fegter et al. 2015). Thematisierungen, die auf die Zukunft ausgerichtet sind, werden als Zukunftspraktiken (vgl. Reckwitz 2016; Geipel 2022) gefasst, in denen sich nicht nur Konstruktionen von Zukunft vollziehen, sondern zugleich Wissensordnungen und Normen der Subjektivierung in iterativer Weise (re-)produziert bzw. verschoben werden.

Für die Analyse wurden Beiträge verschiedener Medienformate, wie Online-Tageszeitungen, Zeitschriften, Social-Media-Posts etc. aus dem Zeitraum 2020–2023 ausgewählt, in denen einerseits *über* Jugendliche/junge Erwachsene und deren Zukunft unter Bedingungen des Klimawandels berichtet wird und sich andererseits Akteur*innen der Jugend-Klimabewegung selbst öffentlich zu ihren Zukunftsvorstellungen äußern. Die Erkundung erfolgte aus der entwickelten heuristischen Perspektive mit den Fragen an das Material, methodisch orientiert am kodierenden Verfahren der Grounded Theory (vgl. Strauss/Corbin 1996). Durch die Inblicknahme des wiederholten „In-Beziehung-Setzen[s] von verschiedenen Elementen“ (Foucault 2015: 80) lassen sich diskursive Figuren und Modi der Vergeschlechtlichung in den Thematisierungen herausarbeiten.

Bei einer Sondierung der Medienformate zeigt sich der Rekurs auf potenzielle eigene Kinder als dominanter, wiederkehrender Topos. Zahlreiche Beiträge sind so oder ähnlich überschrieben: „Kinderkriegen trotz Klimakrise?“ (Mestermann 2023). Das Bekommen von Kindern und die damit verbundene Elternschaft wird zum einen als nicht selbstverständlich entworfen, sondern als zur Disposition stehende und zu treffende Entscheidung eröffnet. Zum anderen zeigt sich die Frage nach zukünftigen Kindern als eine vergeschlechtlichte Frage nach Mutterschaft, denn sie wird wiederholt mit der geschlechtlich markierten Subjektposition ‚Frauen‘ in Beziehung gesetzt; als diejenigen, die diese Entscheidung (zu) treffen (haben): „Keine Zukunft – keine Kinder: Warum Frauen in der Klimakrise auf Nachwuchs verzichten?“ (Nabert 2021). Das Kinderkriegen und die damit verbundene Vorwegnahme eines zukünftigen, in einer Sorgebeziehung mit Kindern stehenden, fürsorgenden Selbst als potenzielle Mutter wird einerseits wiederkehrend in Form des Kinder-*Wunsches* zur Sprache gebracht. Andererseits wird diese gewünschte Zukunft jedoch als undenkbar markiert und so implizit die damit verknüpfte Möglichkeit des Seinkönnens ausgeschlossen, wie sich bspw. an folgender Äußerung einer Klimaaktivistin zeigt: „Ich bin 25 und ich würde so gerne Kinder bekommen, aber ich kann es mir einfach nicht vorstellen, Kinder in diese Welt zu setzen.“ (Letzte Generation 2022)

Als entscheidend erscheint in diesem Zusammenhang eine spezifische Diagnose über den Zustand der *Welt*: „[I]ch will keine Kinder in eine Welt setzen, die nicht lebenswert ist, die ungerecht ist.“ (KoRo Nachschlag: 2021) Die klimatischen Bedingungen werden durch Figuren der Krise und Katastrophe nicht nur als aktuelles Problem ausgewiesen, sondern als in einem Verschlechterungsprozess begriffen antizipiert: „Sollen wir überhaupt noch Kinder kriegen trotz Klimakatastrophe?“ (Ambos 2020) Die zukünftige Existenz der Welt wird damit als bedroht markiert und nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt. Was sich darin zeigt, ist, dass sich diese Sorge (als Zukunftsbezüge) um die Welt mit einer *Sorge um andere* verbindet, indem sie sich im Modus einer

schützenden Haltung und eines Besorgt-Seins um gute Bedingungen des Aufwachsens und Lebens noch nicht existenter, zukünftiger Anderer vollzieht. Infrage steht in diesen Zukunftsbezügen nicht primär die eigene persönliche Zukunft. Hier ist das zukünftige Wohlergehen Anderer Gegenstand des Zukunftsbezugs. Kinderkriegen wird angesichts der prekären antizipierten Zukunft ‚dieser Welt‘ als nicht mehr vorstellbar und als sich ausschließender Gegensatz thematisiert: „Kinderwunsch vs. Klimawandel“ (Gulino/Kochan 2020). Zudem wird die Kinderfrage unter diesen Bedingungen als ambivalente, moralisch-ethische Entscheidung sichtbar: „Sollte ich wirklich Kinder in diese Welt setzen?“ (ebd.). Ein bewusster *Verzicht* auf Kinder kommt in den Thematisierungen wiederum unter dem Begriff des „birthstrikes“ (Nabert 2021) zur Sprache.

Die Prognose einer krisenhaften Zukunft und die damit verbundene Sorge um zukünftige Lebensbedingungen Anderer (z.B. potenzieller Kinder) zeigt sich zugleich als Begründungsfigur für eine *gegenwärtige Praxis der Sorge um die Welt* in Form des Engagements für den Klimaschutz. Durch die diskursive Verknüpfung mit (der Frage/dem Wunsch nach) potenziellen Kindern wird dieses Engagement in besonderer Weise dringlich und erscheint mitunter als Vorsorge und als Voraussetzung dafür, sich Kinderkriegen vorstellen und damit die eigene Mutterschaft vorwegnehmen und verantworten zu können: „Aber wenn ich mich dafür entscheide, deswegen keine Kinder zu haben, ist es für mich wie aufgeben. [...] Wir arbeiten alle dafür, also ich und noch ganz viele weitere Menschen, dass es besser wird und dass auf dieser Welt auch noch gut gelebt werden kann.“ (David 2022)

Festhalten lässt sich, dass in den Thematisierungen der Unvorstellbarkeit des Kinderkriegens wiederkehrend sowohl Zukunftsbezüge als Sorge um die zukünftige Welt als auch Begründungen einer gegenwärtigen Sorge um die Welt in Form einer umweltschützenden Praxis diskursiv mit der Kinderfrage und einer Sorge um die zukünftigen Lebensbedingungen potenzieller Kinder verknüpft werden. Indem diese Frage wiederkehrend mit Weiblichkeit bzw. Frauen verbunden wird, aktualisiert sich eine vergeschlechtlichte Norm und gesellschaftliche Zuständigkeitsordnung, im Sinne einer primären Zuständigkeit und Verantwortung der Sorge für Kinder (primäre Fürsorgeverantwortung). Aus subjektivierungsanalytischer Perspektive rücken auch Momente der *Infragestellung* und Verschiebung in den Fokus. So ist zu beobachten, wie die normative Verknüpfung von ‚Frauen = Mütter‘ in den Thematisierungen angesichts der als bedroht antizipierten Zukunft freigelegt und infrage gestellt wird. Zu überlegen ist, inwiefern über die Figur der Nichtvorstellbarkeit zukünftiger Kinder und Mutterschaft die „Voraussetzung[en] für das Leben“ (Windheuser et al. 2022: 47) in der Zukunft – und damit auch Geschlechter- und Generationenverhältnisse – gewissermaßen in Verhandlung geraten.

5 Fazit

Das Anliegen bestand darin, durch die Verbindung sorgetheoretischer Denkfikturen mit einem subjektivierungstheoretischen Zugang eine analytische Perspektive für die Untersuchung vergeschlechtlichender Subjektivierungen in Zukunftsthematisierungen zu entwickeln. Die Sondierung medialer Formate hat einen Einblick gegeben, wie Zukunftsbezüge im Kontext des Klimawandels vergeschlechtlichte und in „Sorgeordnungen“ (Baader et al. 2014: 7) ungleich positionierte Subjekte ‚werden‘ lassen. Herausgestellt wurde, wie sich Zukunftsbezüge in einer Sorge um die Zukunft der Welt vollziehen, in Vorwegnahmen einer prekären Zukunft aufgrund des Klimawandels. Über die Kinderfrage sind diese eng verknüpft mit einer *Sorge um zukünftige Andere*. Dies äußert sich in einem Besorgt-Sein über deren zukünftiges Wohlergehen unter den antizipierten Bedingungen der Welt. Indem diese – in Mutterschaft begründete – Sorge wiederkehrend mit der geschlechtlich markierten Subjektposition ‚Frauen‘ verbunden und im Sprechen von weiblich gelesenen Aktivistinnen aufgerufen wird, erfährt dieser Zukunftsbezug eine Vergeschlechtlichung. Aus der vorgestellten Analyseperspektive gelangen *Zukunftsbezüge* als eine spezifische Form von Sorge(-tätigkeiten) und als Modus der performativen Hervorbringung von Geschlecht(erordnungen) und vergeschlechtlichender Subjektivierung ins Blickfeld. Sichtbar wird damit die Verzeitlichung von Sorge(-tätigkeiten), also die Hervorbringung von Fürsorgeordnungen in Zukunftsbezügen. Dies schließt an Befunde subjektivierungsanalytischer Studien zur Wirksamkeit von Geschlechternormen in Zukunftsentwürfen Jugendlicher an (vgl. Geipel 2022; Micus-Loos et al. 2016), die z.B. herausstellen, „wie Jugendliche ihre Zukunft verhandeln und dabei zu Müttern und Ernährern werden“ (Conrads 2021).

Vor dem Hintergrund der Analyseheuristik zeigt sich auch, wie der Bezug auf eine prekäre Zukunft der Welt und die Sorge um zukünftige Lebensbedingungen Anderer verknüpft ist mit Begründungen eines *gegenwärtigen* Engagements für Klimaschutz. Sorge als Tätigkeit, die das Wohlergehen von Menschen sichern soll, zeigt sich insofern vermittelt über die aktuelle *Sorge um die Umwelt*. Das schließt an geschlechtertheoretische Debatten im sozial-ökologischen Kontext an, in denen „Care“ (auch) auf die Kategorie Natur erweitert wird“ (Hofmeister et al. 2019: 125). Kritisch feministische Perspektiven plädieren in diesem Zusammenhang „für eine nachhaltige Nutzung von ‚Natur/en‘ in vorsorgender Perspektive“ (ebd.).

Die mit diesem Beitrag eröffnete Perspektive auf Zukunftspraktiken als Ereignisse, in denen Möglichkeiten des Denk- und Werdbaren hervorgebracht oder ausgeschlossen werden und sich ein Werden zu einem vergeschlechtlichten ‚Jemand‘ vollzieht, erscheint für die Erziehungswissenschaft als besonders bedeutsam. Denn für erziehungswissenschaftliche Theorie und Pädagogik sind

Zukunft als Kategorie und die Frage nach der Gestalt(barkeit) von Zukünften zentral (vgl. Büniger et al. 2022). Umso wichtiger scheint eine systematische geschlechtertheoretische Analyse dessen, wie sich Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, z.B. bezogen auf Sorge(-arbeit), in Zukunftsbezügen ein- und fortschreiben. Zu fragen wäre auch aus intersektionaler Perspektive, wie sich geschlechter- und generationale Ordnungen in Zukunftsthematisierungen unter Bedingungen des Klimawandels verbinden. Denn wenn Zukunft als „qualitative Kategorie“ (Holfelder et al. 2021: 132) gefasst wird, d.h. als gestaltbar gilt, dann bieten Zukunftsbezüge prinzipiell die Möglichkeit, gesellschaftliche Geschlechter- und Sorgeverhältnisse neu bzw. anders als in ihrer gegenwärtigen Verfasstheit zu entwerfen.

Literatur

- Baader, Meike S./Breitenbach, Eva/Rendtorff, Barbara (2021): *Bildung, Erziehung und Wissen der Frauenbewegungen. Eine Bilanz.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Baader, Meike S./Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge.* In: Dies. (Hrsg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge.* Frankfurt a.M.: Campus, S. 7–20.
- Balzer, Nicole (2014): *Spuren der Anerkennung. Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie.* Wiesbaden: Springer VS.
- Bergold-Caldwell, Denise (2020): *Schwarze Weiblich*keiten. Intersektionale Perspektiven auf Bildungs- und Subjektivierungsprozesse.* Bielefeld: transcript.
- Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (2021): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit.* Wiesbaden: Springer.
- Brückner, Margit (2010): *Entwicklungen der Care Debatte. Wurzeln und Begrifflichkeiten.* In: Aritzsch, Ursula/Schmidbaur, Marianne (Hrsg.): *Care und Migration: Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen.* Opladen: Barbara Budrich, S. 43–58.
- Budde, Jürgen (2020): *Die Fridays-for-Future-Bewegung als Herausforderung für die Schule – Ein schulkritischer Essay.* In: *Die Deutsche Schule. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis* 112, 2, S. 216–228.
- Budde, Jürgen/Blasse, Nina (2016): *Vergeschlechtlichungen von Care im inklusiven Unterricht.* In: Budde, Jürgen/Offen, Susanne/Tervooren, Anja (Hrsg.): *Das Geschlecht der Inklusion.* Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 99–117.
- Büniger, Carsten (2015): *Bildung – Macht – Subjektivierung? Sondierungen im Feld der Bildungsforschung.* In: Christof, Eveline/Ribolits, Erich (Hrsg.): *Bildung und Macht. Eine kritische Bestandsaufnahme.* Wien: Löcker, S. 15–29.
- Büniger, Carsten/Czejkowska, Agnieszka/Lohmann, Ingrid/Steffens, Gerd (2022): *Zukunft – Stand jetzt. Jahrbuch für Pädagogik 2021.* Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Butler, Judith (2006): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2012): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2013): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Conrads, Judith (2020): *Das Geschlecht bin ich. Vergeschlechtlichte Subjektwerdung Jugendlicher*. Wiesbaden: Springer VS.
- Conrads, Judith (2021): *Vergeschlechtlichung von Care im Kontext von Familie: Wie Jugendliche ihre Zukunft verhandeln und dabei zu Müttern und Ernährern werden*. In: Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS, S. 153–171.
- Costa, Jane/Wittmann, Elena (2021): *Fridays for Future als Lern- und Erfahrungsraum: Befunde zu den Teilnehmungsformaten, den Motiven und der Selbstwirksamkeitserwartung von Engagierten*. In: *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* 44, 3, S. 10–15.
- Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (2020): *Anthropologie der Sorge im Pädagogischen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Dietschi, Daniel/Reichenbach, Roland (2014): *Selbstsorge*. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): *Handbuch pädagogische Anthropologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 579–588.
- Fegter, Susann/Kessler, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung: Theorien, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen*. In: Dies. (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–55.
- Fegter, Susann/Langer, Antje/Thon, Christine (2021): *Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung – Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Barbara Budrich.
- Foucault, Michel (2015/1969): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): *Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts*. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hrsg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 243–250.
- Geipel, Karen (2022): *Zum Subjekt werden. Analysen vergeschlechtlichender Positionierungen im Sprechen über Zukunft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Geipel, Karen/Koch, Sandra/Künstler, Phries Sophie/Rein, Angela (2023): *Sorge und Subjektivierung in der Erziehungswissenschaft. Zur Eingewobenheit von Sorge in Macht- und Herrschaftsverhältnissen*. In: Heinemann, Alisha/Karakaşoğlu, Yase-min/Linnemann, Tobias/Rose, Nadine/Sturm, Tanja (Hrsg.): *Ent|grenzungen. Beiträge zum 28. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*. Opladen: Barbara Budrich, S. 251–260.
- Graber, Jannis (2022): *Vorreiter im Kampf gegen den Klimawandel: Pädagogisches Engagement von ‚Fridays for Future‘ im diskursanalytischen Blick*. Beitrag zur Jahrestagung der DGfE-Kommission Qualitative Bildungs- und Biographieforschung. <file:///C:/Users/USER/Downloads/DGfE-QBBF-Kommissionstagung2022VorreiterimKampfgegenendenKlimawandel-2.pdf> [Zugriff: 07.03.2023].

- Hartmann, Anna (2020). Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heidegger, Martin (1927/1993): Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer.
- Henkel, Anna (2016): Zukunftsbewältigung. Dimensionen der Sorge als Analyseperspektive moderner Gesellschaft. In: Henkel, Anna/Karle, Isolde/Lindemann, Gesa/Werner, Micha (Hrsg.): Dimensionen der Sorge. Soziologische, philosophische und theologische Perspektiven. Baden-Baden: Nomos, S. 35–59.
- Henkel, Anna/Karle, Isolde/Lindemann, Gesa/Werner, Micha (2016): Dimensionen der Sorge. Soziologische, philosophische und theologische Perspektiven. Baden-Baden: Nomos.
- Hofmeister, Sabine/Mölders, Tanja/Deining, Michaela*/Kapitza, Katharina (2019): Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. In: GENDER: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 11, 1, S. 125–139.
- Holfelder, Anne-Katrin/Singer-Brodowski, Mandy/Holz, Verena/Kminek, Helge (2021): Erziehungswissenschaftliche Fragen im Zusammenhang mit der Bewegung Fridays for Future. In: Zeitschrift für Pädagogik 67, 1, S. 120–139.
- Jergus, Kerstin (2019): Unaufhörliches Werden und die Grenzen des Selbst. Subjektivierungstheoretische Perspektiven. In: Deppe, Ulrike (Hrsg.): Die Arbeit am Selbst. Theoretische Positionen und empirische Befunde zu Identitätskonstruktionen zwischen herausgehobenen Bildungsorten und Bildungsverläufen. Wiesbaden: VS, S. 105–121.
- Kessl, Fabian (2023): Von der symbolischen Umkehrung des Generationenverhältnisses: Fridays for Future als gesellschaftliche, pädagogische und wissenschaftliche Herausforderung. In: Brinkmann, Malte/Rieger-Ladich, Markus/Weiß, Gabriele (Hrsg.): Generation und Weitergabe. Erziehung und Bildung zwischen Erbe und Zukunft. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 154–167.
- Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.
- Kminek, Helge/Holfelder, Anne-Katrin/Singer-Brodowski, Mandy (2022): Zukunft war gestern – Zur Legitimität der Pädagogik in Zeiten der sozial-ökologischen Krise. In: Bünger, Carsten/Czejkowska, Agnieszka/Lohmann, Ingrid/Steffens, Gerd (Hrsg.): Jahrbuch für Pädagogik 2021. Zukunft – Stand jetzt. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 265–276.
- Koller, Hans-Christoph (2021): Komplizen oder Gegenspieler? Zum Verhältnis von *Bildung* und *Optimierung*. In: Terhart, Henrike/Hofhues, Sandra/Kleinau, Elke (Hrsg.): Optimierung: Anchlüsse an den 27. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 45–62.
- Medzech, Michael/Zaborowski, Holger (2022): Heidegger und das Politische. Baden Baden: Karl Alber.
- Micus-Loos, Christiane/Plöber, Melanie/Geipel, Karen/Schmeck, Marika (2016): Normative Orientierungen in Berufs- und Lebensentwürfen junger Frauen. Wiesbaden: Springer VS.
- Moser, Vera/Pinhard, Inga (2010): Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 6. Opladen: Barbara Budrich.

- Reckwitz, Andreas (2016): Zukunftspraktiken. Die Zeitlichkeit des Sozialen und die Krise der modernen Rationalisierung der Zukunft. In: Reckwitz, Andreas (Hrsg.): *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*. Bielefeld: transcript, S. 115–135.
- Ricken, Norbert (2019): Bildung und Subjektivierung. Bemerkungen zum Verhältnis zweier Theorieperspektiven. In: Ricken, Norbert/Casale, Rita/Thompson, Christiane (Hrsg.): *Subjektivierung. Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 95–118.
- Rose, Nadine (2012): Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien. Bielefeld: transcript.
- Schmitt, Sabrina (2019): Care. In: *Gender Glossar/Gender Glossary* (6 Absätze). https://www.gender-glossar.de/post/_care [Zugriff: 07.03.2023].
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Stützel, Kevin/Scholz, Sylka (2022): Sorge als Beziehungsverhältnis. Zum Umgang männlicher Auszubildender mit Emotionen in der Pflege. In: Budde, Jürgen/Rieske, Thomas-Viola (Hrsg.): *Jungen in Bildungskontexten. Männlichkeit, Geschlecht und Pädagogik in Kindheit und Jugend*. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 211–230.
- Thiessen, Barbara (2020): Impulse der Care-Theorien für die sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zum Zusammenhang von Lebenswelt, Care und Geschlecht. In: Rose, Lotte/Schimpf, Elke (Hrsg.): *Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung: Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge*. Opladen: Barbara Budrich, S. 57–74.
- Windheuser, Jeannette/Hartmann, Anna/Brückner, Margrit (2022): Systemrelevanz und Sorge. Feministische Erkundungen in und jenseits der Pandemie. In: Langer, Antje/Mahs, Claudia/Thon, Christine/Windheuser, Jeannette (Hrsg.): *Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie. Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten*. Opladen: Barbara Budrich, S. 47–64.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Primärquellen:

- Ambos, Michaela (2020): Sollen wir überhaupt noch Kinder kriegen trotz Klimakatastrophe? In: *Woman*, 28.10.2020. <https://www.woman.at/a/klimawandel-kinderkriegen> [Zugriff: 27.03.2023].
- David, Sofie (2022): Was uns noch bleibt, ist Weiterkämpfen für eine bessere „Zukunft“. Interview mit Klimagerechtigkeits-Aktivistin Marie-Claire Graf. In: *Tsüri*, 27.05.2022. <https://tsri.ch/zh/klima-aktivistin-marie-claire-graf-was-uns-jetzt-noch-bleibt-ist-weiterkämpfen-für-eine-bessere-zukunft.fr3QC2gQc7iX6OnN> [Zugriff: 27.03.2023].
- Gulino, Elisabeth/Kochan, Elisabeth (2020): Kinderwunsch vs. Klimawandel: Sollte ich wirklich Kinder in diese Welt setzen? In: *Refinery* 29, 25.09.2020. <https://www.refinery29.com/de-de/2020/09/10052886/klimawandel-kinderwunsch-familienplanung-umweltschutz> [Zugriff: 27.03.2023].

- KoRo Nachschlag (2021): Kinderlos für die Umwelt: Klimaaktivistin vs. Vollblut-Mama. In: Youtube, 05.11.2021. <https://www.youtube.com/watch?v=YIi5j-mcrUw> [Zugriff: 27.03.2023].
- Letzte Generation (2022): letztegeneration/carla_hinrichs_ on Instagram Reel „Weil ich so fucking Angst habe!“, 03.11.2022. https://www.instagram.com/reel/CkfrRpiD_Zg/?igshid=MDJmNzVkMjY= [Zugriff: 27.03.2023].
- Mestermann, Marius (2023): Debatte im Podcast: Kinderkriegen trotz Klimakrise? In: DER SPIEGEL, 31.01.2023. <https://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/klimakrise-kann-man-in-diese-welt-noch-guten-gewissens-kinder-setzen-podcast-a-aefe79dc-71b5-4904-975e-ec6c447a063c> [Zugriff: 27.03.2023].
- Nabert, Uta-Caecilia (2021): Keine Zukunft – keine Kinder: Warum Frauen in der Klimakrise auf Nachwuchs verzichten. In: Frankfurter Rundschau, 27.08.2021. <https://www.fr.de/zukunft/keine-zukunft-keine-kinder-warum-frauen-in-der-klimakrise-auf-nachwuchs-verzichten-90941584.html> [Zugriff: 27.03.2023].

Diskussion

Anna Hartmann und Jeannette Windheuser im Gespräch mit Sebastian Winter

„Konfliktuöse Gemengelage“: Männlichkeitstheoretische Perspektiven auf das Verhältnis von Pädagogik und Sorge

Der Sozialpsychologe Sebastian Winter beschäftigt sich schon lange aus einer psychoanalytischen Perspektive mit Männlichkeit. Neben seiner Forschung zu Rechtsextremismus, Feindbildern und Autoritarismus untersucht er unter anderem Vaterschaftsideologien im Spektrum neurechter und maskulinistischer wie auch liberaler Positionen (2018a, 2018b, 2022). Wie Brigitte Bargetz für die Aneignung des Persönlichen in neuen Männlichkeitsdiskursen festhält, lassen sich auch in den von Winter herausgearbeiteten Vaterschaftsvorstellungen „Neukonfigurationen des Androzentrismus“ (Bargetz 2023: 267) nachzeichnen. Wir haben mit Sebastian Winter darüber gesprochen, was kritische Männlichkeitstheorie dazu beitragen kann, den Zusammenhang von Sorge und Pädagogik im Geschlechterverhältnis zu denken. Ähnlich wie in Edgar Forsters These, wonach die „sinnliche Materie des Gegenstandes der Männerforschung [...] die Praktiken der sozialen Reproduktion“ (Forster 2020: 112) sein müssten, diskutiert Winter im Gespräch, wie aktuelle theoretische und politische Diskurse um Männlichkeit dazu tendieren, den ‚Kern‘ von Männlichkeit – nämlich die Abwehr existentieller Angewiesenheit – zu verfehlen.

Jeannette Windheuser (JW): Was haben aus deiner Sicht Männlichkeitstheorien oder die Männlichkeitsforschung zum Thema Sorge zu sagen?

Sebastian Winter (SW): Eigentlich sollte das Thema Sorge ein zentraler Bestandteil der Männlichkeitsforschung sein – ist es aber, etwa im Vergleich zum Thema Gewalt, noch viel zu wenig. Auch die psychoanalytisch-sozialpsychologische Männlichkeitsforschung, die ich vertrete, hat dazu noch einiges mehr als bisher zu sagen. Sorge ist etwas, das kulturell weiblich codiert ist. Es ist eine Praxis, die mit der existenziellen Angewiesenheit auf Andere konfrontiert, auch mit dem Dasein für Andere. Wenn Männer sorgen, stellt sie dies vor Konflikte mit autonomiebetonenden Männlichkeitsentwürfen. Dies kann zu produktiven Auseinandersetzungen mit dem eigenen Verhältnis zur Männlichkeit

führen. Hier ist beispielsweise zu denken an neue Entwürfe von *Caring Masculinities*. Andererseits ist aber als Reaktion auch eine konfliktscheue Flucht in vermeintlich wahre Männlichkeit und souveräne Väterlichkeit möglich. Es lassen sich aktuell sehr unterschiedliche Richtungen des Umgangs mit den Konflikten beobachten, die zwangsläufig entstehen, wenn Sorge etwas sein soll, was auch Männer machen. Und es ist notwendig, dem mithilfe geeigneter Männlichkeitstheorien genauer nachzugehen, um die Hemmfaktoren auf dem Weg hin zu weniger nach Geschlecht segregierten Arbeitsteilungen besser zu verstehen.

JW: Hier lässt sich eine Frage anschließen, die sich aus den von dir betonten Konflikten ergibt: Sorgen Männer anders?

SW: Ich würde da deutlich unterscheiden zwischen Männern als real existierenden Menschen, die sich selbst als männlich wahrnehmen, einerseits, und Männlichkeiten als einer symbolischen Konstruktion andererseits. Das ist nicht unbedingt identisch miteinander. Männer sind nicht einfach nur männlich. Das geht in dieser Frage „Sorgen Männer anders?“ ein Stück weit unter. Es sind die männlich codierten Sorgekonzepte in den Diskursen, die anders als die weiblich codierten Sorgekonzepte sind. Beispielsweise werden im Gespräch um Erzieher in Kindergärten häufig Stereotype bedient, etwa dass Männer geeigneterer Vorbilder für die Jungen seien, weil sie wilder spielen, zugleich aber auch eher Grenzen setzen würden. Das aber sind erst einmal Imaginationen, die von dem zu unterscheiden sind, was reale Menschen tun. Letzteres ist oft sehr viel situationsspezifischer, als die Stereotype es vermuten lassen würden. Wenn ein Kind getröstet werden muss, wird ein Vater oder ein männlicher Erzieher es genauso trösten wie eine Mutter oder eine weibliche Erzieherin.

JW: Kannst du das noch spezifischer hinsichtlich der Bedeutung von Männlichkeitstheorien für Sorge in pädagogischen Verhältnissen ausführen?

SW: Mein Fokus liegt auf Väterlichkeit und weniger auf Sorge in pädagogischen Einrichtungen. Es lässt sich aber einiges übertragen. In was für einer Situation stecken Männer, die im Kindergarten arbeiten? Auf der Ebene der Anrufung lässt sich beobachten, dass Männer als Kindergärtner einer spezifischen Erwartung ausgesetzt sind, etwas „Männliches“ in die Einrichtung einzubringen. Es wird ein „männlicher“ Kindergärtner erwartet. Daneben stehen die gesellschaftlich virulenten Verdächtigungen im Raum, die ungewöhnliche Berufswahl sei möglicherweise auf pädophil-sexuelle Motive zurückzuführen, was junge Männer verunsichern und davon abhalten kann, in diesem Bereich zu arbeiten. Das Männerbild ist gespalten in Heilsbringer und Monster. Hinzu kommt, dass Kindergärtner auf der intrasubjektiven Ebene mit sehr ähnlichen

Themen zu tun haben wie Väter, die sich als junge, moderne, linksliberale Väter verstehen, also Väter, die ganz selbstverständlich das Selbstbild haben, sich um ihr Kind kümmern zu wollen, ein guter Vater zu sein, anders als die eigenen Väter zu sein. Trotzdem entsteht häufig unterschwellig – das habe ich auch in den von mir geführten Interviews gefunden (Winter 2016, 2018b) – eine konfliktuöse Gemengelage mit den lebensgeschichtlich habitualisierten Momenten von Männlichkeit. Die wollen oft nicht ganz reibungslos zu der weiblich aufgeladenen Tätigkeit passen und können unter anderem zu subtilen Ängsten vor einem Verlust der mühsam erworbenen Männlichkeit führen. Diese Erfahrungen können zu Abwehrreaktionen führen, die von den Anrufungen aufgenommen und unterstützt werden, ein explizit männlicher Vater, ein explizit männlicher Kindergärtner zu sein, der sich von den Müttern oder Kolleginnen unterscheidet.

Anna Hartmann (AH): Du hattest die Theorien der *Caring Masculinities* erwähnt. Inwiefern ermöglicht deine theoretische, sozialpsychologisch-psychoanalytische Perspektive, noch einmal mehr oder etwas anderes im Hinblick auf Sorge und Männlichkeit in den Blick zu nehmen?

SW: Dazu möchte ich einführen, wie ich aus einer psychoanalytisch-sozialpsychologischen Perspektive auf Männlichkeit und Geschlecht blicke: Männlichkeit ist in dieser Sichtweise nicht als etwas Gegebenes oder Angeborenes, sondern als etwas in einem Sozialisationsprozess Erworbenes zu verstehen. Aber da fangen schon die Schwierigkeiten an: Was heißt erworben? Männlichkeit ist nicht als ein fixer, in Stein gemeißelter Sozialcharakter zu fassen, der seit der frühen Kindheit antrainiert wurde und das Verhalten determiniert. Viel besser ist sie zu begreifen als ein kulturelles Modell ebenso wie Lösungsangebot für die Konflikte der Subjektwerdung. Psychoanalytische Konzepte von Subjektwerdung drehen sich um die Dialektik von Autonomie und Abhängigkeit, von Selbstständigkeit und Angewiesensein. Das ist eine hoch konfliktuöse Gemengelage, mit der wir alle seit der frühen Kindheit zu ringen haben und die mit vielen existentiellen Ängsten einhergeht. Die Geschlechterordnung bietet eine Umgangsweise damit an. Mit ihr lässt sich diese Gemengelage sortieren, indem sie die Seite der Autonomie und Selbstständigkeit männlich und die Seite der Abhängigkeit, des Angewiesenseins und Für-Andere-Daseins weiblich kodiert. Diese Ordnung kann von den Kindern prinzipiell ganz unterschiedlich und in temporärer oder dauerhafter Reibung mit den an sie als Mädchen oder Junge gerichteten Anrufungen angeeignet werden. Aber eine „falsche“ oder widersprüchliche Aneignung wird mit Sanktionen, mit Mobbing und Sprachlosigkeit einhergehen.

Die gegebenenfalls aus diesen Prozessen resultierende Männlichkeit wird, wie jede Identität, immer ein Stück weit fragil bleiben, versteckte Risse haben, weil die Selbstwahrnehmung unter dem Vorzeichen von Männlichkeit eben

darauf beruht, dass das Andere, das, was nicht männlich ist, aussortiert wurde. Psychoanalytisch würde man sagen, es ist unbewusst gemacht worden. Es ist damit nicht weg, es ist nur nicht (mehr) symbolisch, beispielsweise in Sprache, ausdrückbar. Der Junge kann dann sagen „Ich bin ein Junge, ich kann gut Fußball spielen“. Aber die Sehnsüchte, Ängste und Wünsche, die nicht dazu passen, wofür er keine kulturellen Muster findet, die mit seiner Männlichkeit vereinbar wären, werden oder bleiben bloß unbewusst. Sie sind weiter vorhanden und müssen abgewehrt werden. Dadurch ist Männlichkeit etwas, das nie ganz stabil ist. Rolf Pohl hat daraus abgeleitet, dass Männlichkeit zu einem „Abwehr-Kampfmodus“ (Pohl 2003) tendiert. Es muss permanent etwas abgewehrt werden und dieses Abgewehrte wird dann den Frauen zugeschrieben. Sie werden wie ein Container aufgeladen mit all dem, was in dem Container Männlichkeit keinen Platz haben soll. Die hegemoniale männlich-heterosexuelle Begehrensweise erklärt sich so. Das weibliche Objekt wird „erobert“ und durch diese Beziehung zu einer Frau als Quelle des Trostes und der Sorge kann ein Mann dann imaginär wieder über diese Kompetenzen verfügen. Dem entsprechen die ideologischen Bilder von der harmonischen Vermählung der Geschlechter. Die zwei Seiten finden wieder zusammen und alles ist vermeintlich gut. In der Realität gelingt das natürlich nie so konfliktfrei und kann es auch nicht, weil das Ganze ein Produkt von aktiven Abwehrvorgängen ist. Pohl beschreibt, wie die Abwehr gegenüber Weiblichkeit bis zum Hass steigerbar ist, vor allem wenn ihre Wiederaneignung scheitert, weil das Objekt sich als autonomes Subjekt verhält und beispielsweise eine Partnerschaft aufkündigt. Dies ist die Zeit der Femizide. Männliche Heterosexualität zeichnet sich in dieser psychoanalytisch-sozialpsychologischen Perspektive aus durch eine verstörende Kombination aus Lust, Angst und Hass.

Männlichkeit ist eine symbolische Position, die als Identität nur um den Preis von Abwehrarbeit erreichbar ist und daher nie ganz realisiert werden kann. Darin liegt – positiv gewendet – auch immer das Potential für Entwicklung.

AH: Meine Frage zielte auch auf eine mögliche Abgrenzung von aktuellen Theorien unter dem Stichwort *Caring Masculinities*: Wie verhält sich deine theoretische Perspektive zu diesen Überlegungen?

SW: Indem die psychoanalytische Perspektive sich nicht nur mit dem beschäftigt, was nicht manifest an der Oberfläche liegt, wird ihr Blick auf das Konzept *Caring Masculinities* ambivalent. Die Forderungen, es sollten sich mehr Väter um ihre Kinder kümmern, es sollten mehr Männer in Kindergärten arbeiten, sind selbstverständlich unterstützenswert und richtig. Trotzdem gibt es manchmal einen Unterton, der sich nur mit Konzepten von Männlichkeit erklären lässt, die ich mal in einem anderen Kontext versucht habe als die feindliche Übernahme von weiblichen Potenzen zu fassen (Winter 2015). Wobei die Feindseligkeit hier sehr gut versteckt ist: Als Mann könne man selbstverständ-

lich auch selbst gut für die Kinder sorgen – und zwar ohne dafür auf Frauen angewiesen zu sein. Der Mann wird als die bessere Mutter imaginiert, als die Person, die beide Seiten integriert. Der auch in der wissenschaftlichen Diskussion Verwendung findende Begriff der „integrierten Väterlichkeit“ suggeriert eine Art „Voll-Menschentum“. Was darin aber fehlt, ist wieder die Auseinandersetzung mit dem Angewiesensein auf Andere, mit der Unmöglichkeit, als Subjekt autark zu existieren. Dieser Umstand wird in seiner scheinbaren Anerkennung in den progressiven und in Vielem unterstützenswerten Entwürfen der *Caring Masculinities* paradox verleugnet.

AH: Wenn es diese Problematik und Paradoxie mit Angewiesenheit gibt, die abgespalten und abgewehrt wird: Ließe sich Angewiesenheit in pädagogischen Beziehungen aus deiner Perspektive anders denken? Was wäre ein utopischer Entwurf? Wohin gehen da deine Überlegungen?

SW: Gegenüber utopischen Entwürfen habe ich eine gewisse Skepsis. Es ist immer zweifelhaft, aus dem Bestehenden heraus das Bessere zu konzipieren. Vielleicht braucht es das auch nicht, sondern es reicht die Beobachtung der realen Regungen und Bewegungen, die übersehen und unbewusst existieren. Gerade auch in pädagogischen Kontexten ist es notwendig, auf diese zu achten. Beispielsweise im Kindergarten, wo die Kinder – psychoanalytisch gesprochen – sich in der ödipalen Phase befinden: Das ist eine Phase, in der geschlechtliche Positionen und Begehrenspositionen intensiv ausprobiert werden: „Ich liebe Papa, ich liebe Mama, ich will so sein wie die, ich hasse beide!“ Die Anforderung an die Erziehenden ist es, nicht nur das Normative, sondern auch das Abweichende zu sehen – das also, was auf späteren entwicklungspsychologischen Stufen meist soweit unbewusst gemacht worden sein wird, dass es kaum noch zu erkennen ist. Damit im Kindergarten umzugehen heißt, für Kinder und Erziehende Raum zu schaffen, um auch abweichendes Erleben in Worte und Taten fassen zu können. Es geht darum, auch eine andere Position in der Dialektik der Selbstwerdung oder der Subjektwerdung einnehmen zu dürfen als die hegemonial vorgesehenen.

Es wäre aber falsch, Jungs und Männer nur als emotional verstümmelte Opfer der Geschlechterordnung zu adressieren. Das würde erneut die Geschlechterordnung reproduzieren, wonach sich letztlich (von Frauen?) wieder um die Männer gekümmert werden muss. Die Geschlechterordnung ist eine hierarchische: Den Jungen winkt nicht nur – wenn sie sich die symbolische Geschlechterordnung aneignen – eine Position, von der aus sie halbwegs mit der Dialektik der Selbstwerdung zurechtkommen können, sondern es ist eine herrschaftliche Position. Es winkt ihnen als Versprechen eine Position von Überlegenheit, von eigener Autonomie. Der Trost, die Sorge kann von dieser Position aus – so das ideologische Versprechen – wieder angeeignet werden, man kann sie sich als Dienstleistung kaufen oder man kann eine Frau heiraten,

die einen damit versorgt, oder man kann im Hotel Mama wohnen bleiben. Für Österreich hat sich aktuell gezeigt, dass 71 % der Väter angeben, dass sie zufrieden sind mit der Aufteilung der häuslichen Arbeitsteilung, während 93 % der Mütter angeben, dass sie sich wünschen würden, dass die Aufgabenverteilung sich ändert (Vorwerk 2023). So lange die Geschlechterordnung halbwegs stabil bleibt, läuft es eigentlich für die Männer ganz gut. Sie profitieren von ihr und deshalb geht es nicht nur darum, Männern oder Jungen, die vielleicht später mal Männer werden, Schonräume zur Verfügung zu stellen, wo sie sich auch anders erleben können. Es geht ebenso darum, einen männlichkeitskritischen, einen feministischen, einen queeren Gegendruck aufzubauen. Letztlich ist es eine Auseinandersetzung um Machtverhältnisse. Mädchen, die sich männliche Attribute aneignen, erkämpfen sich machtvollere Positionen. Jungen, die mädchenhaft sein wollen, sind mit Machtverlust konfrontiert.

JW: Du hast die mangelnde Sorgeorientierung in der männlichen Subjektwerdung angesprochen. Dieser Analyse läuft ein auch in professionellen Kreisen populäres Narrativ entgegen, wonach es nicht allein um eine geschlechtergerechte Arbeitsteilung im Privaten und den pädagogischen Berufen geht. Dieses Narrativ bedient Vorstellungen, die Pädagoginnen oder alleinerziehende Mütter usw. als Mängelwesen charakterisieren, insofern es durch die Feminisierung pädagogischer Räume an Männlichkeit fehle. Als Lösung wird präsentiert, Männer in die Sorgeberufe zu bringen, die aber dort nicht im genuinen Sinne Sorge tragen, sondern Männlichkeit repräsentieren sollen. Diese soll dann auch als „Lösung“ für den Umgang mit jugendlich-männlicher Gewalt erhalten und ähnliches. Wie würdest du diese Beobachtungen im Zusammenhang mit Sorge und Pädagogik einordnen?

SW: Das Misstrauen gegen diese Diskurse teile ich. Sie beruhen auf einer Deutung, die von „Hypermaskulinität“ oder „toxischer Männlichkeit“ ausgeht, also gewalttätiger, oft offensiv misogyner Männlichkeit. Diese aber rühre als Kompensation her von einer schwachen und instabilen Männlichkeit. In dieser Argumentation wird der toxischen eine stabile, in sich ruhende und souveräne Männlichkeit entgegengesetzt. Wer so argumentiert, hat meines Erachtens wenig davon verstanden, wie Männlichkeit psychodynamisch funktioniert: Männlichkeit ist nicht ohne Weiblichkeitsabwehr zu haben und gerade, wenn sie stabil ist, funktioniert die Weiblichkeitsabwehr offensichtlich recht gut. Die Vorstellung einer „schwachen Männlichkeit“, die sich zur Selbstbehauptung gewalttätig gegen Frauen richtet, wird zudem häufig verbunden mit einer zeittypischen Variante der traditionsreichen Imagination von der kastrierenden Frau: Abgehängte Jungen, die von mächtigen Mutterfiguren umstellt sind und deshalb ihre Männlichkeit nicht richtig entwickeln könnten. Sie seien im Kindergarten, in der Grundschule, bei ihren alleinerziehenden Müttern nur von Frauen umgeben, kein Vater als Befreier weit und breit.

Spannend daran ist das Warum der aktuellen Beliebtheit dieser Imagination: Auch wenn die männliche Herrschaft derzeit kaum schwankt, gab es in den letzten Jahrzehnten doch durchaus Modernisierungsprozesse im Geschlechterverhältnis, vorangetrieben durch die feministischen Bewegungen. Das dadurch erzeugte leichte Zittern der männlichen Herrschaft genügte schon, um Beunruhigung zu erzeugen, um Ängste vor dem Verlust männlicher Privilegien zu wecken – existentielle Ängste, da sie direkt verbunden sind mit der männlichen Subjektposition. Diese Ängste werden im Bild der kleinen Jungen und der sie umzingelnden „mächtigen Mütter“ ausgedrückt. Die Rettung wird von „Männerhelden“ erhofft, die die angebliche weibliche Vorherrschaft brechen und gute Vorbilder für die männlichen Kinder zur Verfügung stellen würden. Auch aus meinen Forschungen zu rechtsextremen Geschlechter- und Sexualitätsentwürfen sind mir Imaginationen einer Verweiblichung der Gesellschaft und einer feministischen Verschwörung sehr vertraut. Dies sind aber Diskurse, die sich bis weit in die sogenannte Mitte ziehen. Diesem Antifeminismus und Maskulinitätswiderstand sollte das leichte Zittern der männlichen Herrschaft in pädagogischen Kontexten produktiv genutzt werden. Es ist ein klein bisschen unklarer und unsicherer geworden, was es heißt, in der heutigen Gesellschaft als Junge und Mann aufzuwachsen. Deshalb ist es wichtig und richtig, den Jungen Räume zur Verfügung zu stellen, wo sie sich ausprobieren können, wo sie experimentieren können – aber auch, wo sie lernen können zu akzeptieren, dass ihnen bestimmte Privilegien nicht per Geschlecht automatisch zustehen.

AH: Wie wird in maskulinistischen Kontexten Sorge thematisiert?

SW: Hier geht es sehr wenig um Care. Das ist Frauensache und wird kaum konkret thematisiert. Was hingegen beansprucht wird, ist die Macht über die Kinder. Im Bereich des Maskulinitätswiderstandes gibt es einen Diskursstrang, der von Vätern vorangetrieben wird, denen das Sorgerecht oder Umgangsrecht aus guten Gründen entzogen wurde. Ihre Exfrauen hätten ihnen mit Unterstützung der feministisch infiltrierten Jugendämter die Kinder weggenommen! Da geht es ganz direkt um Macht: „Wem gehört das Kind?“ Das Verfügbarwerden über ein Kind, einen ganz abhängigen anderen Menschen, oder sogar das Hervorbringen eines Kindes ist etwas sehr Machtvolles, auf das Männer, denen diese Option versagt ist, mit (unbewusstem) Neid reagieren können. Der kann sich verschärfen und aggressiv werden, wenn tatsächlich die Mutter rechtlich legitimiert allein über das Kind bestimmen kann und nicht der Vater.

JW: Wir haben ja nun eher über die rechten oder maskulinistischen Positionen gesprochen. Interessant ist aber auch die Entwicklung im liberalen, im linken und queeren Milieu und zwar bezüglich dessen, worüber Feministinnen schon

lange berichten, wenn sie auch in der Linken unterwegs sind. Worauf ich hinaus möchte ist, dass die Kritik und das Abgrenzungsbedürfnis gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft dazu führt, dass keine neuen Formen für das gefunden werden, was in der bürgerlichen Ordnung ‚seinen‘ Platz hat. Spezifisch kann das die Art und Weise sein, wie versucht wird, bürgerliche Beziehungsformen in der heterosexuellen Anbahnung von Beziehungen und Sexualität hinter sich zu lassen und dabei aber Sorge und Zärtlichkeit aus dem Blick zu verlieren, weil die Abgrenzung über eine ‚Coolness‘ erfolgt, die wortwörtlich in eine Form der Kälte kippen kann. Oder um das noch weiter zu stricken, möchte ich ein Beispiel aus der Lehre aufgreifen, in dem sich eine Studentin als ‚Elter‘ statt Mutter bezeichnet hat, mit dem Ziel, die Geschlechterordnung abzustreifen. Dieses Anliegen wurde aber von ihren alltäglichen Erfahrungen unterlaufen, weil sie berichtete, dass sie sich spätestens mit dem zweiten Kind – trotz ihres politisierten und aufgeklärten Kontexts – als die Hauptertragende und in der „Mama-Hetero-Rolle“ wiedergefunden habe. Das geht noch in eine weitere Richtung neben der Kälte in der Linken, wie sie sich im Anschluss an die Kritische Theorie analysieren lassen könnte. An dem zweiten Beispiel lässt sich eher ein Theoriekonflikt aufzeigen, den die Geschlechterpolitiken der Gegenwart mit sich bringen. Wie würdest du diese Widersprüche zwischen den (politisch motivierten) Sprechakten, mit denen beansprucht wird, Wirklichkeit zu verändern, einerseits und der Erfahrungswelt andererseits aus psychoanalytischer Perspektive einschätzen?

SW: Hier taucht wieder das Utopieproblem auf: Es ist nicht möglich, aus dem Bestehenden heraus mit revolutionärer Disziplin das Richtige zu tun und das war’s. Möglich ist höchstens, Besseres durch die bestehenden Konflikte hindurch zu suchen. Statt vermeintlich geschlechtsneutral aus der Binarität herauszutreten und ihr etwas Neues gegenüberzustellen, würde das heißen, in der Binarität selbst nach den Dynamiken und Bruchstellen, nach den abseitigeren Orten zu tasten. Mit Walter Benjamin (1940/1991: 574) könnte man danach fragen: Wo sind die Lumpen, der Abfall? Wie können wir sie verwenden? Es gilt, in der Binarität das zu sehen, was in ihr nicht aufgeht, was sie selbst über sich hinaustreibt. Zu finden wären die anderen Wünsche und Regungen, die aufzeigen, dass keine Heterosexualität nur heterosexuell ist, keine Männlichkeit nur männlich. Die Kälte, von der du sprachst, entsteht, wenn im grellen Licht des moralisch hehren Anspruchs, das Unterdrückte zu retten, das von diesem Anspruch Abweichende verleugnet wird; wenn das Bestehende als bürgerliche Ideologie abgetan wird (z.B. in der Ablehnung von Mütterlichkeit oder Eifersucht) und dadurch das Empfinden insgesamt abgeschnürt wird. Dementgegen müsste mit dem tatsächlich vorhandenen Erleben gearbeitet und es nicht erneut zugeschüttet werden.

Das betrifft auch den Anspruch, mit einem performativen Sprechakt die Realität verändern zu können. Sarah Speck (2022) hat in ihrer Studie festgestellt, dass gerade die individualisierten Diskurse im linksliberalen Milieu, wo sehr darauf geachtet wird, keine Geschlechterstereotype zu reproduzieren, und Geschlechterdifferenzen in der Konsequenz dethematisiert werden, verhindern können, dass die realen Arbeitsteilungen adäquat benennbar werden. Wenn die Frau in der gemeinsamen Wohnung mehr putzt als der Mann, wird das als Zufall persönlicher Neigung interpretiert oder gar als anachronistischer „Sozialisationschaden“ gedeutet: Sie sollte diesen altbackenen Sauberkeitsfimmel überwinden. Das Stereotype meidende Sprechen widerspricht dann seinem eigenen Anspruch, die Realität besser abzubilden und dadurch zu verändern. Diese Feststellung ist auch wirklich keine neue. Karl Marx hat in der *Deutschen Ideologie* (Marx/Engels 1846/1978) schon vor der 1848er-Revolution darüber geschrieben, dass es nicht reicht, die Worte zu verändern. Es muss sich auch materiell an den Machtverhältnissen etwas ändern oder – aus einer sozialpsychologischen Perspektive – auch an den Subjekten und ihren leiblich habitualisierten Begehrensstrukturen. Wenn wir Kultur und Sprache als eine mittlere Analyseebene betrachten, dann haben wir an dem einen Ende die Strukturen der Gesellschaft, wo es um Zugang zu Machtressourcen und Arbeitsteilungen geht, und auf der anderen Seite die Subjekte mit ihren psychischen Strukturen. Auf der mittleren Ebene ist in den letzten Jahrzehnten einiges in Bewegung geraten, immer umkämpft, und die Errungenschaften sind aktuell stark bedroht. Aber immerhin wird sich beispielsweise öffentlich darüber gestritten, ob in Behörden gegendert werden darf, und gleichgeschlechtliche Hochzeiten sind erlaubt. Hinsichtlich der Strukturen der Subjekte und der Gesellschaft aber hat sich relativ wenig verändert. Deshalb: Es ist immer gut, Sprachkritik zu betreiben. Aber sie betrifft nur eine Ebene und kann manchmal ideologisch die realen Ungleichheiten verdecken und so sogar kontraproduktive Aspekte enthalten.

Nach einer Allensbach-Umfrage von 2021 äußern immerhin 45 % der Eltern, sie wünschten sich eine partnerschaftliche Aufteilung der Kinderbetreuung. Aber nur 17 % der Eltern übernehmen etwa gleiche Teile der Kinderbetreuung (BMFSFJ 2021: 11). Wir haben tatsächlich eine sehr segregierte Praxis, sowohl was die Zeiten anbelangt (Wie viel Zeit wird für Kinderpflege aufgewandt?) als auch bei den Tätigkeiten selbst (Welche Tätigkeiten werden von wem verrichtet?). Gleichzeitig ist bei den Einstellungsbekundungen die von Angelika Wetterer (2003) so bezeichnete „rhetorische Modernisierung“ zu beobachten, oder war sie zumindest einige Jahrzehnte lang. Einstellungen können sich in bestimmten Konstellationen schneller ändern als Praxen. Hinsichtlich Väterlichkeit sollten hier keinesfalls als Faktor die institutionellen Hemmnisse vernachlässigt werden (beispielsweise die unterschiedliche Akzeptanz für die Inanspruchnahme von Elternzeit bei Müttern und Vätern). Meine These ist, dass hier aber auch affektive Hemmfaktoren eine Rolle spielen. Das habe

ich versucht als „Angst vor dem Kind“ zu fassen (Winter 2016). Die These geht davon aus, dass auch intrapsychische Konflikte dazu führen, dass es für junge Männer sehr verführerisch sein kann, an dem tendenziell männerbündischen Leben festzuhalten, das sie vor der Rückkehr in die Familie, vor der Heirat und dem Kinderkriegen hatten. Und dann gehen sie doch lieber mit den Kumpels in die Kneipe, als den Abend mit dem Kind zu verbringen.

Man darf sich nicht von Einstellungsmodernisierungen täuschen lassen, die tatsächliche Praxis ist konservativer. Wobei ich mit dieser Diagnose aktuell wieder etwas zurückrudern würde, da antiegalitäre und antifeministische Diskurse in den letzten Jahren dermaßen an Reichweite und Einfluss gewinnen, dass ich nicht mehr durchgängig von einer tendenziellen rhetorischen Modernisierung der Geschlechterordnung sprechen kann.

JW: Du hast gerade davon gesprochen, wie Gleichheitsdiskurse Ungleichheit verdecken können. Unser Thema ist ja Sorge und Pädagogik und der darin bearbeitete zentrale Gegenstand ist die menschliche Angewiesenheit. Eine These wäre, dass so eine Diskussion um das Gendern womöglich sogar davon ablenkt. Wenn wir beispielsweise die ganze Zeit versuchen, mit Sprache etwas in den Griff zu bekommen, und zugleich die Erfahrung so sehr damit bricht, könnte ein Problem vorliegen, das auch pädagogisch abgewehrt wird. Die Pädagogik als Profession, die Erziehungswissenschaft als Disziplin sind ja nicht sonderlich angesehen und erstere auch monetär benachteiligt. Als ob sich in diesem Versuch, alles auf Sprache zurückzuführen, wiederholt, die darin wirksame Geschlechterordnung nicht zu thematisieren und eine Sprache zu finden, die nur ja nicht die sexuelle Differenz in irgendeiner Form markiert.

SW: Ich staune manchmal, wie erregt die öffentliche Debatte über das Gendern ist. Es reicht offenbar, dass irgendwo ein kleines Sternchen in Wörtern auftaucht, damit sich über den Untergang des Abendlandes echauffiert wird. Wenn das Sternchen tatsächlich so machtvoll wäre, sähe die Welt wesentlich besser aus. Männlichkeit ist etwas sehr Empfindliches. Das Sternchen oder der Glottisschlag, dieses kurze Stocken im Reden, das die queere Leerstelle ausweist, ein kurzes Zögern, das das Denken anregt – das sind kluge Ideen, leicht zu lernen und zudem praktische Alltagsidentitätsmarker, mit denen sich zeigen lässt, dass man auf der richtigen Seite steht. In den pädagogischen Praxen ist aber noch Anderes, und vielleicht Schwierigeres, nötig. Hier geht es um zwischenleibliches Erleben, das der Reflexion bedarf, um ein affektives Geschehen, an das die Sprachreformen nicht heranreichen. Es geht um Verletzlichkeiten, um existenzielles Angewiesensein auf Andere, aber auch um tobende Wut, Schuld und Scham. Auch Geschlechtlichkeit ist etwas Leibliches, nicht einfach nur ein oder zwei Wörter. Bei der Aneignung der Geschlechterordnung spielen nicht nur die Worte eine Rolle, sondern vielleicht mehr noch die sinnliche und eigenleibliche Wahrnehmung von Körperformen,

Oberflächen, Innenräumen, Flüssigkeiten, der Art, wie sich Körper berühren, ob in einem erwachsenen sexuellen Kontext oder im frühkindlichen Pflegekontext. Welche Körperzonen erfahren welche Zärtlichkeiten und welche nicht? Welche Botschaften werden dabei (unbewusst) in den Leib gesenkt? Diese Vorgänge in pädagogischen Beziehungen reflektierbar zu machen, ist voraussetzungsvoll, erzwingt einen tieferen und ehrlicheren Blick auch auf das eigene, manchmal vielleicht peinliche Erleben.

JW: Gerade angesichts der angesprochenen Tendenzen zur Retraditionalisierung oder den Errungenschaften zuwiderlaufenden Neufigurationen im Geschlechterverhältnis springt mir ins Auge, dass eher gendertheoretische Entwürfe beispielsweise in der Lehre oder in Einführungen eine Rolle spielen, aber erstaunlicherweise Männlichkeitstheorie eher marginal vorkommt. Und das betrifft insbesondere die Pädagogik und die universitäre pädagogische Bildung. Woran könnte denn die theoretische Verortung sowohl von Forschung als auch von Lehre zu Geschlechterverhältnissen in Pädagogik gewinnen, wenn sie um Männlichkeitstheorie bereichert würde? Was wären die Themen der Männlichkeitstheorie, die einen Platz in der Erziehungswissenschaft bräuchten?

SW: Die Frage finde ich vor allem deshalb interessant, weil du explizit nach Männlichkeitsforschung fragst und nicht allgemein nach Geschlechterforschung. Das impliziert die spezifische Frage „Was kann Männlichkeitsforschung, vielleicht auch Weiblichkeits- oder Frauenforschung – um den mittlerweile seltsam altertümlich klingenden Terminus zu benutzen –, wenn es doch auch Geschlechterforschung nicht möglich, weil Männlichkeit ein relationaler Begriff ist, der ohne Weiblichkeit nicht denkbar ist. Das Spezifische an der Männlichkeitsforschung ist es, die Konflikte genauer anzuschauen, mit denen Kinder (und Jugendliche, Erwachsene) konfrontiert sind, die in dieser Gesellschaft als Jungen, als Männer aufwachsen, die sich die Anrufung ‚Männlichkeit‘ – wie auch immer gebrochen – aneignen. Was für „Lösungen“, emanzipatorische oder von Abwehr getragene, werden kulturell angeboten und gefunden? Welche Folgen hat das für das Zusammenleben der Geschlechter? Unangenehm kann diese Beschäftigung sein, weil man hier auch konfrontiert werden wird mit Abgründen von Gewaltphantasien, Dominanzgebaren und Frauenhass – und dieses nicht einfach als das ganz Andere von sich weisen kann, wenn man dazu pädagogisch arbeiten will. Was Studiengänge in diesem Kontext leisten müssten, ist, sich diese Prozesse auf zwei Arten anzuschauen: Einerseits wäre Männlichkeit in ihrer ganzen Vielfalt zu betrachten, Männlichkeiten im Plural. Dem entgegengesetzt wäre Männlichkeit aber auch in der Einzahl zu untersuchen. Hier ginge es um gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, die nicht mit einem Bild von *Diversity* als bunter Blumenwiese verdeckt

werden sollten. Denn dieser Zustand ist noch lange nicht gesellschaftliche Realität und eine der Achsen im intersektionalen Gewebe ist eben die männliche Herrschaft. Es ist eine gesellschaftsstrukturelle Achse und nicht ein Punkt in der Vielfalt. Das wahrnehmen zu können, sollte auch den Studierenden vermittelt werden. Es ginge zuletzt aber auch wieder darum, den Blick zu schärfen für das Besondere, für das, was nicht so richtig passt, was irgendwie abweicht und was auch nicht vorschnell einfach unter „queer“ subsummiert werden kann. Es ist wichtig, dass weniger identitäre Begriffe gesetzt werden, sondern tastend zu bleiben im Versuch etwas zu begreifen, mit der Offenheit dafür, es nicht ganz begreifen zu können. Und bei all dem viel Wert zu legen auf die Ausbildung von Selbstreflexionskompetenzen.

Literatur

- Bargetz, Brigitte (2023): Das Persönliche = politisch = männlich? Remaskulinisierung und die paradoxe Neukonfiguration des Androzentrismus. In: *feministische studien* 41, 2, S. 254–272.
- Benjamin, Walter (1940/1991): *Das Passagenwerk*. GS, Bd. V.1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BMFSFJ (2021): Väterreport. Update 2021. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/186176/81ff4612aee448c7529f775e60a66023/vaeterreport-update-2021-data.pdf> [Zugriff: 28.01.2024].
- Forster, Edgar (2020): Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der *Critical Studies on Men and Masculinities*. In: Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah: *Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 83–150.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1846/1978): *Die deutsche Ideologie*. MEW, Bd. 3. Berlin: Dietz.
- Pohl, Rolf (2003): Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In: Koher, Frauke/Pühl, Katharina (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 161–186.
- Sarah Speck (2022): Vom Umschlag der Emanzipation. Wandel und Fortbestand der Geschlechter- und Reproduktionsverhältnisse. In: Stögner, Karin/Colligs, Alexandra (Hrsg.): *Kritische Theorie und Feministische Theorie*. Berlin: Suhrkamp, S. 180–201.
- Vorwerk (2023): Presseinformation: Umfrage zu Muttertag: Unzufriedenheit, Belastung, wenig Zeit. Mental-Load-Krise: 93% der Mütter wünschen sich Veränderung. https://www.vorwerk.com/at/de/c/dam-home/newsroom/press-release/tm/2023/umfrage-zu-muttertag/PI_Studie-93-Prozent-der-Muetter-wuenschen-sich-eine-Veraenderung.pdf [Zugriff: 28.01.2024].
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun Axeli/

- Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 268–319.
- Winter, Sebastian (2015): Gegen „nährischen Individualismus“ und „Sexlust“. Zur affektiven Attraktivität der Imaginationen geschlechtlichen Heils im „Nationalen Widerstand“. In: Busch, Charlotte/Gehrlein, Martin/Uhlig, Tom D. (Hrsg.): Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus. Wiesbaden: VS, S. 219–239.
- Winter, Sebastian (2016): Angst vor dem Kind. Väterliches Erleben von Intimität und Nähe bei der Kleinkindpflege. In: Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara/Rieske, Thomas Viola (Hrsg.): Erziehung, Gewalt, Sexualität. Zum Verhältnis von Geschlecht und Gewalt in Erziehung und Bildung. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 97–112.
- Winter, Sebastian (2018a): „Sie wollen Vater sein und Mann bleiben“. Sozialpsychologische Überlegungen zu aktuellen Vaterideologien zwischen Liberalisierung und Rechtspopulismus. In: Freie Assoziation 21, 1, S. 30–52.
- Winter, Sebastian (2018b): Rückkehr in die Familie. Sozialpsychologische Überlegungen zum Unbehagen neuer Väter. In: Busch, Charlotte/Dobben, Britta/Rudel, Max/Uhlig, Tom David (Hrsg.): Der Riss durchs Geschlecht. Feministische Beiträge zur Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial, S. 153–176.
- Winter, Sebastian (2022): Kritische Vaterschaftsdiskurse. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 59–66.

*Vater- und Mutterschaft
im Zusammenspiel von Pädagogik
und Sorge*

„Ich finde mein Auftrag als Vater, ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht ...“ – Neue Väter zwischen Sorgearbeit und Rassismus

1 Einleitung

Seit der Veröffentlichung von Karla Elliotts (2016) theoretischer Konzeptualisierung von Caring Masculinities lässt sich auch im deutschsprachigen Raum eine aktive Debatte darum beobachten, was fürsorgende Männlichkeiten sind und wer als solche begriffen werden kann (vgl. beispielsweise Scholz & Heilmann 2019). Als problematisch zeigt sich innerhalb der Auseinandersetzung jedoch, dass der theoretische Ansatz zu einem *weißen* Konzept zu verkommen droht. Innerhalb der deutschsprachigen Forschung dienen hauptsächlich weiße-mittelständische Männer als Forschungsobjekte für fürsorgende Männlichkeiten (vgl. auch Prattes 2022) und migrantische Männer oder Männer of Colour als Väter werden als traditionell-konservativ konstruiert und somit defizitorientiert betrachtet (Tunç 2018). Auch innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung wird das Konzept der Caring Masculinities diskutiert und dabei werden u.a. die Fragen gestellt, ob männliche Fachkräfte als Caring Masculinities begriffen werden können (Pangritz 2019) oder wie das Konzept in die pädagogische Praxis übertragen werden kann (Scambor & Holtermann 2023). Daher ist eine grundlegende theoretische Auseinandersetzung mit dem Konzept auch für die Erziehungswissenschaft unabdingbar.

Der Beitrag möchte vor diesem Hintergrund zwei Fallstudien diskutieren, die Einblicke in die Verschränkung von Vaterschaft und *race* ermöglichen und somit zu einer Erweiterung der Forschungslandschaft und anschließenden theoretischen Erweiterung von Caring Masculinities beitragen. Darüber hinaus lassen sich theoretische Bezüge zu ‚men in the margin‘ (Elliott 2020) herstellen, die gerade Transformationspotentiale von Männlichkeit(en) in der Abwesenheit von Privilegien verorten.

2 **Vaterschaft zwischen Defizitorientierung und Fürsorge – Caring Masculinities aus rassismuskritischer Perspektive**

Der Ansatz *Caring Masculinities* (fürsorgende Männlichkeiten) nach Elliott (2016) kann grundlegend als eine Weiterentwicklung des Konzeptes *hegemoniale Männlichkeit* von Connell (2015) gefasst werden. So setzt die Idee fürsorgender Männlichkeiten an dem Transformationspotential der Integration von Care für die Männlichkeitskonstruktion an und denkt sie darauf aufbauend als egalitär orientierte Männlichkeiten, welche somit als kritischer Gegenentwurf zur hegemonialen Männlichkeit gefasst werden können. Dabei zeigen sich vor allem zwei Charakteristika als wesentlich für fürsorgende Männlichkeiten: Zum einen orientieren sie sich an einer feministischen Fürsorgeethik, die Werte wie Unterstützung positiver Emotionen und Beziehungsfähigkeit inkludiert (Gärtner & Scambor 2020; Elliott 2019). Zum anderen lehnen fürsorgende Männlichkeiten Dominanz als Praxis, mit deren Hilfe sich auch gegenwärtige Macht- und Herrschaftsverhältnisse fortschreiben, ab (Elliott 2019).¹

Als Sinnbild für fürsorgende Männlichkeiten dienen innerhalb der erziehungswissenschaftlichen, soziologischen und auch psychologischen Forschung zumeist die sogenannten ‚neuen Väter‘ (vgl. Kassner 2008; Meuser 2014), da vor allem entlang der von ihnen gelebten Vaterschaft die gegenwärtige Transformation von Männlichkeit sichtbar wird. Ein gestiegenes Engagement von Männern als Väter in der häuslichen Sorgearbeit lässt sich beispielsweise anhand des Bezugs des Elterngeldes beobachten. So lässt sich seit 2015 ein kontinuierlicher Anstieg des Bezugs durch Väter feststellen. Während 2015 nur 4,6 % das Elterngeld plus in Anspruch nahmen, waren es 2017 bereits 13,8 % (BMFSFJ 2018: 4). Angaben zum Gender Care Gap zeigen jedoch, dass auch bei zunehmender Involviertheit von Vätern ein Ungleichgewicht bei der Übernahme von Sorgearbeit zwischen Frauen und Männern in heterosexuellen Partnerschaften bestehen bleibt (Gärtner, Lange & Stahlmann 2020).

Prattes (2022) merkt jedoch kritisch für die theoretische Entwicklung und Forschung zu fürsorgenden Männlichkeiten an, dass bisher vornehmlich auf Care und damit verbundene Transformationspotentiale fokussiert wird und der Aspekt der Ablehnung von Dominanz und damit verbunden die Betrachtung unterschiedlicher Dominanzachsen vernachlässigt bleibt. Besonders die Betrachtung von *race* als eine wesentliche Machtachse sieht Prattes (2022) als unabdingbar, da das Konzept sonst Gefahr laufe, zu einem *weißen* Konzept zu verkommen, indem die Verflechtung von Care mit weiteren ungleichheits-erzeugenden Differenzlinien unberücksichtigt bleibt. Sichtbar wird dieser Vorwurf auch an der deutschsprachigen Forschung zu Vaterschaft. So merkt Tunç

1 Kritisch dazu Pangritz (2019).

(2017) für die deutschsprachige Väterlichkeitsforschung² an, dass Väter mit sogenanntem Migrationshintergrund bzw. of Colour hinsichtlich der positiven Transformationspotentiale von Care eher unberücksichtigt bleiben oder Gegenstand negativer und defizitorientierter Diskurse werden. In deutschen Debatten sind Väter mit Migrationshintergrund und of Colour vielmehr Gegenstand „ethnisierter sowie religionisierter Diskurse, wo ihnen statt engagierter Väterlichkeit eher Gewalt oder nicht förderliche Erziehung zugeschrieben werden“ (Tunç 2017: 135).

So werden gesellschaftliche Problemlagen entlang von Vaterschaft über Othering-Prozesse auf die ‚Anderen‘ projiziert und somit ausgelagert, anstatt sie als gesamtgesellschaftliche Probleme anzuerkennen (Shooman 2012 zit. n. Tunç 2021). Dementsprechend fordert auch Tunç (2021) eine intersektionale Perspektive innerhalb der Väterlichkeitsforschung, um so auch die ethnisierten Männlichkeitsdiskurse zu enttarnen.

Elliott (2020) selbst sieht gerade in *men in the margin* das Transformationspotential hinsichtlich alternativer Männlichkeiten wie Caring Masculinities. Anlehnend an hooks' (2004) Begriffsbestimmung von *the margin* als Raum für Revision sieht Elliott im Ausschluss von gesellschaftlichen Privilegien das Potential für Männer, mit alternativen Formen von Männlichkeiten zu experimentieren. Dem folgend wird deutlich, dass im theoretischen Diskurs um Caring Masculinities zwar eine Perspektive zum Verständnis *nicht-weißer*³ Väterlichkeit bzw. Vaterschaft geliefert wird, diese sich jedoch nicht in der gegenwärtigen Forschung zu fürsorgenden Männlichkeiten widerspiegelt, wo verschränkte Machtverhältnisse wie *race* nicht mitberücksichtigt werden. Tunç (2021: 253) formuliert in diesem Kontext eine Forschungsfrage, der sich dieser Beitrag ebenfalls widmen möchte: „Dementsprechend ist die Frage, welche empirischen Ergebnisse zu Entwicklungen von Caring migrant Masculinities gibt es?“.

3 Empirischer Teil

Wir möchten uns dieser Frage mit Hilfe von zwei Fallstudien annähern und somit zu einer Erweiterung der Forschungsperspektive und damit verbunden der theoretischen Weiterentwicklung fürsorgender Männlichkeiten beitragen.

- 2 Tunç (2018) unterscheidet zwischen Vaterschaft und Väterlichkeit. Dabei umfasst Vaterschaft rechtliche Aspekte (wie die Anerkennung von Vaterschaft), während Väterlichkeit als soziale Praxis im Sinne des ‚doing fathering‘ verstanden werden kann.
- 3 Die Bezeichnung nicht-weiß soll an dieser Stelle nochmals verdeutlichen, dass Praktiken der Vaterschaft weißer Väter als Standard in Forschung und Praxis gesetzt werden, wovon wir uns deutlich abgrenzen möchten.

3.1 Methodisches Vorgehen

Die hier vorgestellten Fälle stammen aus dem Promotionsprojekt von Jelena Büchner, das auf Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter fokussiert. Im Rahmen des Projektes wurden biographisch-narrative Interviews (vgl. Schütze 1983) mit sogenannten ‚migrantischen Vätern‘ geführt und mit der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 1989) ausgewertet. Mit Leiprecht und Langerfeldt (2019) ist dabei auf die ganz grundlegende Problematik der Verwendung des Begriffes Migrationshintergrund hinzuweisen. Dieser stellt eine Reduktion der Diversität und Komplexität der darunter gefassten Menschen und ihrer Lebensgeschichten und -realitäten und eine damit einhergehende Homogenisierung dar. Es besteht also auch hier die Gefahr der Reproduktion von eindimensionalen Zuschreibungslogiken, die nicht nur die Verschränkung mit anderen Kategorien ignorieren, sondern auch sozial-strukturelle Machtverhältnisse aus dem Blick verlieren (vgl. ebd.: 46). Um Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter rekonstruieren zu können, war es jedoch auch für die empirische Untersuchung des Projektes unausweichlich, mit der Kategorie Migrationshintergrund zu arbeiten. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Allgemeinbevölkerung über Wissensbestände zu dieser Kategorie verfügt und es somit möglich war, geeignete Interviewpartner zu rekrutieren.

Biographisch-narrative Interviews eignen sich aufgrund ihres hohen Detaillierungsgrades besonders für die Rekonstruktion des kollektiven, aber auch des individuellen Habitus mit der Dokumentarischen Methode (Bohnsack 2021: 69). Die Dokumentarische Methode steht in der Tradition der Wissenssoziologie Mannheims sowie der Ethnomethodologie Garfinkels. Anhand der Dokumentarischen Methode lässt sich reflexives, aber auch handlungsleitendes Wissen von Akteur:innen rekonstruieren und analysieren. Erstes, also die Handlungspraxis, wird durch Orientierungswissen strukturiert und ist damit als relativ losgelöst vom subjektiv gemeinten Sinn zu verstehen. Unter Bezugnahme auf Mannheim wird somit zwischen theoretischem, reflexivem Wissen und handlungsleitendem, inkorporiertem Wissen unterschieden. Dieser Strukturzusammenhang ist „bei den Akteur:innen selbst wissensmäßig repräsentiert“ (Bohnsack, Nentwig-Gesemann & Nohl 2013: 12), wobei diese „selbst nicht wissen, was sie da eigentlich alles wissen“ (ebd.). Mit ihrer empirischen Ausgangslage beim Wissen von Akteur:innen und unter Berücksichtigung von deren Relevanzsetzungen bei gleichzeitiger Wahrung einer beobachtenden Distanz von „subjektiven Intentionen und Commonsense-Theorien“ (ebd.: 13) gelingt es der Dokumentarischen Methode also, das Spannungsverhältnis von Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden. Damit geht es in der Dokumentarischen Methode letztlich um das Wie der Herstellungsprozesse der gesellschaftlichen Realität der Akteur:innen (vgl. ebd.: 9ff.). Da das Alltags

wissen aber nicht direkt über kommunikative Erfahrungen vermittelt werden kann, wird in der Dokumentarischen Methode zwischen immanentem, intendiertem Ausdruckssinn und dokumentarischem Sinngehalt unterschieden. Ersterer bezieht sich auf das unmittelbar Gesagte, letzterer auf das, was mittelbar über das Alltagswissen der Beforschten transportiert wird (vgl. Kleemann, Krähnke & Matuschek 2013: 158f.). Dieser Unterscheidung von Sinnebenen wird in den unterschiedlichen Interpretationsschritten Rechnung getragen.

Vier Stufen der Rekonstruktion lassen sich innerhalb der Dokumentarischen Methode voneinander abgrenzen: Die formulierende Interpretation, die reflektierende Interpretation, die Diskursbeschreibung und schließlich die Typenbildung⁴. Zentral ist dabei schon ab der zweiten Stufe der komparative Fallvergleich (vgl. Bohnsack 2021: 37ff.). Bei der Auswertung biographisch-narrativer Interviews werden, im Gegensatz zur Analyse von Gruppendiskussionen, die unterschiedlichen Ebenen der Darstellung in Form von Textsorten besonders berücksichtigt. Hierbei wird sich an die Arbeiten von Fritz Schütze (1987) angelehnt (vgl. ebd.: 69). In biographisch-narrativen Interviews schließen die zu erforschenden Personen nach einem erzählgenerierenden Einstiegsimpuls durch die interviewende Person eine biographische Erzählung an, die durchaus mehrere Stunden dauern kann (vgl. Nohl 2012: 40). Beenden die Forschungsobjekte ihre Erzählung, stellen Interviewende zunächst immanente, also auf bereits angesprochene Themen bezogene, Nachfragen. Erst nach diesem Schritt werden exmanente, also auf neue Themen bezogene Fragen gestellt (vgl. ebd.: 13). Beide vorgestellten Interviews wurden in der ersten Jahreshälfte 2021 geführt. Die Fallanalysen geben jeweils Einblick in die Vaterschaftskonzepte, Sorgearbeitspraktiken und in das Erziehungs Handeln der befragten Väter.

3.2 Fall 1: Timothee

Der Interviewpartner Timothee ist zum Zeitpunkt der Erhebung 33 Jahre alt und lebt in einer süddeutschen Großstadt. Anfang der 1990er Jahre kommt er mit seinen Eltern aus der Demokratischen Republik Kongo nach Deutschland. Über einen Verteilerschlüssel wird die Familie einer süddeutschen Kleinstadt zugewiesen, in der sie die ersten zehn Jahre in einer Asylbewerber:innenunterkunft lebt. In diesem Zeitraum werden auch die drei Brüder von Timothee geboren. Die Familie lebt in prekären Verhältnissen: Beide Eltern arbeiten in wechselnden Schichten in einem Hotel, weswegen Timothee schon früh viel Verantwortung und Sorgearbeit für seine Geschwister übernehmen muss. Spä-

4 Zum Zeitpunkt der Verfassung des Artikels wurde noch keine Typenbildung vorgenommen. Die hier vorgestellten Ergebnisse fußen dementsprechend auf Erkenntnissen der formulierenden und reflektierenden Interpretation sowie der komparativen Analyse.

ter studiert er und wird Übersetzer für Französisch. Er heiratet seine Jugendliebe, mit der er zum Zeitpunkt des Interviews einen dreijährigen Sohn hat. Das Kind geht in den Kindergarten, die Kindsmutter arbeitet als PR-Managerin, genau wie Timothee, in Teilzeit.

Timothees Konzept von Vaterschaft (vgl. auch Matzner 2004) orientiert sich an der Weitergabe gesellschaftlich akzeptierter Werte, die sich wiederum auf eine Kategorisierung in ‚richtig‘ und ‚falsch‘ stützt, wie das folgende Zitat veranschaulicht:

„weiß=ich=nich ich finde mein *Vater* ähm-mein-mein **Auftrag** als **Vater** ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht is=es einfach mein mein mein **Kindern** irgendwie **Werte** mitzugeben ähm auf den **Weg** die ähm die gesellschaftlich **akzeptiert** sind“.

In dem Interviewzitat wird darüber hinaus deutlich, dass Timothee sich in erster Linie als Vater wahrnimmt und sich damit auch von der Zuschreibung des Migrationshintergrundes abgrenzt. Für seinen Sohn will er ein moralischer Kompass sein, denn „er weiß **nur** was **richtig** und was **falsch** is weil ich=s ihm tagtäglich sage“. Diese Orientierung lässt sich u.a. auf Timothees eigene Migrations- und Rassismuserfahrungen zurückführen. An vielen Stellen des Interviews berichtet er von verschiedensten rassistischen Übergriffen, die alle Bereiche seines Lebens durchdringen (vgl. Kooroshy, Mecheril & Shure 2021: 24). Aus diesen Erfahrungen resultiert seine Assimilations- oder Integrationsstrategie der Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft (vgl. auch Pries 2021). So konkludiert Timothee:

„*aber*, das halt zu meinen zu meinen zu meinen klassischen **Rassismuserfahrungen** die ich gemacht hab weil ich einfach, wahrscheinlich hab ich irgendwann gemerkt ok wenn ich **so bin**, ja, ähm m-produzier ich wenig **Ärger** ne also man passt sich dann ja irgendwie **an**“.

Die Haltung Timothees in Bezug auf Sorgearbeit lässt sich mit seinen eigenen Worten als pragmatisch charakterisieren. An einer Stelle im Interview gibt er Einblick in die Betreuung seines Kindes, während er pandemiebedingt im Homeoffice arbeitet. Der Sohn geht zu diesem Zeitpunkt noch nicht in den Kindergarten und Timothee hat ein wichtiges Meeting, an dem er online teilnimmt. Das Kind ist ebenfalls anwesend und spielt im Hintergrund:

„ich hab keine andere **Wahl**=es=is=halt so, ne ich bin halt eher der **Pragmatiker** und sag **ok, is** nun mal mein Kind was soll ich jetzt mit dem Kind **machn** ja“.

Timothee musste, wie bereits angesprochen, schon früh Carearbeit für seine Brüder übernehmen. Darunter fiel vor allem „was zum Essen machen, Kochen“, „Windeln wechseln“ und „für meine Brüder da sein“. Somit hat er schon vieles in seiner Kindheit erfahren, was er für sein „Vatersein“ braucht. Dies bedingt seine lösungsorientierte Haltung und unterscheidet ihn von anderen Vätern in seinem Umfeld, wie z.B. von seinem Schwager, der mit der Sorgearbeit für sein Kind „überfordert“ ist. Doch nicht nur die (Betreuungs-)Situa-

tion in seiner Herkunftsfamilie führt zu dieser Form von Verantwortungsübernahme durch Timothee. Den Wert, auch als Mann Aufgaben in Haushalt und Erziehung zu übernehmen, lehrt ihn seine Mutter:

„von meiner Mama tatsächlich so auch als-als m-äh-irgendwie-so als **Wert mitbekomm** so irgendwie so ja nicht **nur** die **Frau** muss was **machn** äh, auch der **Mann** kann was im Haushalt **machen**“.

Timothees Pragmatismus ermöglicht ihm als Orientierungsmuster die Integration feminisierter Fürsorgearbeit in einen, im Sinne der hegemonialen Männlichkeit, eher traditionell-konservativen Entwurf von Männlichkeit. Dementsprechend resümiert er:

„und das sind halt so Sachn da bin ich halt, w-**weniger empfindlich** für sowas ja also ich **mach das dann** weil es halt so **is** dann mach ich das **beschwer** mich aber jetzt nicht **da**-darüber dass es **stinkt** dass es stinkt **wissen wir alle** das=**is**=**klar** aber m-w-w-deswegen **wechsel** ich ja **trotzdem** die **Windel** ja deswegen hab ich da so ne ganz andere Einstellung **dazu**“.

Der eigene Vater stellt im Falle Timothees eine Negativfolie dar. Er grenzt sich stark von der (wert-)konservativen Haltung des eigenen Vaters ab, den er als „klassische[n] Macho“ beschreibt. Sein Vater krümme im ‚Haushalt keinen Finger‘, wenn er einmal die Spülmaschine ausräume, sei das das „Höchste der Gefühle“. Weiterhin beschreibt er seinen Vater im Umgang mit ihm und seinen Brüdern als „aggressiv“ und „aufbrausend“, was sich „irgendwann ge bessert“ habe. Timothee vermutet, dass dieses Verhalten einerseits aus einem möglichen Trauma des Vaters rührt, andererseits habe der Vater dieses Verhalten vor allem gezeigt, „**bevor** meine Eltern angefangen habn sich so **anzupassen**“. Timothee führt also auch in dieser Hinsicht die Verbesserung der Situation auf die Anpassungsleistung seiner Eltern zurück.

Wie oben bereits angesprochen, führen die gemachten Rassismuserfahrungen zu einer Anpassungsstrategie, die einerseits die Anpassung des „äußere[n,] Erscheinungsbild[s,]“ und andererseits die perfekte Beherrschung der deutschen Sprache beinhaltet. Aus seinen Erfahrungen lernt Timothee, dass er weniger „Ärger produziert“, wenn er „**keine Baggyjeans**“ und „vielleicht n teureres Hemd, vielleicht auch mal n **Sakko**“ trägt. Timothees „Integration“ erfolgt aber vor allem entlang der Beherrschung des Deutschen, wie sich in folgendem Zitat zeigt:

„wenn man mich **heute redn hört**, meint man gar nicht dass ich *irgendwie* anfangs die Sprache gar nicht **beherrscht** hab oder so ja oder vielleicht mal noch ne andere **Sprache** gesprochen hab, [holt Luft] *und ähm*, das ist tatsächlich so=n so=n so=n **Beispiel** was ich immer anführe wenn=s immer heißt ja *ähm* m-wie **schnell** man sich integriert oder wie schnell man auch ne **Sprache** irgendwie sich aneignet oder so“.

Diese Erfahrung führt auch dazu, dass Timothee mit seinem Sohn ausschließlich Deutsch spricht, obwohl er selbst auch fließend Französisch spricht und die Ressourcen für eine bilinguale Erziehung damit vorhanden gewesen wären.

Die Anpassung über die Sprache und die Internalisierung gesellschaftlich anerkannter Werte erlauben es ihm auch, sich somit gegen rassistische und diskriminierende Beschimpfungen zu schützen.

„[D]adurch dass ich auch **nie**, **wollte** dass mich jemand irgendwie als *ähm*, al-als ähm **Ausländer beschimpft** oder al-als **Schwarzer** oder sonst=irgendwas, hab ich halt versucht mich **anzupassen** und an d-an=an=an diese **Gesellschaft** ne“.

Dies zeigt, dass in diesem Fall die biographischen Erfahrungen deutlich prägender für das eigene Erziehungshandeln wirken als die in der Forschung über Väter oftmals unterstellte Orientierung an traditionell-konservativen Werten von Vätern mit Migrationshintergrund (Tunç 2018).

3.3 Fall 2: Niam

Der zweite hier vorgestellte Fall, Niam, ist zum Zeitpunkt der Erhebung 32 Jahre alt und lebt ebenfalls in einer süddeutschen Großstadt. Sein Vater stammt aus dem Iran und kommt einige Jahre vor Niams Geburt zum Studium nach Deutschland. Er selbst ist in Norddeutschland geboren, wo seine Eltern einige Jahre leben, da der Vater zu dieser Zeit als Ingenieur auf einem Schiff arbeitet. Niams Mutter ist Sozialpädagogin. Gemeinsam zieht die Familie dann in eine süddeutsche Großstadt. Dort werden ebenfalls die beiden jüngeren Brüder Niams geboren. Die Familie lebt in einer Wohnung, in der jedes Kind sein eigenes Zimmer hat, in einem Viertel mit einem „relativ hohen Ausländeranteil“. Niam beschreibt sein Aufwachsen als „behütet“. Mit seinem vier Jahre jüngeren Bruder Kasra verbindet Niam im Kindes- und Jugendalter eine enge Beziehung. Niam hat eine bewegte Bildungs- und Berufsbiografie, die von vielen Wechseln und Brüchen geprägt ist. Als die Erhebung stattfindet, befindet er sich gerade im Anerkennungsjahr als Erzieher in Vollzeit. Niam ist verheiratet und Vater von einer Tochter und einem Sohn, die beide noch zuhause betreut werden. Die Kindsmutter arbeitet in Teilzeit als Bürokräft.

Niams Vaterschaftskonzept orientiert sich an der Garantie der größtmöglichen Sicherheit für seine Kinder. Dies führt er aber – entgegen der von Tunç (2017) aufgezeigten Defizitorientierung in der Forschung zu migrantischen Vätern – weniger auf seinen Migrationshintergrund als vielmehr auf die Prägung durch seinen eigenen Vater zurück:

„mein **Vater** is eher **vorsichtig**, gewesen **immer**, also ich-**bin** auch sehr **vorsichtig** auch als **Vater** sehr **vorsichtig** //I: mhmm// *ähm*, denk aber jetzt nich dass des was mit *der* oder nicht **direkt** mit der **Migration** zu tun hat sondern einfach weil mein **Vater** halt, so war“.

Wie Timothee trennt auch Niam zwischen seiner Vaterschaft und seiner Migrationsgeschichte. Deutlich wird hier die Abgrenzung von der Erfahrung, immer wieder auf den Migrationshintergrund reduziert zu werden und die damit einhergehende Stigmatisierung zu erleben (vgl. auch El-Mafaalani 2017, S.

474).⁵ Vater zu sein bewertet er als „schön und anstrengend“. Berufsbedingt hat er „vielleicht weniger Nerven“ als der „Nachbarspapa“, dennoch ist es sein Anspruch als Vater, so viel Zeit wie möglich mit seinen Kindern zu verbringen. Aus diesem Grund haben seine Frau und er die Familienplanung bereits abgeschlossen:

„noch=n Kind auch aus **finanzieller Sicht** also *wär* für mich **gar** keine Option weil ich kann, oder **ich will nicht** noch mehr arbeiten weil dann hab ich-klar ich könnt irgendeine **Nebenjobs** [holt Luft] **machen** um des zu finanzieren aber ich-mein ich **bin** ja **Vater** und ich will **Zeit** mit den Kindern **verbringen**“.

Der finanzielle Aspekt des Kinderkriegens kommt auch dann zum Tragen, wenn es um die Wohnsituation der Familie geht. Weil es den Eltern wichtig ist, beiden Kindern ein eigenes Zimmer bieten zu können, sind sie bereits einmal umgezogen und müssten dies erneut, wenn sich ein weiteres Kind ankündigen würde.

Die Betreuung und Pflege der Kinder ist zwischen den Eltern aufgeteilt und lässt sich als strukturiert und routiniert beschreiben. Wie auch in Timothees Fall wird Sorgearbeit pragmatisch aufgeteilt. Nachdem Niam es ist, der in Vollzeit arbeitet, bringt er sich vor allem nach der Erwerbsarbeit und am Wochenende in Sorgearbeiten ein. Insgesamt labelt er die Rollenverteilung zwischen seiner Frau und ihm als „klassisch“, aber nicht „weil wir da eher altertümlich sind sondern weil=s halt einfach praktischer is“. Der Tagesablauf ist durchgeplant und orientiert sich an den Bedürfnissen der Kinder:

„es so in der Regel **vier** dann, **spiel** ich mit den Kindern was, jetzt=wenn=s=Wetter besser is dann, **draußen** wenn=s Wetter **nich** so gut is dann halt, drinnen [schluckt] [Frau] macht in der Zeit **Essen** [holt Luft] und dann ess=mer so *gegen fünf äh* zu **Abend** und *dann äh* sind=mer halt alle noch als **Familie zusammen**, spielen entweder zusammen was oder **lesen** was manchmal, **teilen** wir uns auch **auf**, dass=*äh* ich mit=m **[Sohn]** spiel oder ich mit der **[Tochter]** und A. dann m-m mit dem **anderen Kind** und *ähm* (2) ja, und *dann is so* der Bettgeh-Modus=so langsam dann wird **Zähne geputzt** und, [holt Luft] **Schlafanzug angezogen** und also des **Zähne** putzen mach zum Beispiel **immer ich** [...] und dann einer nachm

5 Wie oben bereits beschrieben, erfordern nicht nur das Forschungsdesign, sondern auch forschungsethische Grundsätze im Rahmen des Projekts Transparenz gegenüber den Interviewpartnern hinsichtlich des Forschungsvorhabens. Zudem wurde für die Erhebung zwar explizit nach Vätern mit Migrationshintergrund gesucht, im Interview selbst aber auf eine Relevanzsetzung der familiären Migrationserfahrung durch die Interviewerin verzichtet. Die Relevanzsetzungen dieses Aspekts durch die Interviewpartner sind damit wahrscheinlich zum einen auf das Forschungsdesign, zum anderen aber auf die biographischen Erfahrungen der Väter zurückzuführen. Damit befindet sich die Forschung im (unauflösbaren) Dilemma der Reifizierung der mit der Kategorie Migrationshintergrund einhergehenden Zuschreibungen, auf der anderen Seite kann ‚Kultur‘ als Analyse- und Beschreibungskategorie von Praktiken sowie als Reflexionsfolie von Kritik in Anlehnung an Mecheril und Rangger (2022) nicht generell zurückgewiesen werden. Vielmehr wird ein statischer Kulturbegriff abgelehnt und ein dynamisches und kontextrelationales Kulturverständnis vertreten (vgl. ebd.: 90). Diese Perspektive wird auch im Promotionsprojekt von Jelena Büchner eingenommen und reflektiert.

anderen und=dann=**schick** ich die die fertig sind halt, wieder zur **Mama** und *dann äh* les mer halt noch bissl was oder **so** also bissl was zum **runter kommen** und dann *äh* bringt der eine den **einen** der andere den **anderen** ins Bett“.

Mit dem feststehenden Tagesablauf gleichen sich die meisten Tage, was Niam befürwortet, denn „*unserer Erziehung nach* is halt einfach **wichtig** den Kindern *ne=äh struktu-rierten Tagesablauf* zu geben“. Dies funktioniert besser als bspw. die Erziehung der Nachbarn, von der sich Niam stark abgrenzt. Bei den Nachbarn gibt es „oft **Geschrei** und **Geplärr**“, weil die Kinder immer zu unterschiedlichen Zeiten ins Bett gehen oder viel fernsehen. Niam hat klare Vorstellungen von einer ‚guten Erziehung‘ nach denen er sein Erziehungshandeln ausrichtet.

Wie auch bei Timothee ist der eigene Vater eine relevante Bezugsgröße in Fragen der Erziehung. Wie oben bereits gezeigt beschreibt Niam seinen eigenen Vater als sehr vorsichtig. Während er sich als Kind und Jugendlicher oft über die aus seiner Sicht übertriebene Vorsicht seines Vaters ärgert, erkennt er nun große Parallelen in seiner Erziehung zu der, die er durch seinen Vater erfahren hat: „also ich bin da schon **auch eher** wie mein **Vater sehr** (2) **sehr vorsichtig**“.

Besonders prägend in Bezug auf Niams Vaterschaft sind, ähnlich wie bei Timothee, die Rassismuserfahrungen, die er machen musste. Auch Niam achtet auf seine Kleidung und setzt bewusst das Mittel der Sprache ein, um Zugehörigkeit herzustellen. 2015, zur Zeit der sogenannten ‚Flüchtlingskrise‘, fühlt sich Niam unwohl, wenn er mit seiner Tochter spazieren geht.

„[D]a hab ich wirklich, **kein** gutes Gefühl gehabt wenn ich jetzt n **Kinderwagen** mit der mit der [Tochter] **schieb** und *äh* und **keine Ahnung** *ne Jogginghose* an hab oder sowas //I: mhm// [holt Luft] dann *äh bild* ich mir ein oft **Blicke** bekommen zu habn so wie **ja** jetzt is der **hier** und jetzt hat er schon, n **Kind** gemacht **hier**“.

Zu dieser Zeit spricht er oft „extra laut“ mit seiner Tochter, sodass die Leute hören, dass er Deutsch spricht, was er im Nachhinein als „total affig“ bewertet. Zu dieser Zeit hat diese Situation ihn aber „schon **sehr**, sehr **beeinträchtigt** oder sehr sehr **beschäftigt**“. Weiter führt er aus

„also f-hat mich schon mitgenomm also hat mich auch, b-**beeinträchtigt** so in meim, in meim in meim **Ausleben** von-von ja dem *Spazieren gehn* äh mit meim **Kind** halt und solche Geschichten“.

Hier zeigt sich deutlich die Belastung, die beim Erzählen der Situation reaktiviert wird. Niam versucht sich hier von einem Bild des Geflüchteten abzugrenzen, der nach Deutschland kommt, sofort ein Kind macht und sich nicht integrieren will. Dieses Bild kann als Ausdruck von ‚internalized racism‘ (Pyke 2010) oder von ‚defensive othering‘ (Schwalbe et al. 2000) als eine Ausdrucksform davon gelesen werden. Letzteres beschreibt „identity work done by those seeking membership in a dominant group, or by those seeking to deflect the stigma they experience as members of a subordinate group“ (Schwalbe et al.

2000, S. 425). ‚Internalized racism‘ oder ‚internalized racial oppression‘ beginnt hingegen für Pyke (2010) bereits ab dem Moment, „that the oppressed accept the identities imposed on them by oppressors“ (ebd., S. 557). ‚Internalized racism‘ resultiert also aus der Position von Individuen im sozialen Raum, die in Niams und Timothees Fall als marginalisierte Männlichkeiten (Connell 2015) von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist.

Niam und seine Frau entscheiden sich darüber hinaus dafür, beiden Kindern sowohl einen deutschen Vornamen als auch den deutschen Nachnamen der Mutter zu geben, den auch Niam nachträglich annimmt. Mit dieser Vorkerbung sollen die Kinder vor möglichen Nachteilen durch ihren Migrationshintergrund bewahrt werden.

„[U]nd des ham=mer uns tatsächlich **bewusst** dafür entschieden *weil* einfach, es **schon** so is dass es **schwieriger** is //I: mhm// also des hab ich *äh* d-**genau** des hab ich=äh=des=seh=ich=gar nich als **rassistisch**, wenn=ich=**ehrlich**=bin, sondern **eher** als, fast schon **logisch**, dass du einfach halt *ähm* **Schwierigkeiten** hast, mit=mit so=nem mit so=nem **Namen**“.

Wie auch bei Timothee zeigt sich, dass Niam bestimmte Assimilations- oder Integrationsstrategien anwendet, um sich und seine Kinder vor rassistischer Gewalt zu schützen.

4 Konklusion

In beiden Interviews zeigt sich, dass die Väter nicht nur eine partnerschaftliche, dem Kind zugewandte Haltung zeigen, sondern auch ihre Ansprüche an Erwerbsarbeit überprüfen (Kassner 2008), um verstärkt Erziehungs- bzw. Sorgearbeit leisten zu können. Im Gegensatz zu dem defizitorientierten Diskurs in der deutschsprachigen Forschung zu ‚migrantischen Vätern‘ zeigen beide Fälle ein egalitär orientiertes Aushandeln von Care-Aufgaben mit ihren Partnerinnen. Beide Väter orientieren sich dabei an Pragmatismus, wobei beide Aushandlungsprozesse unterschiedlichen Mustern folgen. Während Timothee Aufgaben in Haushalt und Erziehung übernimmt, weil er diese bereits als Kind zu übernehmen gelernt hat und sein Engagement damit erst gar nicht eingefordert werden muss, ordnet Niam die Verrichtung von Sorgearbeiten seiner Vollzeit-Erwerbstätigkeit unter. Auch für ihn ist es jedoch selbstverständlich, sich in Haushalt und Erziehung einzubringen.

In den Interviews zeigt sich überdies, dass die befragten Väter massive Othering- und Rassismuserfahrungen mach(t)en, die ihr Vaterschafts(er-)leben und die Erziehung ihrer Kinder maßgeblich beeinflussen. Sowohl Timothee als auch Niam wählen ‚Anpassung‘ als Strategie im Umgang mit Rassismus. Diese bezieht sich in beiden Fällen auf ihr Äußeres, wie z.B. die Kleidung, aber auch auf das (perfekte) Sprechen der deutschen Sprache. In Bezug auf die

Kinder werden diese Strategien ebenfalls angewandt. Durch Anpassung wollen sich die Väter selbst und insbesondere ihre Kinder vor rassistischer Gewalt schützen. Damit geht ebenfalls einher, sich von anderen BIPOCs im Sinne des ‚internalized racism‘ (Pyke 2010) oder ‚defensive othering‘ (Schwalbe et al. 2000) abzugrenzen, um so noch mehr Zugehörigkeit herzustellen. Die Wirkung von *race* als eine wesentliche Machtachse wird hier bei der Herausbildung von Caring Masculinities also sichtbar (vgl. auch Prattes 2022), indem fürsorgende Praktiken an Rassismuserfahrungen ausgerichtet werden.

In beiden Interviews zeigt sich also neben der egalitären Aushandlung von häuslichen Care-Aufgaben, wie sie bisher zumeist im Fokus der Forschungslandschaft zu ‚neuen Vätern‘ und Caring Masculinities steht, auch die Bedeutung von Dominanz für die fürsorgende Praxis in einer doppelten Weise: zum einen, da sich durch die eigenen biografischen Erfahrungen von Dominanz abgegrenzt wird, zum anderen da durch die gegenwärtigen Machtverhältnisse Dominanz erfahren wird.

Hier ist festzuhalten, dass vorherrschende Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowie Strukturen der Unterdrückung, die hier entlang von *race* thematisiert wurden, große Auswirkungen auf die Care-Praktiken der Befragten als Modus Operandi von Männlichkeit haben und diese beeinflussen.

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2018): Bericht über die Auswirkungen der Regelungen zum Elterngeld Plus und zum Partnerschaftsbonus sowie zur Elternzeit. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/121264/6bfce747d8a948b19ddb73e4bfdaef/bericht-elterngeldplus-data.pdf> [Zugriff: 21.03.2023].
- Bohnsack, Ralf (1989): Generation, Milieu und Geschlecht – Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2021): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden (10. überarb. Aufl.). Opladen u.a.: Budrich.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (2013): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: VS.
- Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeit (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- El-Mafaalani, Aladin (2017): Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. In: Scherr, Albert/El-Mafaalani, Aladin/Yüksel, Gökçen (Hrsg.): Handbuch Diskriminierung. Wiesbaden: Springer VS, S. 465–478.
- Elliott, Karla (2020): Young Men Navigating Contemporary Masculinities. Cham Switzerland: Palgrave Macmillan.
- Elliott, Karla (2019): Negotiations between progressive and ‘traditional’ expressions of masculinity among young Australian men. In: Journal of Sociology 55, 1, S. 108–123.

- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an emerging Concept. In: *Men and Masculinities* 19, 3, S. 240–259.
- Gärtner, Debora/Lange, Katrin/Stahlmann, Anne (2020): Was der Gender Care Gap über Geld, Gerechtigkeit und Gesellschaft aussagt. Einflussfaktoren auf den Gender Care Gap und Instrumente für seine Reduzierung. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Gärtner, Marc/Scambor, Elli (2020): Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. In: *APuZ* 70, 45, S. 22–27.
- hooks, bell (2004): Choosing the margin as a space of radical openness. In: Harding, Sandra (Hrsg.): *The feminist theory standpoint reader: Intellectual and political controversies*. New York: Routledge, S. 153–159.
- Kassner, Karsten (2008): Männlichkeitskonstruktionen von „neuen Vätern“. In: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen: Budrich, S. 141–163.
- Kleemann, Frank/Krähne, Uwe/Matuschek, Ingo (2013): *Interpretative Sozialforschung. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: VS.
- Kooroshy, Shadi/Mecheril, Paul/Shure, Saphira (2021): Rassismus in der Migrationsgesellschaft. In: Fereidooni, Karim/Höfl, Stefan E. (Hrsg.): *Rassismuskritische Bildungsarbeit. Reflexionen zu Theorie und Praxis*. Frankfurt a.M.: Wochenschau, S. 15–36.
- Leiprecht, Rudolf/Langerfeldt, Alexander (2019): *Junge Männer in der Migrationsgesellschaft. Ergebnisse einer quantitativen Befragung von 2010 zu den Forschungsthemen Männlichkeit, Diskriminierung und Diversitätsbewusstsein*. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Matzner, Michael (2004): *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern. Subjektive Vaterschaftskonzepte und die soziale Praxis der Vaterschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mecheril, Paul/Rangger, Matthias (2022): Was, wenn die sich selbst kulturalisieren? – Essentialisierung unter Bedingungen migrationsgesellschaftlicher Subjektivierung. In: Mecheril, Paul/Rangger, Matthias (Hrsg.): *Handeln in Organisationen der Migrationsgesellschaft. Differenz- und machttheoretische Reflexionen einer praxisorientierten Fortbildungsreihe*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89–120.
- Meuser, Michael (2014): Care und Männlichkeit in modernen Gesellschaften – Grundlegende Überlegungen illustriert am Beispiel involvierter Vaterschaft. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit/Theobald, Hildegard (Hrsg.): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband (20)*. Baden-Baden: Nomos, S. 163–178.
- Nohl, Arnd-Michael (2012): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis (4. überarb. Aufl.)*. Wiesbaden: VS.
- Pangritz, Johanna (2019): Fürsorgend und doch hegemonial? Eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. In: *GENDER* 11, 3, S. 132–149.
- Prattes, Riikka (2022): Caring Masculinities and Race: On Racialized Workers and “New Fathers?”. In: *Men and Masculinities* 25, 5, S. 1–22.
- Pye, Karen D. (2010): What Is Internalized Racial Oppression And Why Don’t We Study It? Acknowledging Racism’s Hidden Injuries. *Sociological Perspectives* 53, 4, S. 551–572.

- Scambor, Elli/Holtermann, Daniel (2023): *Ist Sorgearbeit nichts für Männer?* Freiburg i.Br.: Lambertus Verlag.
- Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (2019): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaft.* München: Oekom Verlag.
- Schütze, Fritz (1983): *Biographieforschung und narratives Interview.* *Neue Praxis* 3, 13, S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Teil 1: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können.* Hagen: Studienbrief FernUniversität in Hagen.
- Schwalbe, Michael/Godwin, Sandra/Holden, Daphne/Schrock, Douglas/Thompson, Shealy/Wolkomir, Michele (2000): *Generic Processes in the Reproduction of Inequality: An Interactionist Analysis.* *Social Forces* 79, 2, S. 419–452.
- Tunç, Michael (2021): *Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven.* In: Schondelmayer, Anne-Christin/Riegel, Christine/Fitz-Klausner, Sebastian (Hrsg.): *Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse.* Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 245–262.
- Tunç, Michael (2018): *Väterforschung und Väterarbeit in der Migrationsgesellschaft. Rassismuskritische und intersektionale Perspektiven.* Wiesbaden: Springer VS.
- Tunç, Michael (2017): *Diversitätsbewusste Männer- und Väterarbeit Intersektionalität und rassismuskritisch-migrationsgesellschaftliche Entwicklungen.* In: *Journal für Psychologie*, 25, 2, S. 121–151.

Friktionen egalitärer Vaterschaft. Rekonstruktive Annäherungen zu den immanenten Spannungen der Neuordnung elterlicher Sorgeverhältnisse

1 Einleitung

Der Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft konstituiert erstens eine generationale Neuordnung und erfordert zweitens eine Neuorientierung und -ausrichtung der bisherigen Lebensentwürfe und des gemeinsamen Alltags. Die generationale Verwiesenheit kann dabei als Sorgebeziehung verstanden werden, für die im Folgenden zwei Diskussionslinien bedeutsam sind: Zum einen ist der Zusammenhang von Sorge und Generation am Anfang und am Ende des Lebens hervorzuheben. Ich beschränke meine Ausführungen auf die Lebensphase der „leiblichen Angewiesenheit von Kindern“ (Seehaus 2014: 17) und ihrer basalen Abhängigkeit. Dabei geht es um weit mehr als die „Versorgung der Kinder“ (Beck-Gernsheim 1996: 30). Hier zeigt sich vielmehr eine „Eingebundenheit in Sorgebeziehungen als Normalfall (zwischen-)menschlicher Existenz“ (Baader/Eßer/Schröer 2014: 9), die konstitutiv für Elternschaft ist. Zum anderen entspinnt sich am Begriff der Sorge ein dichtes Netz, das mit geschlechtertheoretischen und -politischen Diskursen und dem Begriff *care* verbunden ist (vgl. Hartmann 2022: 66–73). Die „revolutionäre Forderung“ (Beck-Gernsheim 1996: 39) einer egalitären Aufteilung von (unbezahlter) Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern hat ihren revolutionären Charakter verloren, sie kann aber sachlogisch weiterhin Geltung beanspruchen. Dies zeigt sich u.a. darin, dass Mütter auch bei vergleichbarem Umfang der Erwerbstätigkeit die Hauptlast der Hausarbeit tragen (vgl. Rendtorff 2006). Auch bei von Paaren reklamiert gleicher Aufteilung von Erwerbs- und Carearbeit zeigt sich empirisch vielfach eine Unwucht der Mehrbelastung der Frauen (vgl. Maiwald/Speck 2022).

Der vorliegende Beitrag nimmt eine mikrologische Perspektive ein und widmet sich einem Gegenentwurf zum gesellschaftlich dominierenden Modell mütterlich erbrachter Sorgearbeit. Mit dem qualitativen Zugriff¹ sollen Zusam-

1 Die empirische Grundlage bilden Interviews aus einer explorativen Phase eines Forschungsprojekts zu den Perspektiven und Lebenswelten werdender Erstväter.

menhänge im Spannungsfeld der geschlechterbezogenen Persistenz und Transformation der Sorge fallrekonstruktiv herausgearbeitet werden.

Im hier dargestellten Fall Patrick*² nimmt er ab der Geburt des Kindes zwei Jahre Elternzeit. Seine Partnerin wird ihre Erwerbstätigkeit nach einigen Monaten gemeinsamer Elternzeit wieder aufnehmen. Bevor ich mich dem Fall zuwende, werden in Kapitel 2 gesellschaftliche Rahmenbedingungen modernisierter Elternschaft skizziert. Die quantifizierbare Aufteilung der Sorgearbeit am Beispiel der Elterngeldbezugsdauer – und die Trägheit ihrer geschlechterbezogenen Angleichung – werden als grundlegendes Strukturproblem diskutiert. Während die frühere „Sonderrolle der Frau“ (Beck-Gernsheim 1996: 38) mit klaren Zuständigkeiten für alle Beteiligten einherging, muss das elterliche Sorgearrangement nun neu ausgehandelt werden. Um dies empirisch zu fassen und damit verbundene immanente Friktionen darzulegen, greife ich auf die Methode der Objektiven Hermeneutik zurück, deren methodische und methodologische Prämissen in Kapitel 3 expliziert werden. In Kapitel 4 stelle ich Patrick zunächst knapp vor, um anschließend den Fokus auf die latenten Sinnstrukturen seines väterlichen Selbstentwurfes zu legen. Die Fallrekonstruktion zeigt, dass die zeitlich-quantitative Verschiebung der Sorgearbeit um das Kind im vorliegenden Fall stark mit einem Selbstbild einhergeht, das sich von einer verallgemeinerten Gruppe ‚der‘ Männer abhebt (4.1). Auf der Paarebene zeigt die Rekonstruktion, dass die Verkehrung der Sorge um das Kind nicht das Ergebnis einer Aushandlung des Paares, sondern paternaler Durchsetzungsmacht ist (4.2). In Kapitel 5 diskutiere ich abschließend die aus der Analyse gewonnenen Befunde und verknüpfe sie mit den Strukturproblemen modernisierter Elternschaft.

2 Strukturprobleme modernisierter Elternschaft

Mit der Entscheidung zur Gründung einer Familie konstituiert sich die gemeinsame Verantwortung für das Kind (vgl. Seehaus 2014). Das heißt, dass Paare das Verhältnis von Erwerbs- und Sorgearbeit im Übergang zur Elternschaft neu tarieren müssen – eine Anforderung, die sich erst in jüngerer Zeit herausgebildet hat. Die Aufteilung ist dabei in der gesellschaftlichen Gesamtschau weiterhin geschlechterhierarchisch strukturiert. Dies lässt sich anhand des 2007 eingeführten Elterngeldes verdeutlichen: Zwar ist der Anteil der Väter, die mindestens zwei Monate Elternzeit nehmen, seit der Einführung angestiegen (vgl. Aunkofer 2022: 22) – im Jahr 2021 lag die durchschnittliche Elterngeldbezugsdauer der Väter bei 3,7 Monaten –, jedoch war die Bezugsdauer bei den Müttern im gleichen Zeitraum mit 14,6 Monaten (vgl. Destatis 2022) fast

2 Alle personenbezogenen Daten wurden anonymisiert.

viermal so hoch.³ Zudem findet die väterlich genommene Elternzeit vielfach parallel zur Elternzeit der Mütter statt (Aunkofer 2022: 31). Verknüpft man diesen Aspekt mit den dargelegten ungleich verteilten zeitlichen Ressourcen in der frühen Elternschaft, lassen sich in Bezug auf den familialen Sorgekomplex primär eine väterliche Entlastungs- und Unterstützungsfunktion gegenüber der Mutter sowie eine *geteilte* väterliche Verantwortung im Generationenverhältnis konstatieren. Dies kann als eine – gesellschaftliche Muster reproduzierende – Antwort auf das mit der Entscheidung zur Gründung einer Familie einhergehende Strukturproblem der Neuausrichtung der individuellen und paarbezogenen Lebensentwürfe gelten. Zum Strukturproblem wird dieser Aspekt nun, weil Mutter *und* Vater sich beim Übergang in die Elternschaft neu ausrichten müssen: sei es in Bezug auf das Erleben von Fremdbestimmung oder den Verzicht auf Freizeitaktivitäten (vgl. Seehaus 2014: 96). Strukturprobleme sind in der Sache selbst bzw. ihrem sachbezogenen Zusammenhang begründet und den Subjekten mindestens punktuell unverfügbar. Damit eng verknüpft ist, dass Strukturprobleme in einem dialektischen Sinn als durch gesellschaftliche Verflechtungen und Spannungen geronnene Strukturen „mit einer gewissen Notwendigkeit auftreten“ (Rendtorff 2005: 19). Im Gegensatz zu technologischen Problemen lassen Strukturprobleme sich jedoch nicht widerspruchsfrei (auf-)lösen. Eltern können sich also *nicht* nicht zum Umstand ihrer Elternschaft und den damit verbundenen Anforderungen verhalten. Dies gilt insbesondere für die Aufteilung der Erwerbs- und Sorgearbeit, die Aushandlungsgegenstand der Paarbeziehung und von unterschiedlichen Motiven geleitet ist (vgl. Peukert 2015; Brandt 2017).

Das hier verhandelte Problem der Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit wird häufig so zu bearbeiten versucht, dass ein Elternteil – vielfach in gering(er)em Umfang einer Erwerbstätigkeit nachgehend – primär die (unbezahlte) Sorge- und Hausarbeit leistet (zumeist die Frau/Mutter), während der andere Elternteil den ökonomisch höheren Anteil zum Haushaltseinkommen beisteuert (zumeist der Mann/Vater). Während Frauen, die primär für die Sorgearbeit zuständig sind, auch weiterhin keine Ausnahme darstellen, findet sich in empirischen Studien zu Vätern und Vaterschaft kein Typus, in dem Väter primär für die Haus- und Sorgearbeit zuständig sind (vgl. Bambey/Gumbinger 2017; Vapro 2022). In jenen Studien gilt der egalitär orientierte Vater als engagiert und involviert, d.h. er repräsentiert einen Typus, der sich die Familienarbeit mit der Mutter gleichwertig und gleichberechtigt aufteilt. Bevor ich mich in Kapitel 4 einem solchen Typus zuwende, expliziere ich einige für die Rekonstruktion zentrale Prämissen.

3 Die Statistik gibt nur Auskunft über den Elterngeldbezug, d.h. über die Dauer, in denen Mütter und Väter, die sich in Elternzeit befinden, einen Einkommensausgleich beanspruchen. Ich rekurriere im vorliegenden Beitrag auf die Elternzeit.

3 **Objektiv-hermeneutische Rekonstruktionen: Eine methodische Einbettung**

Das Erkenntnisinteresse im vorliegenden Beitrag richtet sich auf die Perspektive und Positionierung eines werdenden Vaters, dessen zukünftige partner:inenschaftliche Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit ein Gegenmodell zur gesellschaftlich dominierenden geschlechterbezogenen Aufteilung bildet. Empirisch erfolgt die Rekonstruktion über Sequenzen aus einem narrativen Interview. Methodisch orientiert die Rekonstruktion sich am sequenzanalytischen Verfahren der Objektiven Hermeneutik.

Zentrales Anliegen der Objektiven Hermeneutik ist es, *sinnverstehende* Aussagen über die soziale Welt zu treffen. Sprachliche Äußerungen, wie die Sequenzen aus dem vorliegenden Interview, werden hierbei „als *Ausdrucksgestalt*, nicht als Informationsträger“ (Wernet 2021: 18, Herv. i. O.) zum Gegenstand der Rekonstruktion. Deutlich wird dies z.B. im Hinblick auf die für (biographisch-)narrative Interviews konstitutive offene Erzählaufforderung, auf die auch bei einem thematisch enggefassten Kreis an Interviewten sehr unterschiedliche Antworten erfolgen – und zwar nicht nur inhaltlich, sondern auch in Bezug auf die Dramaturgie und Gestaltung der Erzählung. Vor dieser Folie der Gestaltgebung werden im vorliegenden Beitrag auch die Interviewpassagen von Patrick in den Blick genommen.

Ich beschränke die methodischen Ausführungen auf zwei für Objektive Hermeneutik zentrale Unterscheidungen: erstens die Differenz von Struktur und Inhalt und zweitens die Differenz von manifestem Sinn und latenten Sinnstrukturen (vgl. Wernet 2021: 13ff.). In der Objektiven Hermeneutik ist das Interesse auf Strukturen gerichtet, wobei zugleich der triviale Umstand gilt, dass nur über den Inhalt auf eine Struktur zugegriffen werden kann. Was keine Ausdrucksgestalt annimmt, ist für die objektiv-hermeneutische Rekonstruktion nicht zugänglich. In der für die Methode grundlegenden Verfasstheit der Dialektik von Allgemeinem und Besonderem ist die Fallstruktur keine Rekonstruktion einer singulären, sondern einer von historischen und sozio-kulturellen Bedingungen geprägten und innerhalb dieses Kontextes und seiner Rahmenbedingungen individuierten Gestalt. Ihre Aussagekraft verbleibt dabei nicht in der Logik eines *Einzelfalls*, d.h. auf individueller Ebene, sondern fällt qua Besonderem (Fall) auch Aussagen über das Allgemeine (vgl. Oevermann 2023).

Auf die mit der Differenz von manifest und latent korrespondierende Spannung richtet sich das Augenmerk der Rekonstruktion. In der Interpretationspraxis wird dabei die Differenz von manifestem Sinn und latenten Sinnstrukturen fokussiert. Sie verweist zunächst auf zwei unterschiedliche Aspekte. Manifest verweist im Kontext der Objektiven Hermeneutik auf Motive und Intentionen, auf Ziele und Zwecke; auf das, was gesagt werden *sollte* bzw. auf das,

was ein:e Sprecher:in zum Ausdruck bringen wollte. Die Ebene latenter Sinnstrukturen weist die „eingeschliffenen Routinen“ (Oevermann 2016: 67) und eingelagerten Denk- und Handlungsmuster eines Subjekts aus.

Besonders deutlich wird diese Differenz bei der Abweichung manifester Motive und latenter Sinnstruktur. Um dies zu veranschaulichen, greife ich auf eine Sequenz aus dem Interview zurück. Patrick schildert, dass er bei allen Besuchen der Hebamme dabei war, und begründet seine – nicht weiter legitimationsbedürftige – Anwesenheit ausführlich: *äh nur als beispiel ne wenn sie [die Hebamme, Anm. I. K.] jetzt voll die Aufschneiderin is und meine Freundin fällt drauf rein.* Ich fokussiere zur Verdeutlichung der Differenz nur den hinteren Abschnitt des Sprechaktes. Manifest will hier Patrick zum Ausdruck bringen, dass er seine Freundin durch seine Anwesenheit vor potenziellen unlauteren Absichten der Hebamme schützen möchte. Latent drückt sich im konkret vorliegenden Sprechakt *meine Freundin fällt drauf rein* jedoch ein grundlegender Zweifel an der Urteils- und Handlungsfähigkeit der Partnerin aus. Sie entspricht *in der Schilderung von Patrick auf der Ebene der latenten Sinnstruktur* vielmehr einer Person, die im Modus sanfter Kontrolle vor sich selbst geschützt werden muss, und in der Rekonstruktion zeigt sich eine in die Paarbeziehung eingelagerte und weiter zu prüfende paternalistische Struktur. In der Differenz dieser beiden Ebenen liegt der erkenntnisleitende Kern der Objektiven Hermeneutik, deren Anliegen in der Rekonstruktion ebenjener „Verdeckungszusammenhänge“ (Hummrich 2004: 616) besteht.

Der fallrekonstruktive Zugriff ermöglicht es dem folgend, das von Patrick und seiner Partnerin gewählte Modell der Sorgearbeit nicht nur anhand seiner Rahmenbedingungen als progressiv zu entwerfen, sondern in Bezug auf die Perspektiveinnahme auf dieses Modell und die daran partizipierenden Subjekte zu beleuchten – und damit auch potenzielle Spannungen gegenüber seiner Inanspruchnahme aufzuzeigen.

4 Empirische Befunde

Patrick ist zum Zeitpunkt des Interviews Anfang 30 und arbeitet in einem pädagogischen Ausbildungsberuf in der Großstadt, in der er auch geboren und aufgewachsen ist. Zum Zeitpunkt des Interviews sind es noch rund acht Wochen bis zum errechneten Geburtstermin, von dessen Tag an er Elternzeit nehmen wird. Die geplante Dauer von zwei Jahren schildert er als Kompromiss zwischen dem Wunsch, eigentlich länger Elternzeit nehmen zu wollen, und ökonomischen Gründen: *Ich hä=wär=hätt=am liebsten drei genom=n, (.) aber. Geld und alles ne.* Damit nimmt Patrick nicht nur innerhalb der Gruppe der Väter eine herausgehobene Position ein, sondern trägt auch innerhalb der

Paarbeziehung in Bezug auf die Sorge um das gemeinsame Kind die Hauptverantwortung. Bevor ich mich der Selbstpositionierung als werdender Vater (4.1) und Patricks pädagogischen Vorstellungen (4.2) widme, skizziere ich seine aktuelle Lebenssituation, die der Konturierung des Falls und seiner Perspektive auf die Paarbeziehung dient.

Diese wird von ihm als nicht bruchlos und mit einer längeren Phase der Trennung geschildert. Beide haben währenddessen *Punkte bearbeitet*, wodurch das Fundament für die Wiederaufnahme der Beziehung gelegt werden konnte. Für den vorliegenden Umstand der baldigen Geburt eines gemeinsamen Kindes lässt sich also konstatieren, dass es ohne die Trennung keine Schwangerschaft gäbe. Diese bezeichnet Patrick zugleich als *riskiert (2) und=ich glaub=beim zweiten Mal riskieren also dann beim dritten Mal insgesamt riskieren war=s dann=halt auch einfach °ne° (.) passiert*. Bemerkenswert ist, dass die Figur des Riskierens sinnlogisch dem Prinzip der Wiederholung zuwiderläuft. Zwar kann man sich unwissentlich mehrfach in Situationen gewähnt haben, die rückblickend riskant waren (z.B. nach der Diagnose einer Erkrankung, durch deren Kenntnis man sich nicht in jene potenziell gesundheitsgefährdenden Situationen gebracht hätte). In diesem Fall würde man jedoch nicht davon sprechen, dass etwas *riskiert* war, sondern dass es mit dem heutigen Wissen riskant war. Etwas zu *riskieren* hat jedoch singulären Charakter. Hier zeigt sich zunächst, dass eine vorliegende Schwangerschaft nicht widerspruchsfrei einem ungebrochenen und ausgeprägten Kinderwunsch⁴ beider Partner:innen entspringt. Die Sequenz gibt Aufschluss darüber, dass innerhalb der hier skizzierten Beziehung zuvörderst Patrick der Part ist, für den die Schwangerschaft mit der Einlösung seines Kinderwunsches einhergeht, denn *er war eh jemand der immer Kinder haben wollte aber natürlich auch nur wenn meine Freundin das natürlich auch will*. Im Verlauf des Interviews wird deutlich, dass die Freundin zu Beginn der Schwangerschaft auch über einen Abbruch nachgedacht und eine Beratungsstelle aufgesucht hat. Patrick gerät dadurch in eine passive Position, denn *für mich war=es gar kein Thema (.) aber natürlich für sie und=dadurch @natürlich auch@ für mich*. Hier verschafft sich – so lässt sich bereits rein pragmatisch in Bezug auf die Reproduktionsmöglichkeiten konstatieren – die männliche Angewiesenheit auf Frauen bzgl. des Kinderwunsches Ausdruck. Während Frauen nicht nur über die Möglichkeit verfügen, jenseits einer Partner:innenschaft ein leibliches Kind zu bekommen – und überdies eine Schwangerschaft ohne die Zustimmung des Vaters beenden können –, lässt sich der Kinderwunsch auf Seiten der Männer nicht ohne umfassende Zusatzbedingungen realisieren. Dass ein Schwanger-

4 Ein Thema, das m.E. besonderer Aufmerksamkeit bedarf. Hier kann nur angedeutet werden, dass eine empirisch fundierte Analyse des Komplexes Kinderwunsch hinsichtlich des Mythoshaften – ähnlich wie beispielsweise der Komplex der Mutterliebe (vgl. Badinter 1984) – besonders aussichtsreich scheint.

schaftsabbruch für die Freundin *natürlich* ein Thema war, verweist nicht zuletzt auf Patricks prekäre Position als werdender Vater. Zu diesem ist er geworden, weil seine Partnerin sich gegen einen Abbruch entschieden hat.

4.1 Die Selbstpositionierung als werdender Vater

Das Interview mit Patrick wird nicht durch einen für narrative Formate typischen Erzählimpuls eröffnet, da Patrick während der Einrichtung des Interviewsettings die kommunikative Situation umkehrt und die Interviewerin zu ihrem Forschungsinteresse befragt. Er führt daran anschließend einige seiner Überlegungen hinsichtlich (werdender) Vaterschaft aus: *Wenn ich mir jetzt vorstelle jemand wird Vater, (1) ((schnalzt)) wollte der überhaupt Vater werden?* Die in Patricks Rede eingelagerte Unterstellung, dass Männer vielfach keinen Kinderwunsch hätten und dem folgend Vater wider Willen seien, ist bereits auf der manifesten Ebene erklärungsbedürftig. Abgesehen von der gewählten Vergangenheitsform – wenn jemand ein Kind erwartet, müsste davon die Rede sein, ob jemand überhaupt Vater werden *will* – erweist sich Patricks Deutung der Vaterschaft Anderer auf der latenten Ebene primär als Widerfahrnis: die schwangeren Frauen lassen den Männern keine andere Option, als Vater zu werden. Seine rhetorische Frage verweist damit auf die Imagination eines machtvollen Potenzials der zur Schwangerschaft fähigen Frauen bei gleichzeitiger Implikation der Bedrohung der Männer. Damit schließt Patrick sinnlogisch eine von Paaren gemeinsam getroffene Entscheidung für ein Kind aus. Zu diesem frühen Zeitpunkt des Interviews war Patricks oben geschilderter Kinderwunsch noch nicht thematisch. Lassen wir uns also nicht vom Wissen darüber täuschen, geht aus dieser Sequenz nicht klar hervor, dass Patrick hier nicht auch von sich selbst spricht; dass nicht auch er von der Schwangerschaft und der baldigen Vaterschaft überrumpelt wurde. Diese Lesart setzt sich fort, wenn Patrick seine Überlegungen zur männlichen Auseinandersetzung mit Vaterschaft anhand eines nicht näher definierten Archetypus Mann expliziert. Da *seien viele viele Fragen die sozusagen dazu kommen, und (2) inwiefern setzt er sich denn damit aus=nander; (1)*. Erst im Folgenden wird die geschlechterbezogene Binnenopposition – die Allgemeinheit der Männer versus des Typus des herausgehobenen Mannes, zu dem Patrick sich selbst zählt – deutlich: *und wenn er sich eben wenig damit aus=nandersetzt=was=ich=behaupten=würde was d=viele eben tun, (.)* Patrick löst seinen Gegenentwurf der geringen Auseinandersetzung mit Vaterschaft performativ ein. Vaterschaft setzt seiner Deutung zufolge ein basales Reflexionsvermögen voraus, das der gemeine Mann vielfach nicht einlösen kann: *Dann is=spielt=s ja auch nich groß ne r=Rolle ne, dann sind sie vielleicht weiterhin beim Fußballspielen oder beim Turnier irgendsowas und machen sonst was ihre m=Männerdinger ((atmet tief ein)) und=äh genau (.) dann sch glaub ich (.) dadurch is die Frage*

nich groß da. In dieser Passage werden die Abgrenzung zur und die latente Abwertung der geschlechtsgleichen Binnengruppe besonders deutlich. Patrick konstituiert sich hier zugleich als Forschungssubjekt und als Forschungsobjekt. Er nimmt dabei in Anspruch, alltagsweltlich-versozialwissenschaftliche Aussagen über die von ihm als homogen gefasste Gruppe der Männer treffen zu können, und grenzt sich in seiner Rede als davon positiv abweichender Mann ab. Zugleich reproduziert sich hier seine prekäre Position, denn die Verschiebung von der primär mütterlichen zur primär väterlich gebundenen Sorge dient Patrick zwar als Anlass der Abwertung der geschlechtergleichen Gruppe der Männer, ein Gegenentwurf der eigenen Vaterschaft bleibt jedoch aus.

4.2 Die Nicht-Verhandelbarkeit pädagogischer Vorstellungen

Patricks pädagogische Tätigkeit prägt auch seine Perspektive auf die Erziehung des noch ungeborenen Kindes. Er arbeitet in einem im weitesten Sinne alternativpädagogischen Setting und grenzt seine pädagogische Sichtweise von pädagogischen Institutionen ab, die seiner Auffassung nach einen *Standardrahmen* bieten und deren pädagogische Angebote er abwertend als *Standardgeratter* bezeichnet. Seiner Meinung nach sollten Kinder *so frei wie möglich aufwachsen*. Die pädagogische Perspektive seiner Partnerin wird im Interview nicht expliziert. Sie lässt sich anhand der folgenden Sequenz jedoch zumindest als unklar beschreiben: *ja und dann=is natürlich auch nochmal das=is auch unsere Herausforderung (1) und das wird auch für m=mich und auch für sie genauso schwierig sein.: eben dadurch dass=ich so ne (.) Vorstellung habe (1) ähm dass wir da=n Weg finden miteinander zu sprechen und=da ne Lösung zu finden dass=äh (1) wir das beide (.) möchten was=auch immer wie wir wo-für=rauf wir uns einigen.* Die Äußerungen implizieren zunächst, dass Patrick sich hinsichtlich der Erziehung des Kindes nicht sicher sein kann, dass beide dieselben Erziehungsvorstellungen und -ziele teilen. Die Herausforderung scheint Patricks Darstellung folgend jedoch weniger in der fehlenden Übereinstimmung zu liegen als vielmehr darin, dass er über sehr konkrete Vorstellungen verfügt. Was zunächst verhandlungsbasiert klingt, lässt zugleich erahnen, dass Patrick seine Vorstellungen umzusetzen und damit vor allem gegenüber der Partnerin durchzusetzen versucht. Dies wird im Verlauf deutlich: *bei dem Thema hab=ich gewisse Vorstellungen die=ich dann::=o::=wo ich dann vielleicht auch drüber sprechen kann, (1) aber (.) versteht sie dann tatsächlich das was ich meine.* Schon die Ankündigung, *vielleicht* über seine Vorstellungen sprechen zu können, verweist auf eine elementare Unverhandelbarkeit seiner Position. Im Verlauf knüpft Patrick sinnlogisch eine Verbindung zwischen dem Gros der unreflektierten Männer und seiner Partnerin, wenn er anzweifelt, dass sie *tatsächlich* versteht, was er meint. Was manifest zuvor als gemeinsame (*unsere*) Herausforderung benannt wurde, erweist sich auf der latenten Ebene

als Durchsetzungsmacht. Dies stützt die Annahme, dass Patricks primäre Zuständigkeit für die zumeist weiblich konnotierte Sorgearbeit auf *seiner* Präferenz und nicht auf einer egalitären Aushandlung und Kompromissbildung gleichberechtigter Partner:innen basiert.

So führt er fort: *und=ich glaube das w=w=wird (.) mir immer klarer dass=es (.) gar nich=immer so selbstverständlich hinnehmbar is dass=sie=s auch tatsächlich so versteht wie ich=s meine*. Durch das Wort *hinnehmbar* tritt Patricks Sorgeagenda zutage: Hier mischt sich unter die manifeste Aussageintention, dass er sich eigentlich in einer Position wähnen kann, in der seine Freundin ihm große pädagogische Gestaltungsfreiheit lässt, auf der latenten Ebene das Wissen darum, ihr gegenüber unfair zu spielen. Aus der Gesamtstruktur des Satzes geht nun auch hervor, dass Patrick das Verstehen seiner pädagogischen Vorstellungen mit der Umsetzung durch seine Partnerin gleichsetzt. Dadurch werden die fehlende Flexibilität und die Unverrückbarkeit seiner Position auf der latenten Ebene umso deutlicher. Aus seiner Perspektive lässt sich reklamieren: Erst wenn seine Freundin pädagogisch so handelt wie er, hat sie es auch verstanden. Zugleich zeigt sich in der spezifischen Ausdrucksgestalt ein selbstreflexives Moment: Die Einsicht, dass es eben nicht selbstverständlich (*hinnehmbar*) und damit illegitim ist. Sie muss auf der latenten Ebene verbleiben, weil die Explikation der Inanspruchnahme einer dem Kind gegenüber hervorgehobenen Sorgeberechtigung, auf welche das selbstreflexive Moment sich beruft, manifest kaum artikulierbar und vermittelbar ist.

Und wir dann wahrscheinlich noch mal gucken müssen wie wir da ran gehen, aber (1) ja (.) quasi Missverständnisse (.) im (.) beziehungsweise:::=ähm (6) dass meine Vorstellungen::: (.) mit dem (.) ähm (.) zusammenstoßen was=ähm (1) s=sie sich eben noch nicht vorstellen kann. Hier zeigt sich eine grundlegende Beharrungstendenz auf der eigenen pädagogischen Position, die sich aber in einem eher technisch-handwerklichen Sprachgebrauch (*wie wir da ran gehen*) Ausdruck verschafft und nicht in einer symmetrischen Paarinteraktion. Zugleich reproduziert sich die Fallstruktur und überdies begibt Patrick sich hier in eine belehrende, strukturell paternalistische Position gegenüber seiner Partnerin. Patrick unterläuft im Folgenden eine Fehlleistung in der Rede über seine (fehlende) Anpassungsfähigkeit: *Und=ähm (2) aus meiner Erfahrung heraus bin=ich vielleicht dann (.) hoffentlich nicht aber vielleicht=auch=ähm nich so (.) flexibel bei dem Thema*. So spricht er – zweifelsfrei mit der gegenläufigen Intention – davon, dass er *hoffentlich nich (...)* flexibel bei dem Thema ist. Strukturell wird sein Beharren hier doppelt thematisiert: Nicht nur zementiert er dies erneut – auf der latenten Ebene schimmert überdies durch, dass er eine Aufweichung seiner Perspektive durch Kompromissbildung aktiv herbeiführen könnte, jedoch keine grundlegende Bereitschaft dafür zeigt. Das strukturell paternalistische Moment seiner Rede reproduziert sich ein weiteres Mal, wenn Patrick sich die Frage stellt *und=ähm wie gut kann ich ihr das dann (.) beibringen beziehungsweise=wie::: (.) gut muss=ich mich einfach auch zurück-*

nehmen lernen dann vielleicht, ähm. Sprechaktlogisch verschafft sich im *beibringen* eine pädagogische Absicht der Partnerin gegenüber Ausdruck. Hier reproduziert sich eine strukturell eingelagerte Asymmetrie in der Rede über sie. Auch wenn er seine Überlegungen im Verlauf des Interviews abmildert, zeigt sich, dass hier nicht zwei unterschiedliche Erziehungsinteressen miteinander kollidieren, die es zu vermitteln gilt, sondern dass Patrick die Deutungshoheit des Sorgekontextes für sich reklamiert.

In der Rekonstruktion der Sequenzen zeigt sich, dass Patricks Anspruch eines geschlechterbezogenen Gegenentwurfs auf der latenten Sinnenebene weder auf einem egalitären noch auf einem aushandlungsbasierten Modell von Sorge beruht. Mit der erfolgten Aufteilung der Hauptzuständigkeiten von Erwerbs- und Sorgearbeit beansprucht Patrick sodann auch die sorgebezogene Dominanz. Zugleich lässt sich Patricks Ausgangsposition auf der latenten Ebene als fragil und bedroht skizzieren.

Eine letzte Sequenz, die die damit einhergehenden Befürchtungen darlegt, soll abschließend kursorisch betrachtet werden. So fährt Patrick fort: *(1) Jule* lässt sich auch natürlich offen Elternzeit länger zu machen (1) ich würd mir wünschen dass=sie=s nicht macht.* Zunächst überrascht die Information, dass die Freundin sich die Ausdehnung der Elternzeit *natürlich* offenlässt, war doch bislang keine Rede davon, sondern die hier dargelegte Aufteilung unmissverständlich. Dies erklärt auf einer im Folgenden thematischen Ebene die Bedrohungswahrnehmung in Bezug auf die Sorge – und vor dem Hintergrund der bisherigen Rekonstruktion lässt sich präzisieren: in Bezug auf die nicht alleinige Sorge – um das Kind (.) *weil=ich natürlich gerne (1) auch (.) ne umso=umso leichter iss=es für mich mit mei=m Kind sozusagen.*

Wenn er seine Erziehungsvorstellungen durchsetzen kann, dann bedarf es keiner Auseinandersetzung mehr auf der Paarebene. Der Horizont einer geteilten Elternzeit erweist sich nicht als Entlastung oder als gemeinsame Familienzeit, sondern als Hindernis der eigenen Durchsetzungsmacht. Die Verkehrung gesellschaftlicher Konstruktionen der geschlechterbezogenen Zuständigkeit folgt keiner auf gemeinsamer Aushandlung basierenden Stärkung der weiblichen Position in der Partner:innenschaft wie im Erwerbsleben, sondern qua paternaler Selbstermächtigung.

5 Abschließende Bemerkungen

Ich habe eingangs die generationale Verwiesenheit im Zusammenhang der Sorgebeziehung hinsichtlich der intergenerationalen Achse und in Bezug auf die geschlechterdifferente, generationsgleiche Achse markiert. Vor diesem Hintergrund ist bemerkenswert, was Patrick im Interview nicht vollzieht: einen

Rekurs auf diese, Sorgebeziehungen strukturierenden, Zusammenhänge. Weder wird das noch Ungeborene in seiner Angewiesenheit – mit all den damit einhergehenden Gedanken, Fragen, Unsicherheiten – thematisiert noch wird die Gründung der Familie als *familiales* Projekt ausgewiesen. Vielmehr zeigt sich sinnlogisch erstens der Versuch einer De-Thematisierung der mütterlichen Perspektive. Sie wird von Patrick hierbei nicht als Generationsgleiche gesehen, sondern als Person, mit der er sich manifest arrangieren muss, der gegenüber er auf der latenten Ebene jedoch über die Deutungs- und Durchsetzungsmacht seiner Vorstellungen verfügt. Es ist vor dem Hintergrund der allgemeinen geschlechterbezogenen Zuweisung von Erwerbs- und Sorgearbeit zweitens bemerkenswert, dass Patrick diese Ebene nicht explizit thematisiert. Auf Grundlage seiner Schilderungen konnte vielmehr eine tief eingelagerte paternalistische – und damit das Geschlechterverhältnis trotz der sorgebezogenen Egalisierungsfigur reproduzierende – Struktur der Deutung und Gestaltung der Beziehung herausgearbeitet werden. Auch wurde deutlich, dass seine pädagogische Perspektive von ihm als geeigneter Zugriff der Erziehungsarbeit gilt und er im Interview ein Beharrungsvermögen diesbezüglich zum Ausdruck bringt. Das Bemerkenswerte am vorliegenden Fall ist folglich nicht, dass Patrick als Hauptverantwortlicher die ungleiche Verteilung der sorgebezogenen Ressourcen zwischen ihm und seiner Freundin während der Elternzeit zur Sprache bringt, sondern darin, dass die Thematisierung der Sorgebeziehung zum Kind sich über eine systematische Auslassung der Partnerin vollzieht. Die Bearbeitung der für ihn zentralen Anforderung: der Entwurf der Vaterrolle in der zeitlich hoch frequenten Sorgebeziehung zum Kind, verzichtet im Kern auf eine partner:innenschaftliche Bezugnahme und perpetuiert „die zerstörerischen Elemente“ (Chodorow 1986: 280) ungleicher Elternschaft. Offen bleibt, wie dieser Zusammenhang, die Selbstbesonderung und Abgrenzung durch Abwertung gegenüber der geschlechtergleichen Binnengruppe auf der einen Seite und die kontinuierliche Erzeugung einer Asymmetrie gegenüber der Partnerin auf der anderen Seite, sich grundlegend konstituiert. Mir scheint es diesbezüglich lohnend, die theoretischen Zusammenhänge der für die Objektive Hermeneutik zentralen latenten Sinnstrukturen als eingeschliffene Routinen mit der gesellschaftlich wirksamen „Konstanz der Struktur der zwischen den Geschlechtern bestehenden Herrschaftsbeziehung“ (Bourdieu 2005: 177) anhand weiterer Fälle herauszuarbeiten und systematisch zueinander in Beziehung zu setzen.

Literatur

- Aunkofer, Stefanie (2022): Väter in Elternzeit. (Nicht-)Anerkennung von Familien- und Erwerbsarbeit bei Paaren. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. In: Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt a.M.: Campus, S. 7–20.
- Badinter, Elisabeth (1984): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: dtv.
- Bambey, Andrea/Gumbinger, Hans-Walter (2017): Neue Väter? Rollenmodelle zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Frankfurt a.M.: Campus.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1996): Generation und Geschlecht. In: Liebau, Eckart/Wulf, Christoph (Hrsg.): Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbestimmung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 24–41.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandt, Gesche (2017): Elternzeit von Vätern als Verhandlungssache in Partnerschaften. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 69, 4, S. 593–622.
- Chodorow, Nancy (1986): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive.
- Destatis (2022): Elterngeld 2021: Anstieg des Väteranteils setzt sich fort. 1,4 Millionen Frauen und 472 000 Männer bezogen 2021 Elterngeld. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/03/PD22_141_22922.html [Zugriff: 03.03.2023].
- Hartmann, Anna (2022): Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus (2. Aufl.). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hummrich, Merle (2004): Objektiv hermeneutische Zugänge. In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 610–621.
- Maiwald, Kai-Olaf/Specck, Sarah (2022): Die neue Unsichtbarkeit von Ungleichheit. Normative Paradoxien im Geschlechterverhältnis. In: Honneth, Axel/Maiwald, Kai-Olaf/Specck, Sarah/Trautmann, Felix (Hrsg.): Normative Paradoxien. Verkehren des gesellschaftlichen Fortschritts. Frankfurt a.M.: Campus, S. 297–336.
- Oevermann, Ulrich (2016): „Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in der Sozialwissenschaft. In: Becker-Lenz, Roland/Franzmann, Andreas/Jansen, Alex/Jung, Matthias (Hrsg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Springer VS, S. 43–114.
- Oevermann, Ulrich (2023): Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse (1981). In: Franzmann, Andreas/Rychner, Marianne/Scheid, Claudia/Twardella, Johannes (Hrsg.): Objektive Hermeneutik. Handbuch zur Methodik in ihren Anwendungsfeldern. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 47–82.
- Peukert, Almut (2015): Aushandlungen von Paaren zur Elternzeit. Arbeitsteilung unter neuen Vorzeichen? Wiesbaden: Springer VS.
- Rendtorff, Barbara (2005): Strukturprobleme der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Geschlechterforschung in der Kritik.

- Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen/Bloomfield Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 19–39.
- Rendtorff, Barbara (2006): Von Müttern, Frauen und Schwindlerinnen. Anmerkungen zu Familie, Schule und Geschlecht – Ein Essay. In: Andresen, Sabine/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Geschlechtertypisierungen im Kontext von Familie und Schule. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 15–26.
- Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zur Elternverantwortung und Geschlecht. Geschlechterforschung für die Praxis, Bd. 2. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- VAPRO. You don't need to be Superheroes: Einblicke in die vielfältigen Lebenslagen von Vätern. Abschlussbericht (2023). Technische Universität Braunschweig. <https://doi.org/10.24355/dbbs.084-202212130928-0> [Zugriff: 24.03.2023].
- Wernet, Andreas (2021): Einladung zur Objektiven Hermeneutik. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegermütter als Sorgende

1 Einleitung

Pflegefamilien übernehmen als staatlich geprüfte und kontrollierte Familien Sorge- und Erziehungsaufgaben für Kinder, die nicht bei ihren leiblichen Eltern leben können. Die Kategorie Geschlecht wird in der internationalen Forschung zu Pflegeeltern bislang nur rudimentär untersucht. In vielen Untersuchungen zu Pflegeeltern werden ausschließlich Pflegermütter befragt (Wilson et al. 2007), die Perspektive von Pflegevätern ist kaum berücksichtigt, obwohl deren Rolle im Pflegeverhältnis zunehmend anerkannt wird (Harty/Ethier 2022). Pflegermüttern wird in der bindungspsychologischen Forschung eine zentrale Bedeutung für die Bindung der Pflegekinder zugeschrieben (z.B. Bick/Dozier 2013), sie erleben mehr Belastungen durch ein Pflegeverhältnis als Pflegeväter (Lohaus et al. 2017), sehen sich stärker in einer professionellen Rolle (Rhodes et al. 2003), stellen sich bei ungeplanten Beendigungen in Frage (Reimer 2023), formulieren aber nicht mehr Unterstützungsbedarf als Pflegeväter (Vanderfaillie et al. 2016). Pflegermütterbewerberinnen weisen besonders traditionelle binäre Geschlechterrollenvorstellungen auf (Yaroshenga/Semika 2023). In der internationalen Forschung gibt es entsprechend einen Fokus auf Pflegermütter und es wird davon ausgegangen, dass bei ihnen ein zentraler Teil der emotionalen und der Sorge-Arbeit in Pflegefamilien verortet ist. Wolf (2022: 183) bezeichnet Pflegermütterschaft für den deutschsprachigen Raum als „verberuflichte Mutterschaft“, die „zentraler Bestandteil des Sozial- und Gesundheitssystems ist“, allerdings „sich einer vollständigen Professionalisierung entzieht“ und „in der Folge prestigearm und unterbezahlt“ ist. Dem steht Anerkennung gegenüber, wenn Pflegermüttern „in erziehungswissenschaftlichen und entwicklungspsychologischen Diskursen ein hoher Stellenwert zugesprochen [wird]“ (Wolf 2022: 184). Pflegermütterschaft situiert sich entsprechend im Spannungsfeld staatlicher Anerkennung, einer psychologischen und

pädagogischen Wertschätzung, einer Quasi-Professionalisierung von Sorge- und Erziehungsarbeit und einer Geringschätzung in der monetären Entschädigung der Tätigkeit. Die Vielzahl der kindorientierten Sorgearbeiten, um die herum der Alltag organisiert wird, kann als Erwartung an ein sogenanntes „intensive mothering“ verstanden werden. Dieses bezeichnet in der internationalen Mütterforschung eine Ideologie, nach der die Mutter sich als Subjekt ohne eigene Bedürfnisse und Interessen aufopferungsvoll der Fürsorge für andere widmet und Mutterschaft als exklusiv und umfassend, zeitintensiv, emotional sowie ausschließlich auf das Kind bezogen dargestellt wird (vgl. Arendell 2000:1194; i.B. auf Pflegemütter: Reimer 2023). Zum *intensive mothering* gesellt sich im Falle der Pflegemütter ein Professionalitätsanspruch, der die Tätigkeit als Mutter in eine Art Berufsstatus überführt, allerdings ohne die entsprechende Bezahlung.

Der vorliegende Text basiert auf der Studie „Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkungen auf die Kooperationen in der Pflegekinderhilfe“ (2021–2024), in der untersucht wird, welche mentalen Repräsentationen (Bauer/Wieczorek 2017) Fachkräfte von Pflegefamilien haben und welche Selbstbilder Pflegefamilienmitglieder von sich als Pflegefamilie verbalisieren. Im empirischen Material zeigt sich, dass in der Pflegekinderhilfe besonders Pflegemütter als Sorgende adressiert sowie mit Anerkennung belohnt werden, während sie mit hohen Erwartungen und genderspezifischen Zuschreibungen konfrontiert sind. Die vergeschlechtlichte Kategorie Pflegemutter verstehen wir im Folgenden in einer differenztheoretischen Perspektive (vgl. Heite 2010; Merl et al. 2018): Pflegemütter werden von Fachkräften als Frauen und als spezifische Art von Müttern besondert, ihnen werden qua Geschlecht von Fachkräften wie Familienangehörigen bestimmte Merkmale und Rollen zugeschrieben, die mit Erwartungen einhergehen und die ihnen im Pflegeverhältnis eine klar umrissene Rolle zuweisen. Pflegemütter positionieren sich zu diesen Zuschreibungen und Erwartungen und eignen sich in unterschiedlichem Ausmaß die ihnen zugewiesenen Rollen an. Der Text beschäftigt sich entsprechend mit der Frage, welche genderspezifischen Zuschreibungen, Erwartungen und Rollenzuweisungen mit der Übernahme der Sorge um ein Pflegekind für diejenigen einhergehen, die als Pflegemütter gelten, welche Anerkennungsmechanismen in diesen Zuschreibungen und Rollenübernahmen wirksam werden und zu welchen Positionierungserfordernissen (Merl et al. 2018) diese für Pflegemütter führen. In den Schlussfolgerungen argumentieren wir, dass aus der Fokussierung der Pflegekinderhilfe auf die Pflegemütter und deren Sorgearbeit sowohl für die Pflegemütter selbst als auch für Familienmitglieder, Pflegekinder sowie deren leibliche Eltern spezifische Risiken hervorgehen.

2 Sorge-Arbeit in (Pflege-)Familien in der Schweiz

Statistiken zufolge nimmt die Vielfalt der Familienformen sowie die Erwerbstätigkeit von Müttern in der Schweiz zu, während das männliche Ernährer-Modell weiter dominiert (Stamm 2016; Bundesamt für Statistik 2021). Sozialwissenschaftliche Studien zeigen eine weit größere Diversität der Familienwirklichkeiten als die der traditionellen Kleinfamilie (Baumgarten et al. 2017). So ist beispielsweise divers, wer zur Familie gezählt wird und wo Familie stattfindet (Widmer et al. 2013; Degen/Guggenbühl 2023). Familienpolitisch werden in der direktdemokratischen und föderalistischen Schweiz vermehrt progressive Vorstöße gemacht. Die Abstimmungsergebnisse zeigen jedoch ausgeprägt liberal-konservative Positionen, nach denen die Schweiz im europäischen Vergleich in Bezug auf fortschrittliche familienpolitische Maßnahmen auf den unteren Plätzen rangiert (Häusermann/Bürgisser 2022). Trotz des breiten – auch erziehungswissenschaftlichen – Diskurses zu Familienmodellen ist der Niederschlag an variantenreichen Vorstellungen von Familie in der sozialpädagogischen Praxis gering (Brauchli 2022) – dies legen auch unsere Befragungen von Fachkräften der Pflegekinderhilfe nahe. Das traditionelle Familienmodell schlägt sich, wie wir unten ausführen, im Bild der Pflegefamilie nieder und verdichtet sich zu Zuschreibungen an die Pflegemutter.

Für das Kinder- und Jugendhilfesystem liegen wenige Statistiken vor, es wird davon ausgegangen, dass ca. ein Drittel der schätzungsweise 18'000 fremduntergebrachten Kinder in der Schweiz (Seiterle 2017) in Pflegefamilien leben. Pflegefamilien sind eine besondere Familienform, die kantonal und kommunal unterschiedlichen Bedingungen der Rekrutierung, Begleitung und Finanzierung unterliegen, dabei sind Behörden und Dienstleistungserbringer (Vereine und privatwirtschaftliche Anbieter) involviert. Pflegeeltern können pädagogisch ausgebildet und entgeltlich angestellt (inkl. Sozialversicherung) oder Laien sein, die ein (geringeres) Pflegegeld erhalten oder als Verwandte des Pflegekindes gar nicht entschädigt werden (Art. 294 ZGB).¹ Entsprechend ergibt sich in der Schweiz ein System, in dem Pflegefamilien für die Kinder- und Jugendhilfe bedeutsam sind, aber unterschiedlich gerahmt und unterstützt werden (Reimer/Aeby im Erscheinen).

Die Aufnahme eines Pflegekindes geht mit der Übernahme von Sorge für das Kind einher. Der Begriff der Sorge bezieht sich dabei nicht auf die elterliche Sorge in einem juristischen Sinn. Sorge bedeutet hier „gute Pflege, Erziehung und Ausbildung des Kindes Gewähr bieten“ (Art. 5 PAVO) und die damit verbundenen Care-Tätigkeiten übernehmen (Maier-Gräwe 2015). Diese Form der durch Pflegeeltern ausgeübten Alltagssorge unterscheidet sich von der

1 Gem. Art. 294 Abs. 2 ZGB müssen Verwandte als Pflegeeltern nicht entschädigt werden. Manche Kantone sehen aber dennoch eine Entschädigung vor.

Sorge anderer Eltern, da staatliche Akteure in die Auswahl- und Entscheidungsprozesse involviert sind: In den meisten Fällen entscheiden Behörden, dass leibliche Eltern nicht in der Lage sind, ihrem Kind eine angemessene Alltagsorge zukommen zu lassen, gleichzeitig bestimmen staatliche Stellen mit, wer anstelle der leiblichen Eltern die Alltagsorge für ein Kind tragen soll und ob dies angemessen umgesetzt wird (Art. 316 ZGB; Art 1 PAVO, Gassmann 2018). Pflegefamilien zeichnen sich folglich u.a. dadurch aus, dass sie im Vergleich zur Herkunftsfamilie als „bessere“ Familie für ein Kind sorgen (Blandow 2004).

Für ihre Sorgearbeit erhalten Pflegefamilien neben der monetären Entschädigung verschiedene Formen der Anerkennung. Geht man von den intersubjektiven Anerkennungsformen bei Honneth (1992) aus, Liebe, Recht und soziale Wertschätzung, zeigen sich hier allerdings einige Spannungsfelder. Die Liebe des Pflegekindes zur Pflegefamilie ist prekär, sie kann weder erwartet noch vorausgesetzt werden, das Aushandeln von Nähe und Distanz stellt eine ständige Aufgabe dar (Hünersdorf/Studer 2011). Die rechtliche Situation von Pflegeeltern ist ebenfalls prekär: In der Regel haben sie nur die Alltagsorge für das Kind inne und sind bei vielen Entscheidungen auf die Zustimmung Dritter angewiesen, wodurch viele Pflegeeltern ihre Position als rechtlich schwach und benachteiligt erleben (Reimer/Aeby im Erscheinen), bei einem Abbruch des Pflegeverhältnisses verlieren sie alle Rechte in der Beziehung zum Kind (Gabriel/Stohler 2020). Soziale Wertschätzung als Anerkennungsform erhalten Pflegefamilien von Fachkräften und aus ihrem privaten Umfeld vor allem, wenn sie demonstrieren, dass sie – im Vergleich zur Herkunftsfamilie – die bessere Familie sind. Werden allerdings Schwierigkeiten nach außen sichtbar, droht diese Anerkennung wegzufallen und Interventionen setzen ein, die die Pflegeelternschaft beenden können (Gassmann 2018). Anerkennung für Sorgetätigkeit in Pflegefamilien stellt also ein Spannungsfeld dar, das, wie wir im Folgenden zeigen werden, vor allem auf die Pflegemütter wirkt und auch daran geknüpft ist, dass diese den Erwartungen und Rollenzuschreibungen entsprechen.

3 Methodisches Vorgehen

In der vom Schweizer Nationalfonds finanzierten Studie „Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkungen auf Kooperationsprozesse in der Pflegekinderhilfe“ wurden zwischen Mai 2021 und August 2022 anknüpfend an die Grounded Theory Methodologie (Strauß/Corbin 1996) neun Gruppendiskussionen mit 47 Fachkräften (27w/20m) der Pflegekinderhilfe (deutsche und französische

Schweiz) und 43 Einzelinterviews mit Mitgliedern von 18 Pflegefamilien² geführt. Gruppendiskussionen bieten die Möglichkeit, vielschichtige Ansichten und Haltungen der Fachkräfte zu erheben, während Einzelinterviews mit Pflegefamilienmitgliedern die unterschiedlichen Perspektiven darzulegen erlauben, ohne durch die Machtbeziehungen innerhalb der Familie beeinflusst zu werden (Heinzel 2012). Die Befragungen wurden mittels eines offenen, erzählerischen Leitfadens durchgeführt. In einem iterativ-zyklischen Vorgehen (Mey/Mruck 2011) wurden einer anfänglich theoretischen Kontrastierung folgend während des Auswertungsprozesses weitere Interviewpartner:innen gewonnen, gleichzeitig führten neue Interviews zu Denkanstößen und Einsichten im laufenden Analyseprozess. Die im Rahmen der Gruppendiskussionen befragten Gruppen kontrastieren nach Organisationsform der Arbeitgebenden (Behörden, Vereine, AG/GmbH) und Funktion in der Arbeit mit Pflegefamilien sowie nach Alter und Berufserfahrung der Teilnehmenden. Die befragten Pflegefamilien wurden kontrastiv ausgewählt nach Professionalisierungsgrad (ausgebildete angestellte Pflegefamilien, Laien, Verwandte), sozioökonomischen Merkmalen, Alter und Anzahl der Kinder, Wohnsituation und Dauer des Pflegeverhältnisses. Nach den Befragungen wurden ausführliche Beobachtungsprotokolle angefertigt und die Audiodateien transkribiert und anonymisiert. Sämtliche Transkripte der Gruppendiskussionen wurden offen codiert. Durch Minimal- und Maximalkontraste sowie sequenzielle Feinanalysen konnten die Transkripte aufgeschlüsselt und Kernkategorien gebildet werden, die zueinander in Verbindung gesetzt wurden. Sechs Transkripte der Einzelinterviews wurden offen codiert, der so entstandene Codebaum mit jenem der Gruppendiskussionen abgeglichen und interessierende Codes herausgearbeitet, auf die hin alle übrigen Einzelinterview-Transkripte codiert wurden, gefolgt von einem rekonstruktiven Vorgehen analog zum Vorgehen bei den Gruppendiskussionen.

Im Folgenden werden Ergebnisse der Gruppendiskussionen vorgestellt (Kapitel 4), diese werden in Relation zu Ergebnissen aus Einzelinterviews (Kapitel 5) gebracht.

4 Erwartungen von Fachkräften an Pflegefamilien

Gruppendiskussionsübergreifend zeichnet sich ab, dass die Fachkräfte ein relativ homogenes Bild von Pflegefamilien vertreten. Pflegefamilien werden primär als ländlich situierte, westliche und christliche Mittelschichtsfamilien mit einwandfreiem Leumund skizziert. Urbane Familien in einer Mietwohnung

2 13 Pflegemütter, 9 Pflegeväter, Pflegekinder (7w/5m), leibliche Kinder (5w/4m). Ein Pflegeelternpaar ließ sich gemeinsam in einem Paarinterview befragen.

werden kritisch diskutiert. Pflegeeltern sind dabei vorwiegend als heterosexuelles Paar im Ernährer-Modell organisiert, haben teilweise leibliche Kinder und sind von guter Gesundheit. Mit Eigenschaften wie vielseitig und sozial engagiert, offen, konsensorientiert, kommunikations- und konfliktfähig weisen Pflegefamilien in der Tendenz Werte auf, die sich als bildungsbürgerlich und der Nachhaltigkeit verpflichtet zusammenfassen lassen.

Im Kontext der so charakterisierten Pflegefamilien wird im Folgenden aus einer Differenzperspektive (Heite 2010) aufgezeigt, welche essentialistischen Merkmale Pflegemüttern von Fachkräften zugeschrieben werden, die ihnen eine geschlechtsspezifische Rolle zuweisen und mit entsprechenden Erwartungen an sie einhergehen.

Der Antrieb für das Pflegeverhältnis wird bei den Pflegemüttern verortet. Dass Pflegemütter „Kinder gerne haben“ wird positiv gewertet, während dasselbe bei Männern mit Skepsis beobachtet wird (GInt3). Im laufenden Pflegeverhältnis wird der Pflegemutter die Rolle derer zugeschrieben, welche die Sorge für das Pflegekind sowie die Organisation der Haus- und Familienarbeit übernimmt. Das wird explizit so von Fachkräften formuliert und zeigt sich darüber hinaus im Phänomen der rhetorischen Modernisierung (Wetterer 2003), wo die Involvierung der Pflegeväter sprachlich hervorgehoben wird oder von Pflegeeltern gesprochen wird, wenn eindeutig Pflegemütter gemeint sind. Es manifestiert sich weiter in Beispielen von Alltagshandlungen, die fast ausschließlich Pflegemütter ausführen. Mindestens in einer undefinierten Anfangszeit mit dem Pflegekind wird von einem Pflegeelternteil der Verzicht auf eine externe Erwerbstätigkeit erwartet, regelhaft ist dies die Pflegemutter. Pflegemüttern werden diverse erzieherische, hauswirtschaftliche und organisatorische Fähigkeiten zugeschrieben, eine Fachperson spricht in diesem Kontext von der Pflegemutter als „eierlegende Wollmilchsau“ (GInt5). Im Zentrum der den Pflegemüttern zugeschriebenen Sorgetätigkeit steht das tägliche Bereitstellen eines warmen Mittagessens zuhause³, das von Fachkräften für das als vulnerabel skizzierte Pflegekind als essenziell dargestellt wird. Institutionelle Betreuung wird maximal zeitlich befristet toleriert, wenn sie „hilfreich für die Entwicklung“ des Kindes ist:

„für das eine Pflegekind ist es super, wenn es in die Kita gehen kann und ist hilfreich für die Entwicklung [...] für ein anderes [...] das darf man diesem Kind noch nicht antun“ (GInt1).

Die Formulierung des „Antuns“ zeigt die negative Konnotation der außerfamilialen Betreuung. Von der Pflegemutter wird die Betreuung zuhause erwartet, kann sie diese ausnahmsweise nicht gewährleisten, wird es als legitim betrachtet, wenn meist weibliche Verwandte oder Nachbar:innen einspringen.

3 Das Schweizer Schulsystem sieht i.d.R. keine Ganztageschulen vor, d.h. die Kinder gehen zum Mittagessen nach Hause oder müssen kostenpflichtig außerunterrichtlich betreut werden.

Die Haltung der Fachkräfte gegenüber Pflegemüttern ist ambivalent. Pflegemüttern wird neben den oben erwähnten Kompetenzen Selbstausschöpfung in der Übernahme der Sorgearbeit zugeschrieben, wobei das mit einem Pflegeverhältnis verbundene Leid und die Entbehrungen als Gewinn dargestellt werden. So generieren Pflegemütter laut Fachkräften „Freude“ aus ihrer Selbstaufopferung:

„diese Freude am Leiden [...] dieses Aufopfernde, ich weiß auch nicht warum das vor allem Frauen sind, die das so wahnsinnig oft machen“ (GInt6).

Oder sie „blühen auf“ unter der enormen Arbeitsbelastung des Pflegefamilienalltags:

„vor allem Pflegemütter, die am Karren zerren daheim, wo es mir das Köppchen hebt [...] vier Kinder und dann noch zwei Pflegekinder und noch einen Hund und noch alles andere und die sitzt da und trinkt Kaffee mit mir. und tut so, als hätte sie keinen Stress. ich habe schon nur Stress, wenn ich höre, was die alles. Das muss man auch manchmal eingestehen: es haben nicht alle Leute gleiche Belastungsgrenzen [...] das habe ich zumindest schon ein paar Mal erlebt und gedacht: ‚hey ich will das nicht leben, dieses Leben, das du lebst‘“ (GInt9).

Einerseits wird die große Arbeitsleistung der Pflegemutter anerkannt, andererseits wird ihr zugeschrieben, das Überschreiten von Grenzen zu ihrem Glück zu benötigen. Darin äußert sich eine misogynie Haltung. Diese ist latent vorhanden, wenn Fachkräfte sich die immense Leistungsbereitschaft der Frauen, welche im Kontrast zur eigenen steht, zu erklären versuchen und rhetorisch abwerten, indem sie diese als deviant klassifizieren.

Die hohe Leistungsbereitschaft wird weiter implizit mit einer Professionalitätserwartung erklärt. Damit wird den Pflegemüttern eine Rolle zugewiesen, die traditionelle Mutterschaft und professioneller Rolle vereint:

„ein Pflegemami ist oft noch in der alten Rolle [...] ist oft Case Manager [sic] und hat neben Mami sein [...] ganz viele Feuerwehrlösungen und Organisatorisches und sicher ein zusätzlicher Aufwand. aber ich glaube es ist doch auch [...] ein Gewinn so an den Kindern“ (GInt3).

Die Formulierung „Case Manager“ hebt die Familien- und Sorgearbeit rhetorisch in einen prestigeträchtigen Berufsstatus, als Lohn bringt das „Mami-sein“ aus der Perspektive der Fachkraft den „Gewinn [...] an den Kindern“, monetärer Gewinn wird mit der Pflegemutterschaft nicht in Verbindung gebracht. Neben dem Organisations- und Sorgeaufwand, der alltägliche Aufgaben sowie Notfalleinsätze beinhaltet, umfasst das „Mami-sein“ emotionale Sorge und Liebe, die besondere Kompetenz und Bereitschaft dazu wird den Pflegemüttern aufgrund ihres Geschlechts und ihres Mutter-seins zugeschrieben (GInt3).

Auch hierin kann eine misogynie Haltung gesehen werden, wenn die Arbeit von Pflegemüttern zwar rhetorisch, nicht aber finanziell anerkannt wird und den Frauen zugeschrieben, respektive erwartet wird, sich damit zufrieden zu geben.

Die Fachkräfte schreiben der Pflegemutter entsprechend die Rolle einer liebenden, fürsorglichen Mutter zu, die sich an der Sorge um die Kinder erfreut und sich für diese aufopfert. Für die Pflegemütter geht mit den Erwartungen und Rollenzuschreibungen einher, dass sie ökonomisch nicht unabhängig sind sowie für ihre rechtliche und soziale Anerkennung die positive Bewertung durch Fachkräfte brauchen. Einerseits wird von ihnen großes, bis zur Selbstausbeutung reichendes Engagement erwartet, andererseits werden Pflegemütter dafür aufgrund der damit einhergehenden Überschreitungen eigener Grenzen als abweichend charakterisiert.

5 Pflegemütter – Eigenperspektive und Sicht der Familienmitglieder

Pflegefamilienmitglieder und im Besonderen die Pflegemütter selbst sind gefordert, sich zu den Zuschreibungen und Rollenerwartungen zu verhalten und zu positionieren (Merl et al. 2018), sowohl die Annahme von Zuschreibungen als auch deren Ablehnung gehen mit Risiken und Chancen einher. Im Folgenden wird herausgearbeitet, welche Zuschreibungen Pflegemütter und ihr Umfeld übernehmen, welche (teilweise) nicht und welche Konsequenzen daraus hervorgehen.

Übereinstimmend mit der Perspektive der Fachkräfte findet sich in den Interviews mit den Pflegemüttern eine unhinterfragte genderspezifische Verantwortungsaneignung für die familiäre Sorgearbeit, mit einer Vielzahl von Aufgaben: Haus- und Familienarbeiten, administrative Aufgaben, Kooperation mit Herkunftsfamilie, Fachkräften der Sozialen Arbeit, der Schule und des Gesundheitssystems, Besuch von Fortbildungen und teils Engagement in Pflegekinderhilfeorganisationen. Hier zeigt sich, dass die Pflegemütter in den konkreten Aufgaben der Rollenzuschreibung und der Erwartungshaltung der Fachkräfte gerecht zu werden versuchen. Auch teilen sie mit den Fachkräften die Zuschreibung einer besonderen Belastbarkeit und weniger eigener Bedürfnisse, so beschreibt eine Pflegemutter ihr *intensive mothering*:

„es [ist] für mich schon erholsam, wenn ich alleine putzen [...] oder alleine kochen kann [...] also ich muss nicht hinsitzen können oder ein Buch lesen oder Sport machen [...] sondern ich habe schon das Gefühl von Erholung, wenn ich einfach am Morgen alleine meine Haushaltssachen machen kann. [...] ich habe wirklich nicht so Mühe meine eigenen Bedürfnisse zurückzunehmen für andere“ (EInt12_Nicole/w).

Viele Pflegeeltern teilen mit den Fachkräften außerdem die große Vorsicht beim Auslagern von Betreuungsaufgaben. Dies kann mit der Familienorganisation, aber auch mit einem spezifischen Familienverständnis, das die Erzie-

hungs- und Sorgeaufgaben für ein Kind in der Familie verortet, begründet werden. So argumentiert ein Pflegevater:

„was ist Familie und wer erzieht das Kind, wer ist für das Kind da? bei uns rechnet sich das definitiv nicht, wenn ich fünf Kinder abgebe und meine Frau arbeiten gehen würde. das ist lustigerweise in Pflegefamilien möglich und das finde ich fast pervers. [...] wer hat ‘ne Bindung zum Kind“ (EInt11_David/m).

Institutionelle Betreuung wird als Notlösung verstanden, zum Preis einer beeinträchtigten „Bindung zum Kind“. Die Etikettierung institutioneller Betreuung als „pervers“ veranschaulicht die moralische Implikation und die Rollenerwartung an Pflegemütter.

Von Fachkräften, den eigenen Familienmitgliedern und aus dem erweiterten Umfeld erhalten Pflegemütter für das Erfüllen der ihnen zugeordneten Rolle ein hohes Maß an Anerkennung in Form sozialer Wertschätzung. Ein Beispiel dafür gibt die 16jährige Sophie, die die Präsenz ihrer Mutter zuhause lobt:

„das Mami arbeitet nicht, nicht extern, ist daheim im Haushalt tätig und das ist immer wertvoll gewesen. man kommt heim, es ist immer jemand daheim, es steht das Mittagessen bereit, es ist gekocht. [...] nicht wie bei anderen Eltern, die arbeiten, wo man zuerst alleine daheim ist. [...] am Morgen kommt uns eigentlich das Mami immer wecken. [...] ohne das wär [ich] schon viel zu oft zu spät in die Schule gekommen“ (KInt5_Sophie/w).

Die leibliche Tochter erlebt die Anwesenheit der Mutter mit Unterstützung und Mahlzeiten als „wertvoll“ und wichtig für die eigene Organisationsfähigkeit und grenzt das eigene Familienmodell deutlich zu Familien mit erwerbstätigen Müttern ab.

Anerkennung erleben die Pflegemütter zudem in Form von Dankbarkeit der Herkunftsfamilien, von guter Entwicklung der Pflegekinder und von Fachkräften für den gekonnten Umgang mit stereotyp als schwierig bezeichneten Pflegekindern und Herkunftseltern.

Im starken Kontrast zu den Darstellungen der Fachkräfte fällt in den Einzelinterviews allerdings auf, dass die Lebenssituationen von den Pflegemüttern selbst vielfältiger dargestellt werden und damit ein Teil der Zuschreibungen der Fachkräfte von den Pflegemüttern abgelehnt wird. Eine Befragte ist alleinerziehend, manche arbeiten in Teilzeit, zwei Befragte leben in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft, manche übernehmen als Großmütter die Pflegemutterrolle. Dabei sehen die Befragten ihr Pflegemuttersein zum Teil als Berufersatz, teils jedoch als private Lebensform. Einige Pflegemütter wünschen sich zurück in die Erwerbstätigkeit.

Nicht alle Pflegeeltern teilen die Erwartung der Fachpersonen, dass stets ein Pflegeeltern teil, sprich die Pflegemutter, in Vollzeit zu Hause sein soll. Ein Teil der Pflegefamilien befürwortet institutionelle Betreuung und manche professionelle Pflegefamilien beschäftigen zur Entlastung Angestellte. Simon und seine Frau leben beispielsweise ein anderes als das erwartete Erwerbsmodell und dürfen daher ihr Pflegekind nur am Wochenende und in den Ferien betreuen:

„wir hätten eigentlich Vollzeitpflegefamilie sein wollen, das haben wir aber nicht gedurft. Weil wir beide arbeiten. [...] meine Frau [arbeitet] 60% ich arbeite 80% und das ist zu viel. Jemand muss fix zu Hause sein. [...] da geht man noch von einem sehr konservativen Familienmodell aus“ (EInt13_Simon/m).

Ein Nichtentsprechen der Erwartungen durch Berufstätigkeit hat also Konsequenzen. Andere Pflegefamilien erleben, dass sie beim Nichtentsprechen der Rollenerwartung den Beweis erbringen müssen, als Familie zu funktionieren.

Darüber hinaus wird deutlich, dass das Anerkennungserleben der Pflegemütter für ihre Tätigkeit ambivalent bleibt. So schreiben sich Pflegemütter in ihren Sorgeaufgaben selbst einen großen Gestaltungsspielraum zu, erleben ihre Rolle als selbstbestimmt und schätzen „die flexible Arbeitszeit“ (EInt2_Rosmarie/w), während sie sich durch andere Familienmitglieder gleichzeitig fremdbestimmt und wenig anerkannt fühlen. Sie erleben einen großen Erwartungsdruck an ihre Mutterschaft, sowohl ex- als auch intrinsisch. Mehrere Pflegemütter erzählen von ihren Erfahrungen mit Überlastung, wie Claire:

„schlussendlich hats mit meinem Naturell zu tun [...] ich habe wirklich viel Energie und Kraft [...]. aber ich muss ganz ehrlich sein, ich kann mir, und das ist mein Problem, zu wenig Zeiteinseln für mich rausnehmen. [...] ich gehöre zu den Menschen, die [...] phasenweise [...] völlig einen Zusammenbruch erlebt haben. einfach weil ich nicht mehr gekonnt habe“ (EInt5_Claire/w).

Die Ambivalenz in der Selbsteinschätzung zwischen einem energievollen „Naturell“ und der mangelnden Fähigkeit zur Abgrenzung kann als typisch für Pflegemütter herausgearbeitet werden.

Pflegemütter versuchen also, insbesondere in Bezug auf die Aufgaben, den Erwartungen und Rollenzuschreibungen der Fachkräfte gerecht zu werden, eignen sich diese teilweise selbst an und können dabei über eigene Grenzen gehen. Entsprechen sie Erwartungen nicht, obliegt ihnen eine Beweislast für das Funktionieren der Familie. Teilweise erarbeiten sie sich u.a. in Aushandlungsprozessen mit Fachkräften der Pflegekinderhilfe Freiräume durch eine eigene Berufstätigkeit außer Haus. Anerkennung im Pflegefamiliengefüge erhalten sie v.a. dadurch, dass sie den Erwartungen und Zuschreibungen weitgehend entsprechen und für die Familienmitglieder unentbehrlich sind, was wiederum spiralförmig Überlastungssituationen bedingt.

6 Diskussion und Fazit

Pflegemüttern wird von Fachkräften Verantwortung für familiäre Sorgeaufgaben in Pflegefamilien zugeschrieben. Die Übernahme dieser Aufgaben eignen sich die Pflegemütter an und setzen diese für ein erfolgreiches Pflegeverhältnis voraus.

Nicht alle Pflegemütter sind allerdings bereit, sich der Erwartung an *intensive mothering* und verberuflichte Mutterschaft uneingeschränkt unterzuordnen, teilweise suchen sie Alternativen, die ihnen dann die Beweislast für die Funktionsfähigkeit der Familie auferlegen. Die Fokussierung auf die Sorge für die (Pflege-)Kinder, die mit großem Aufwand an Energie und Zeit sowie dem Verzicht auf eine externe Erwerbsarbeit einhergeht, ist für die Pflegemütter Chance und Risiko gleichermaßen.

Neben finanziellen Abhängigkeiten und Einbußen erhalten Pflegemütter für die Erfüllung ihrer Aufgabe Anerkennung in Form sozialer Wertschätzung aus dem Umfeld und durch Fachkräfte. Die staatliche Legitimation kann als zusätzliche Anerkennung verstanden werden. Die Anerkennung setzt voraus, dass die Kinder sich gut entwickeln und die Pflegefamilie den Erwartungen der Fachkräfte entspricht. Die rechtliche Basis für das Pflegeverhältnis und die Pflegemutterschaft ist jedoch nur gesichert, solange Anerkennung durch soziale Wertschätzung vorhanden ist (Gabriel/Stohler 2020, Gassmann 2018). Dadurch können paradoxe Situationen entstehen: Die Kinder sollen sich gut entwickeln und Lebenssituationen von Herkunftsfamilien sich stabilisieren. Gleichzeitig müssen Pflegekinder und Herkunftseltern, um die Anerkennungsbasis für die Pflegemütter zu gewährleisten, immer auch schwierig, vulnerabel oder belastet bleiben. Die Anerkennungsbasis für die Sorgetätigkeit bleibt entsprechend prekär und spannungsreich, was sich in einem hohen Erwartungsdruck auf die Pflegemütter und in Belastungssituationen widerspiegelt.

Pflegemütter, könnte zusammengefasst werden, befinden sich in der ‚Genderfalle‘: Sie werden für ihre Mütterlichkeit und ihre Sorge für die Pflegekinder in Form von Anerkennung und einem gewissen Gestaltungsraum belohnt, gleichzeitig geraten sie in Abhängigkeitssituationen. Sie unterliegen ex- wie intrinsisch einem hohen Erwartungsdruck, müssen ständig ausbalancieren zwischen dem Herausstellen der guten Entwicklung des Pflegekindes und einem defizitorientierten Blick, der die Konzentration auf das Kind legitimiert. Sie sollen eine verberuflichte Mutterschaft leben, für die sie kein angemessenes Gehalt erhalten. Diese vielschichtigen und teils widersprüchlichen Anforderungen an Pflegemütter können in Überlastungssituationen münden und spiegeln sich in misogynen Aussagen von Fachkräften wider. Erforderlich erscheint eine vertiefte Fachdiskussion über Chancen und Risiken weiterer Verberuflichung von Pflegeelternschaft (vgl. Reimer 2021) sowie über Geschlechterrollenbilder in der Pflegekinderhilfe.

Literatur

- Arendell, Terry (2000): Conceiving and Investigating Motherhood. The Decade's Scholarship. In: *Journal of Marriage and the Family* 62, S. 1192–1207.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (Hrsg.) (2017): Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel. Analysen zur (sozial-)pädagogischen Bezugnahme auf Familie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Baumgarten, Diana/Burri, Jennifer/Maihofer, Andrea (2017): Die Entstehung der Vorstellungen von Familie in der (deutschsprachigen) Schweiz. Basel: Univ. Basel.
- Bick, Johanna/Dozier, Mary (2013): The Effectiveness of an Attachment-Based Intervention in Promoting Foster Mothers' Sensitivity toward Foster Infants. In: *Infant Mental Health Journal* 34, S. 95–103.
- Blandow, Jürgen (2004): Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim/München: Juventa.
- Brauchli, Simone (2022): Eltern in pädagogischen Settings: Lebentwürfe, fachliche Deutungen und normative Zugriffe. In: Chamakalayil, Lalitha/Ivanova-Chessex, Oxana/Leutwyler, Brunno/Scharathow, Wiebke (Hrsg.): Eltern und pädagogische Institutionen. Macht- und ungleichheitskritische Perspektiven. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Bundesamt für Statistik (2021): Familien in der Schweiz. Statistischer Bericht 2021. Bern.
- Degen, Muriel/Guggenbühl, Tanja (2023): Aufwachsen in multilokalen Familien. Einblicke in qualitative Fallstudien bei Nachtrennungs-, Patchwork- und queeren Familien in den Kantonen Zürich und Waadt. Schlussbericht Teilprojekt 2, Forschungsprojekt „Kinder in multilokalen Familienarrangements“. Zürich: Marie Meierhofer Institut für das Kind (Zürich)/ Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS.
- Gabriel, Thomas/Stohler, Renate (Hrsg.) (2020): Abbrüche von Pflegeverhältnissen im Kindes- und Jugendalter. Perspektiven und Herausforderungen für die Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gassmann, Yvonne (2018): Verletzbar durch Elternschaft. Balanceleistungen von Eltern mit erworbener Elternschaft – Ein Beitrag zur Sozialpädagogischen Familienforschung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Häusermann, Silja/Bürgisser, Reto (2022): Familienpolitik. In: *Handbuch der Schweizer Politik. Manuel de la politique suisse*. Zürich: NZZ Libro, S. 931–954.
- Harty, Justin S./Ethier, Kristen L. (2022): Fatherhood in Foster Care: A Scoping Review Spanning 30 Years of Research on Expectant and Parenting Fathers in State Care. *Child Adolescent Social Work Journal* 39, S. 693–710.
- Heinzel, Friederike (Hrsg.) (2012): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive, 2. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Heite, Catrin (2010): Zur Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In: Kessel, Fabian/ Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS, S. 187–200
- Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Hünersdorf, Bettina/Studer, Tobias (2011): Pflegefamilien zwischen öffentlicher und privater Erziehung. Eine Form professioneller Liebe? In: Drieschner, Elmar/Gaus, Detlef (Hrsg.): *Liebe in Zeiten pädagogischer Professionalisierung*. Wiesbaden: VS., S. 209–235.
- Harty, Justin S./Ethier, Kristen L. (2022): Fatherhood in Foster Care: A Scoping Review Spanning 30 Years of Research on Expectant and Parenting Fathers in State Care. *Child Adolescent Social Work Journal* 39, S. 693–710.
- Lohaus, Arnold/Chodura, Sabrina/Möller, Christine et al. (2017): Children's mental health problems and their relation to parental stress in foster mothers and fathers. *Child and adolescent psychiatry and mental health* 11:43.
- Maier-Gräwe, Uta (Hrsg.) (2015): *Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung*. Wiesbaden: VS.
- Merl, Thorsten/Mohseni, Maryam/Mai, Hanna (2018): Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Eine Einführung. In: Mai, Hanna/Merl, Thorsten/Mohseni, Maryam (Hrsg.): *Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. Interkulturelle Studien*. Wiesbaden: VS.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011 [2007]): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: VS.
- Reimer, Daniela (2023): Unplanned Breakdown of Foster Mothering. Biographical Perspectives on Identity Challenges of Foster Mothers. In: Nurse, Lyudmila/Moran, Lisa/Sidiropulu-Jankú, Kateřina (2023) (Hrsg.): *Biographical Research and the Meanings of Mothering. Life Choices, Identities and Methods*. Bristol: Bristol Policy Press, S. 194–215.
- Reimer, Daniela (2021): *Better quality in foster care in Europe: how can it be achieved?* Brüssel: European Commission.
- Reimer, Daniela/Aeby, Gaëlle (angenommen): Topologie der Begleitung von Pflegeverhältnissen. In: Wolf, Klaus/Reimer, Daniela/Schnurr, Stefan/Köngeter, Stefan/Colombo, Annamaria (Hrsg.) (i.V.): *Pflegekinderhilfe in der Schweiz [Arbeitsmittel]*. Wiesbaden: Beltz Juventa.
- Rhodes, Kathryn/Orme, John/McSurdy, Michael (2003): Foster Parents' Role Performance Responsibilities: Perceptions of Foster Mothers, Fathers, and Workers. *Children and Youth Services Review* 25, 12, S. 935–964.
- Seiterle, Nicolette (2017): *Ergebnisbericht Bestandsaufnahme Pflegekinder Schweiz 2015*. Zürich: PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz.
- Stamm, Margrit (2016): *Väter. Wer sie sind. Was sie tun. Wie sie wirken*. Bern: Forschungsinstitut Swiss Education.
- Strauss, AnselmL./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: PVU.
- Vanderfaëllie, Johan/Van Holen, Frank/De Maeyer, Skrallan (2016): Support Needs and Satisfaction in Foster Care: Differences Between Foster Mothers and Foster Fathers. *Journal of Child Fam Stud* 25, S. 1515–1524.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* 2, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286–319.
- Widmer, Eric/Kempf, Nadine/Sapin, Marlène/Galli-Carminati, Giuliana (2013): Family beyond parents? An exploration of family configurations and psychological adjustment in young adults with intellectual disabilities. In: *Research in Developmental Disabilities* 34, S. 207–217.

- Wilson, Kate/Fyson, Rachel/Newstone, Simon (2007): Foster fathers: their experiences and contributions to fostering. *Child & Family Social Work* 12, S. 22–31.
- Wolf, Katharina (2022): Mutterschaft als Berufsfeld. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 179–192.
- Yaroshenko, Alla/Semigina, Tetyana (2023): Exploring Gender Stereotypes Among Prospective Foster Families. *Socialinė Teorija, Empirija, Politika Ir Praktika* 25, S. 62–79.

Das erste Lebensjahr als Jahr der Sorge. Zwischenergebnisse einer ethnografischen Pilotstudie zur frühesten Kindheit

Lediglich 1,8% aller Kinder unter einem Jahr besuchen eine Kindertageseinrichtung oder die öffentlich geförderte Kindertagespflege (vgl. Bundesamt für Statistik 2020). Das heißt, dass innerhalb des ersten Lebensjahres nahezu alle Kinder ausschließlich privat betreut werden. Die Hauptlast der Care-Arbeit liegt in dieser Phase mutmaßlich bei den Müttern, von denen über 98% für mehr als zehn Monate Elterngeld beziehen. Die Anzahl der Väter, die Elterngeld in Anspruch nehmen, ist seit dessen Einführung vor 16 Jahren zwar erkennbar angestiegen, doch sind es mit 43% immer noch weniger als die Hälfte aller Väter, die im Durchschnitt für die Dauer von acht Wochen im Familienalltag präsent sind (vgl. Brehm/Huebener/Schmitz 2022). Dieser statistische Befund wirft sowohl aus Perspektive der Erziehungswissenschaft als auch der Geschlechterforschung empirische Fragen auf: Wie organisieren Familien ihren Alltag im ersten Jahr nach der Geburt eines Kindes? Wie bewerkstelligen Eltern die mit der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung verbundenen Herausforderungen? Stellt die traditionale Familienkindheit während des ersten Lebensjahres ein (letztes) Refugium dar, das von normierenden Bildungsansprüchen unberührt geblieben ist?

An diesen Fragen setzt der vorliegende Beitrag an: Ausgehend von einer laufenden ethnografischen Pilotstudie¹ wird Care in der Familie als eine soziale Praxis beleuchtet. Hierzu wird zuerst der Care-Begriff als eine heuristische Kategorie für die praxeologische Familienforschung eingeführt (1). Im Anschluss werden zentrale Forschungsarbeiten zur frühesten Kindheit benannt, die diskursive Rahmung von Elternschaft und Familie eingeholt (2) und das Forschungsdesign sowie der theoretische Rahmen der Studie erläutert (2.1). Es

1 Die Pilotstudie findet an der Universität Osnabrück im Rahmen eines Habilitationsprojekts statt, in dem ich untersuche, wie das erste Lebensjahr des Kindes in der Familie (und ihren umliegenden Institutionen) als ein pädagogischer Erfahrungsraum für den Säugling hervorgerufen und gestaltet wird.

folgt die Präsentation eines ethnografischen Familienportraits, in dem die idiosynkratischen Strukturen des Falls herausgearbeitet werden (3). Abschließend werden fallübergreifende Zwischenergebnisse der Studie theoretisch rückgebunden und im Hinblick auf die Voraussetzungen von Care in der Familie diskutiert (4).

1 Care in der frühesten Kindheit: Feministische Sorgetheorien und fürsorgliche Praxis

Wie lassen sich alltägliche Tätigkeiten wie das Kümmern, Umsorgen oder Pflegen theoretisch fassen? Diese Frage beschäftigt seit spätestens Mitte der 1970er Jahre die Frauen- und Geschlechterforschung. Gisela Bock und Barbara Duden erhoben mit ihrem zum Klassiker avancierten Aufsatz „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit“ (1977) die Hausarbeit der Frauen zu einem überhaupt erst relevanten Gegenstand wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses (vgl. Bock 1977: 17). Ihre feministisch-marxistische Kritik richtete sich auf die „Lüge vom ‚Liebesdienst‘“ (Bock/Duden 1977: 186), welche die Expansion des bürgerlichen Familienmodells im 19. Jahrhundert mit sich geführt hatte: Sämtliche Sorgetätigkeiten wurden qua Natur in den Verantwortungsbereich der Frau und Mutter verschoben und waren daher unentlohnt und unsichtbar zu verrichten. Die in dieser Phase aufkeimende Kritik am bürgerlichen Modell der Familienkindheit mit dem Primat der liebenden Hausfrau und Mutter wurde in den 1980er Jahren u.a. in den philosophischen bzw. soziologischen Arbeiten von Elisabeth Badinter (1981) und Yvonne Schütze (1986) fortgeführt. Die Mutterliebe wurde dabei von ihrer vermeintlichen Naturhaftigkeit befreit und als ein historisch kontingentes sowie kulturell geprägtes, normatives Muster nachgezeichnet.² Mit den 2000er Jahren setzt sich in den feministischen Debatten innerhalb des deutschsprachigen Raums der Care-Begriffe als Chiffre für sämtliche entlohnte und unentlohnte sorgende Tätigkeiten durch (vgl. u.a. Brückner 2021; Thiessen 2013; Winker 2015). Präziser formuliert umfasst Care „den gesamten Bereich familialer und institutionalisierter pflegender, erziehender und betreuender Sorgetätigkeiten im Lebenszyklus“ (Brückner

2 Exemplarisch für das Reflexivwerden von Mutterschaft unter dem Einfluss der zweiten Frauenbewegung steht der (Anti-)Ratgeber „Leben mit einem Neugeborenen“ (Sichtermann 1982/2000). Darin findet sich (neben sexualisierenden Einlassungen zum Stillen, die aus Gegenwartsperspektive kommentierungswürdig erscheinen), eine breite Kritik der Autorin an der Konzeption der bürgerlichen Kleinfamilie als ein „Zwei-Personen-Stück“ von Mutter und Kind (ebd.: 24). In diesen Diskussionszusammenhang lassen sich auch die „Aufzeichnungen aus dem Leben eines Neugeborenen“ von Christine Nöstlinger (1983) einordnen, in denen die Schriftstellerin dem vier Monate alten Säugling den Satz in den Mund legt: „Mutterbrust ist auch nicht alles im Babyleben!“ (ebd.: 4).

2018: 212). Mit der Einführung der Care-Theorien werden verstärkt die „konkreten Arbeitsinhalte“ (Winker 2015: 17) thematisiert und vor allem auch die dafür „notwendigen Kompetenzen“ benannt (ebd.). Joan Tronto (2000) unterscheidet in der von ihr vorgelegten Care-Ethik zwischen vier Dimensionen von Fürsorge und benennt die dafür notwendigen Voraussetzungen: „*Sich kümmern*“ erfordere „Aufmerksamkeit“; „*Sorgen für*“ erfordere „Verantwortlichkeit“; „*Pflegen*“ erfordere „Kompetenz“ und „*Gepflegtwerden*“ erfordere „Entgegenkommen“ (ebd.; H.i.O.). Tronto konzipiert *Fürsorgen* als eine prozessuale Praxis, die nicht in einem essentialistischen Sinne den Subjekten als „Existenzweise“ (ebd.: 27) eingeschrieben ist, sondern aktiv in einer „Kombination vieler engagierter Praxen des menschlichen Lebens“ tätig produziert werden müsse (ebd.). Hier ergeben sich Anschlüsse zu neueren, familiensoziologischen Konzeptionen, die Care als „Kernelement von Familie“ (Jurczyk/Thiessen 2020: 124) begreifen und fragen, wie familiäre Sorgeordnungen im Zusammenspiel unterschiedlicher Akteur:innen *gemacht* werden.

Während die feministische Frauen- und Geschlechterforschung auf eine längere Tradition in der theoretischen Auseinandersetzung mit Sorgeverhältnissen zurückblicken kann, ist die Aufmerksamkeit für den Sorgebegriff in der Erziehungswissenschaft vergleichsweise neu (vgl. Dietrich/Uhlendorf 2020). Zwar hat Jürgen Zinnecker bereits vor über zwei Jahrzehnten auf die prinzipielle Sorgestruktur von Erziehung und Bildung aufmerksam gemacht und eine grundlegende Neudefinition der Pädagogik als „sorgende Verhältnisse“ (ebd.: 202) nahegelegt, gleichwohl blieb eine systematische geschlechtertheoretische Fundierung weitestgehend aus. Anknüpfend an Zinnecker beschreiben Meike S. Baader et al. (2014) moderne Kindheiten als „eine Geschichte der Sorge“ und plädieren für einen „theoretisch reflektierte[n] Sorgebegriff“ (ebd.: 10), mit dem die „spezifische Sorgebedürftigkeit der Kinder [...] vom historischen Explanans zum Explanandum“ wird (ebd.: 11). Vor dem Hintergrund der skizzierten Heuristik lassen sich die Fragen formulieren, wie die spezifische Sorgebedürftigkeit des Säuglings binnenfamilial überhaupt erst erzeugt wird und an welche Voraussetzungen sie gebunden ist. Bevor diesen Fragen an einem konkreten Fallbeispiel nachgegangen wird, soll zunächst in die ethnografische Studie eingeführt werden.

2 Eine Ethnografie des ersten Lebensjahres

„Where have all the babies gone?“ fragte Anfang der 2000er Jahre die Anthropologin Alma Gottlieb (2000) und reklamiert damit eine Leerstelle für ihre eigene Disziplin. Die hier konstatierte Säuglingsvergessenheit lässt sich aber genauso auf die sozialwissenschaftliche Kindheitssoziologie bzw. Erziehungs-

wissenschaft übertragen: Empirische Arbeiten, die sich dem Lebensanfang unter pädagogischen Gesichtspunkten zuwenden, bilden die Ausnahme: So liegen z.B. Einzelbeiträge zum Laufen- (vgl. Lambrix 2019) oder Schlafenlernen vor (vgl. Müller/Schindler 2020). Überdies zu nennen sind Studien, die die früheste Kindheit im Kontext öffentlich-institutioneller Felder thematisieren (Andresen et al. 2022; Hontschik/Ott 2020). Der andere Teil der Untersuchungen rückt die Perspektive der Eltern ins Zentrum und konzentriert sich auf die Vergeschlechtlichung familialer Sorgearrangements: Rhea Seehaus (2014) arbeitet in ihrer qualitativen Interviewstudie heraus, dass „egalitäre Elternschaft zwar mittlerweile als gesellschaftliche Norm“ gelte, „jedoch offenbar weniger als übergreifende Elternschaftspraxis verstanden werden“ könne (ebd.: 240). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt die britische Sozialwissenschaftlerin Charlotte Faircloth (2021), die in ihrer Interviewstudie explizit *middle-class parents* befragt und einen Grundkonflikt zeitgenössischer Elternschaftskulturen herausgearbeitet hat: Moderne Paarleitbilder rekurrten zwar auf das Ideal einer egalitären Beziehung, dagegen sei jedoch das Konzept des ‚intensive parenting‘, welches in Europa und Nordamerika seit rund 40 Jahren als Norm firmiere, an traditionellen Rollenleitbildern orientiert, „which are markedly more demanding for mothers“ (ebd.: vii).

Während zur frühesten Kindheit *in der* Familie also kaum empirisches Wissen vorliegt, lässt sich auf diskursiver Ebene eine erhöhte Aufmerksamkeit für den Lebensbeginn ausmachen. Mit Slogans wie ‚Bildung beginnt mit der Geburt‘ oder ‚Auf den Anfang kommt es an‘ gerät die Familie spätestens seit den Nullerjahren vor allem in ihrer Funktion als informeller Bildungsort in den Blick. Dieses Phänomen korrespondiert mit dem Befund von Nicole Klinkhammer (2022), wonach in den vergangenen zwei Dekaden neben das Ideal der Familienkindheit das Dispositiv der Bildungs-kindheit getreten sei. Wie dieser bildungspolitische Steuerungsdiskurs im Binnenraum von Familien mit sehr jungen Kindern resoniert und wie sich Bildungs- und Familienkindheit und die damit verbundenen Care-Aufgaben im ersten Lebensjahr eines Kindes zueinander verhalten, ist bislang jedoch empirisch weitgehend unerforscht.

2.1 Theoretische Rahmung, methodisches Vorgehen und Sample

Vor dem Hintergrund dieser Befunde nehme ich in meiner Untersuchung einen sozialwissenschaftlichen bzw. praxistheoretischen Zugang zur frühesten Kindheit und der Familie vor. Konzepte zur Praxeologisierung der Familie, wie sie von David Morgan (1996; 2013) bzw. Karin Jurczyk (2020) vorliegen, lenken den Blick auf die gemeinsame Herstellungsleistung von Eltern *und* Kindern in alltäglichen Vollzügen und sensibilisieren für die gesellschaftlich-diskursive Imprägnierung des Familienalltags. Überdies lässt sich beispielsweise mit Andreas Reckwitz (2003), Bruno Latour (2013) oder Thomas Alkemeyer (2013)

die Materialität des Familialen erfassen. Dies betrifft sowohl den Einsatz oder das Training von menschlichen Körpern als auch die räumlich-dingliche Gestaltung der Wohnräume. Praxistheoretisch fundierte Konzepte der Kindheitssoziologie wenden sich gegen die gesellschaftliche Marginalisierung und Naturalisierung des Säuglings als passives, seinen Trieben unterworfenen „bio-bundle“ (Gottlieb 2000: 127). Dabei schärfen sie den Blick für die spezifischen relationalen Ermöglichungsbedingungen, unter denen *auch* Säuglinge als soziale Akteure in Erscheinung treten können (vgl. Betz/Eßer 2016; Bollig/Kelle 2014).

Bei der laufenden Pilotstudie handelt es sich um ein ethnografisches, methodenplurales Längsschnittsdesign (vgl. Breidenstein et al. 2020). Ziel ist es, die Familien von der Geburt des Kindes bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres zu begleiten. Die Erhebungen fanden von Mai 2021 bis März 2023 in einer westdeutschen Großstadt statt. Das Sample der Pilotstudie umfasst drei Familien, die sich vor allem im Hinblick auf sozialstrukturelle Faktoren unterscheiden.³ Bei den Familien fanden jeweils zwischen 13 und 14 ethnografische Familienbesuche statt (vgl. Müller/Krinninger 2019). Zum Auftakt und zum Ende der Erhebungen wurde jeweils ein leitfadengestütztes Interview mit den Eltern geführt. Der Schwerpunkt der Erhebungen lag auf der teilnehmenden Beobachtung. Überdies wurden in enger Absprache mit den Familien ausgewählte Alltagsszenen videografisch aufgezeichnet. Des Weiteren wurden die Familien gebeten, private Filmaufnahmen aus dem Familienalltag zur Verfügung zu stellen und Fotos von ausgewählten Szenen anzufertigen. Die laufende Auswertung der empirischen Daten orientiert sich an dem Codiervorgehen der Grounded Theory (vgl. Charmaz 2014). Dabei wurden die unterschiedlichen Datentypen (Videographien, Stills, Familienfotos, Feldprotokolle, Interviewtranskripte) zunächst zu collagenförmigen Fallportraits synthetisiert (vgl. Krinninger/Kesselhut 2023 i.E.) und anschließend fallübergreifende „Schlüsselthemen“ (Breidenstein et al. 2020, S. 178) herausgearbeitet, die in ihrer Gesamtschau auf eine dichte Beschreibung (vgl. Geertz 1987) frühester Kindheit(en) in der Familie zielen.

3 Ein Fallbeispiel: Familie Hauck mit Levi

Marie (32 J.) und Vincent Hauck (30 J.) sind seit knapp zwei Jahren verheiratet. Sie leben gemeinsam mit ihrem Sohn Levi (5 Monate) nahe dem Stadtzentrum in einer geräumigen Altbauwohnung mit Balkon zur Miete. Vincent

3 Zwei Familien lassen sich der bürgerlichen Mitte zuordnen, ihr Lebensstil ist eher privilegiert, eine Familie entstammt dem prekarisierten Milieu mit geringem Ressourcenzugang, ein vierter Kontrastfall befindet sich aktuell in der Akquise.

Hauck ist ausgebildeter Hörakustiker-Meister und hat sich kurz nach der Geburt seines Sohnes mit einem eigenen Ladengeschäft für Hörgeräte selbstständig gemacht. Marie Hauck hat nach ihrem Bachelor in Germanistik eine Ausbildung zur Gesellin der Hörakustik absolviert und war bis zum Mutterschutz Vollzeit bei einem großen Unternehmen für Hörimplantate tätig; zum Zeitpunkt der Erhebungen befindet sie sich in Elternzeit. Die Familie (vgl. Abb. 1) lässt sich der urbanen, aufstiegsorientierten bürgerlichen Mitte zuordnen, sie verfügt über ein mittleres Familieneinkommen und befindet sich in einer insgesamt gesicherten Lage.

Abbildung 1: Familienfoto von Familie Hauck.



Quelle: Eigenes Foto Kaja Kesselhut

Vincent und Marie beschreiben sich als liebevolle und geduldige Eltern und betonen, Levi sei ihr „Center of Attention“. Der Alltag der Familie ist relativ strukturiert, wobei die Hauptlast der täglichen Care-Arbeit bei Marie liegt. Vincent verlässt morgens um acht Uhr das Haus. Er verbringt in der Regel 12-stündige Arbeitstage in seinem Geschäft am Stadtrand. Marie ist im Gegensatz zu Vincent „vierundzwanzig-sieben“ um ihren Sohn herum. Das familiäre Erziehungs- und Carekonzept zeichnet sich durch eine starke Orientierung an Expert:innenwissen bzw. an entwicklungspsychologischen Wissensbeständen

aus. Marie sagt oft „laut Wissenschaft“ oder „ich habe gelesen ...“. Eine häufige Referenz bildet „die Bindungstheorie“, in der das Handeln der Mutter als folgenreich für die Entwicklung des Kindes konzipiert wird. Als sie einmal vergisst, das Babyphone anzuschalten und Levi erst hört, als er sich bereits „in Rage geweint“ hat, reagiert sie bestürzt: „Ich [hatte] Angst [...], dass ich etwas kaputt gemacht habe und er jetzt diese Erfahrung gemacht hat, dass ich nicht komme, wenn er weint“.

Insgesamt zeigt sich Marie im Hinblick auf ihre Elternschaft stark responsibilisiert. Neben der Beziehungsgestaltung kommt auch der Entwicklungsförderung des Säuglings eine wichtige Bedeutung zu. Levis Alltag ist nicht nur durch die mehr oder weniger permanente Allgegenwart seiner Mutter geprägt (auch zur Toilette begleitet er sie), sondern auch durch eine explizit frühpädagogisierte Umwelt. „Immer in seinen Wachphasen versuche ich mich mit ihm zu beschäftigen, mit ihm zu spielen und ihm etwas anzubieten“, berichtet Marie. Die hohe Anforderung an die Co-Präsenz von Mutter und Kind sowie die pädagogische Begleitung des Säuglings stellt sie bei der Bearbeitung ihres Familienalltags und den damit verbundenen Care-Arbeiten vor besondere Herausforderungen: Nahezu bei jedem Besuch entschuldigt Marie sich für „das Chaos“ oder schließt eilig die Tür eines Zimmers, dessen Zustand sie für nicht vorzeigbar hält. Sie sagt, die Wohnung zu putzen sei – zumindest solange Levi wach ist – kaum möglich: „Wenn ich aus dem Zimmer gehe, weint Levi nach zwei Sekunden“, gleichzeitig wolle sie ihm die ständigen Wechsel von einem Zimmer zum nächsten nicht zumuten.

Levi ist inzwischen zehn Monate alt, als Marie triumphierend erklärt: „Ich versuche, mir den Haushalt zurückzuerobern“. Ihr Credo lautet ab jetzt: „Haushaltmachen *mit* Baby“. Die Hausarbeit wird jedoch nicht als eine parallele Veranstaltung zum kindlichen Spiel konzipiert, sondern als eine Art dialogische Praxis, in die Levi als potenzieller Teilnehmer integriert wird. Dazu wählt Marie explizit Tätigkeiten aus, bei denen „Levi auch ‚mitmachen‘ kann“:

Levi befindet sich (wie immer) in Mariens Nähe. In der Küche hat er sich an der Klappe der Spülmaschine hochgezogen und hält sich am Geschirrkorb fest, während sie beginnt, das saubere Geschirr umsichtig auszuräumen und in den Schränken zu verstauen; ihre Handgriffe machen einen betont gemäßigten Eindruck. Als sie fertig ist, schließt sie langsam die Tür der Spülmaschine, Levi zeigt mit ausgestrecktem Arm darauf und macht „mhmm“, als wolle er noch weiterspielen. „So, jetzt müssen wir noch die Reste vom Mittagessen wegräumen“, kündigt Marie in einem ruhigen Tonfall an, als müsse Levi bei allem, was sie tut, (mental) folgen können.

An einer weiteren Szene lässt sich nachvollziehen, wie Haus- und Pflegearbeiten permanent miteinander verzahnt werden und dass auch hier normierende Anrufungen der Mutter permanent präsent sind: Marie faltet die Wäsche im Schlafzimmer, plötzlich hält sie inne und fragt: „Levi, hat dein Magen gerade geknurrt?“. Marie hat Levis Schlaf- und Essenszeiten stets im Blick und sie reagiert sensibel auf nonverbale Signale, die auf Hunger hindeuten könnten.

Sie unterbricht ihre Hausarbeit und rührt eine Flasche mit Milchpulver an. Sie möchte ihn – wie ein Baby – zu sich auf den Schoß nehmen, aber er windet sich umstandslos aus ihrer Umarmung und mit Nuckel im Mund gelingt es ihm schließlich, ins Stehen zu kommen (vgl. Abb. 2); was sie nicht unkommentiert geschehen lässt, denn:

„Wenn du eine Stillberaterin fragen würdest“, sagt Marie im Ton eines Bekenntnisses, „dann mache ich alles falsch. Eigentlich soll er wegen der Bindung im Arm die Flasche bekommen und keine Druckbetankung von oben, aber das funktioniert nicht mit ihm.“

Abbildung 2: „Wenn du eine Stillberaterin fragen würdest, dann mache ich alles falsch.“



Quelle: Eigenes Foto Kaja Kesselhut

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Marie Hauck einen kindzentrierten und insgesamt ressourcenaufwändigen Modus von Mutterschaft praktiziert, der mit einer ausgeprägten Reflexivierung und Verwissenschaftlichung einhergeht. Bemerkenswert ist, wie sich innerhalb ihres *doing care* Motive der „Normerfüllung“ (Autorinnenkollektiv 1977: 212) an eine ‚gute Hausfrau‘ mit bildungs- und entwicklungsbezogenen Motiven vermengen: Jüngere (neurowissenschaftliche) Diskurse um frühkindliche Bildungsprozesse betonen mit dem Verweis auf *critical periods* (vgl. z.B. Macvarish 2014) die hohe Relevanz frühzeitiger Stimulation und stellen das Potenzial informeller, alltagsintegrierter Lernerfahrungen heraus. Dieser Diskurs überlagert und verbindet

sich bei Familie Hauck mit bindungstheoretischen Argumenten, die die Mutter-Kind-Beziehung regulieren und ebenso Ernährungspraxen und das alltägliche Miteinander prägen. Damit wird die Hausarbeit zur Bildungs- und Beziehungsarbeit und *vice versa*. Diese Aufladung der familialen Praktiken steigert nicht nur deren Komplexität, sondern lässt auch wenig Spielraum für originäre Bearbeitungsweisen.

4 Vier Dimensionen von Fürsorge in der Familie

Jenseits der dargestellten spezifischen Fallstruktur sollen im Folgenden fallübergreifende Zwischenergebnisse⁴ der Pilotstudie entlang der eingangs angesprochenen Care-Ethik von Tronto und ihren vier Dimensionen von Fürsorge respektive die dafür notwendigen gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Leistungen diskutiert werden.

(1) In den bislang drei begleiteten Familien geht das *Kümmern* um den Säugling mit einer ausgeprägten *Aufmerksamkeit* auf den unterschiedlichsten Ebenen einher: Wachsam dechiffrieren die Mütter nicht nur die vorsprachlichen, gestischen Signale, sondern auch die somatischen Mitteilungsförmungen ihres Säuglings, die bspw. auf Hunger (intensives Fingerlutschen; Magengeräusche), Müdigkeit (gerötete Augenlider, quengeliges Weinen) oder Verdauungsprozesse verweisen können (roter Kopf, glasige Augen). Darüber hinaus betreiben sie ein aufmerksames Schlaf- und Ernährungsmanagement, denn nur ein ausgeschlafener und satter Säugling ist als ein lernbereites Subjekt adressierbar (Bauchlage üben, Erkundung von Alltagsgegenständen im Pekip-Kurs). Diese intensive Wachsamkeit lässt sich jedoch nicht allein als eine natürliche Reaktion auf natürliche Bedürfnisse des Säuglings beschreiben, vielmehr ist zu fragen, welche Aufmerksamkeitsregime (vgl. 1980 Donzelot) hier am Werk sind. So hat die empirisch-experimentelle Säuglingsforschung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nicht nur dazu beigetragen, das Bild eines ‚kompetenten Säuglings‘ (Dornes 1994) hervortreten zu lassen, sondern diesen auch als ein mit komplexen Bedürfnissen ausgestattetes Wesen zum Vorschein gebracht.

(2) Ungeachtet des Idealbildes der ‚neuen Väter‘ (vgl. z.B. Faircloth 2014) zeigt sich innerhalb des Samples hinsichtlich der Übernahme konkreter *Sorgeverantwortung* eine stark asymmetrische Verteilung zwischen den Geschlechtern. Zwar präsentieren sich die Väter auf rhetorischer Ebene interessiert und involviert bezüglich des Aufwachsens ihres Kindes, gleichwohl geht ihre überwiegende Abwesenheit im Alltag der Familie mit einer Ausdehnung der Ver-

4 Diese sind vor dem Hintergrund der noch sehr beschränkten Fallzahl in ihrer Reichweite limitiert und daher unter Vorbehalt zu besprechen.

antwortung auf die Mütter einher. Während auf der Seite der Mütter zum Teil Selbstnaturalisierungen zu verzeichnen sind („ich bin n’ ziemliches Muttertier“), die diese Verteilung legitimieren, lassen sich aufseiten der Väter Einlassungen beobachten, die die ausgeprägte Verantwortungsübernahme der Frauen für die Care-Arbeit und die damit assoziierte Last („man fragt sich jeden Tag: ‚Oh Gott, mache ich gerade alles falsch?‘“) missachten oder gar abwerten („[sie] macht sich immer die Platte“; „ich würde mich als entspannt bezeichnen“).

(3) Eine grundsätzliche Diagnose zeitgenössischer Elternschaftspraxen lautet, dass diese ein „complex skill“ (Edwards/Gillies 2013: 33) darstellen. Damit handelt es sich um eine *Kompetenz*, die sich nicht allein auf ‚naturwüchsiges‘ beziehungsweise (familien)biografisches Wissen zurückführen lässt, sondern zunächst erst erlernt werden muss. Dieses Phänomen scheint verstärkt für den Lebensanfang zu gelten: Beim Blick in die Familien entsteht bisweilen der Eindruck, als sei nahezu jede Sorgepraktik mit wissenschaftlichem (Ratgeber-) Wissen belegt: Die Einführung der Beikost erfolgt exakt zum 181. Lebenstag, verfrühtes Hinsetzen schädigt die Wirbelsäule, Körperkontakt in der Bauchtrage ist förderlich, während langes Liegen im Kinderwagen zu vermeiden ist, nachts ist der Säugling auf dem Rücken zu betten und tagsüber zur Bauchlage zu motivieren etc. Dieses Wissen eignen sich die begleiteten Mütter (vorausgesetzt sie verfügen über entsprechende Ressourcen) über die Lektüre einschlägiger Texte (Ratgeber, Internetforen), im Austausch mit anderen Eltern oder im Rahmen von Kursen der Familienbildung an.

(4) Die Analyse der Mikropraktiken offenbart die Praxis der Säuglingspflege als eine bisweilen von Widerständen geprägte Aushandlung: Beim Füttern wackelt das Kind mit seinem Kopf hin und her oder es überlässt sich beim Wickeln nicht passiv den Pflegehandlungen, sondern wendet sich vom Rücken auf den Bauch. Ausbleibendes *Entgegenkommen* verlangt den Pflegenden deeskalierende Strategien ab: sie performen geduldige Zuwendung, während sie „innerlich genervt“ sind. Deutlich erkennbar ist auch die kulturelle Vorformierung des Säuglings als ein spezifischer ‚Pflegling‘: Irritationen entstehen, wenn sich das Kind nicht in die (Ideal-)Position des bindungsorientierten Sorgeempfängers fügt, intensive Körpernähe (beim Schlafen oder beim Füttern auf dem Schoß) ablehnt (schreit oder sich aufbäumt) oder sich offen und zugewandt gegenüber ihm unbekanntem Personen zeigt (vgl. auch Kesselhut 2021).

5 Fazit

Allein der Blick in die amtliche Statistik zur Inanspruchnahme des Elterngeldes hat deutlich gemacht, dass das erste Lebensjahr mehrheitlich noch immer in der traditionellen Form einer Familienkindheit, das heißt in der überwiegen-

den Obhut der Mutter stattfindet. Die mikroskopische Analyse des ethnografischen Einzelfalls konnte exemplarisch vorführen, wie die untersuchte Familie die öffentlichen Appelle zur frühkindlichen Bildungs- und Entwicklungsförderung erkennbar in ihre Ordnung aufnimmt und insbesondere der Mutter darin die Aufgabe zufällt, alltägliche Careaufgaben auf ihr pädagogisches Potenzial oder Risiko hin zu überprüfen; was die ohnehin zeitintensive Arbeit in Umfang und Voraussetzungsreichtum nochmals steigert. Die Diskussion der fallübergreifenden Zwischenergebnisse entlang der Heuristik von Tronto konnte die Fürsorge am Lebensbeginn als eine komplexe zu bearbeitende Aufgabe dimensionieren, in der die Verantwortungsverteilung vor allem über die praktische weibliche Expertinnenschaft für die kindliche Entwicklung funktioniert. Die Einrückversuche der Väter in die Figur des *umfänglich* fürsorglichen Subjekts bleiben dagegen empirische Randphänomene. Zukünftig ist empirisch zu klären, inwiefern das Care-Regime (wie in den bislang untersuchten Familien) stets weiblich konzipiert wird oder ob andere milieuspezifische Lebenslagen in der Praxis zu differenten Figurationen familialer Care-Arrangements führen und wie diese angesichts des Dispositivs der egalitären Elternschaft paarintern ausgehandelt und legitimiert werden.

Abschließend ist herauszustellen, dass die Frage, wie Eltern den familialen Binnenraum als einen pädagogischen Erfahrungsraum für das sehr junge Kind *in situ* hervorbringen und modulieren, nach wie vor ein grundlegendes Desiderat in der Erziehungswissenschaft bildet. Für zukünftige Forschungsarbeiten verlangen die Wege ins Feld spezifische Aufmerksamkeit: Bisherige Akquiseerfahrungen zeigen, dass neben der prinzipiellen Herausforderung, Zutritt zum privat-intimen Raum der Familie zu erlangen, insbesondere der in der Familienforschung vielfach kritisierte bildungsbürgerliche Bias und die damit einhergehende soziale Homogenisierung des Samples auf hohem Niveau ein Problem darstellt. Ein wichtiges Ziel für die Weiterarbeit besteht daher in der Erschließung eines systematischen Zugangs zu Familien in prekarierten und marginalisierten Lebenslagen.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas (2013): Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umrisse einer praxeologischen Analytik. In: Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hrsg.): *Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript, S. 33–68.
- Andresen, Sabine/Althaus, Nadja/Dietz, Tatjana (2022): *Neugeborene willkommen heißen und ihre Familien unterstützen: Eine empirische Studie zu Frühen Hilfen und dem Lotsendienst „Babytote Frankfurt am Main“*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

- Autorinnenkollektiv (1977): Projekt: Zur Situation der Hausarbeit heute. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976. Berlin: Courage, S. 200–219.
- Baader, Meike Sophia/Eßer, Florian/Schröer, Wolfgang (2014): Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. In: Dies.: *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*. Frankfurt/New York: Campus, S. 7–20.
- Badinter, Elisabeth (1981): *Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: Piper.
- Betz, Tanja/Eßer, Florian (2016): Kinder als Akteure – Forschungsbezogene Implikationen des erfolgreichen Agency-Konzepts. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 11. Jg., 3, S. 301–313.
- Bock, Gisela (1977): Frauenbewegung und Frauenuniversität. Die politische Bedeutung der Sommeruniversität. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Berlin: Courage, S. 15–22.
- Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Berlin: Courage, S. 118–199.
- Bollig, Sabine/Kelle, Helga (2014): Kinder als Akteure oder als Partizipanden von Praktiken? Zu den Herausforderungen für eine akteurszentrierte Kindheitssoziologie durch Praxistheorien. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 34. Jg., 3, S. 263–279.
- Brehm, Uta/Huebener, Mathias/Schmitz, Sophia (2022): 15 Jahre Elterngeld: Erfolge, aber noch Handlungsbedarf. Ein Blick auf partnerschaftliche Arbeitsteilung und Karrieren. *Bevölkerungsforschung Aktuell*, 6, S. 3–7.
- Breidenstein, Georg/Hirschauer, Stefan/Kalthoff, Herbert/Nieswand, Boris (2020): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. 3. Auflage. München: UVK Verlag.
- Brückner, Margrit (2018): Care – Sorgen als sozialpolitische Aufgabe und als soziale Praxis. In: *Handbuch Soziale Arbeit*. München: Reinhardt, S. 212–218.
- Brückner, Margrit (2021): Kämpfe um Care – feministische Analysen und Initiativen. In: Bomert, Christiane/Landhäußer, Sandra/Lohner, Eva Maria/Stauber, Barbara (Hrsg.): *Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer, S. 29–46.
- Bundesamt für Statistik (2020): *Betreuungsquote der unter 3-jährigen Kinder auf 35,0 % gestiegen*. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/09/PD20_380_225.html [Zugriff: 16.03.2023].
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing Grounded Theory*. Los Angeles: SAGE.
- Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels (2020): Einleitung. In: Dietrich, Cornelia/Uhlendorf, Niels/Beiler, Frank/Sanders, Olaf (Hrsg.): *Anthropologien der Sorge im Pädagogischen*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 9–16.
- Donzelot, Jacques (1980): *Die Ordnung der Familie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dornes, Martin (1994). *Der kompetente Säugling: Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Edwards, Rosalind/Gillies, Val (2013): ‘Where are the parents?’: Changing parenting responsibilities between the 1960s and the 2010s. In: Faircloth, Charlotte/Hoff-

- man, Diane M./Layne, Linda L. (Hrsg.): Parenting in global perspective: Negotiating ideologies of kinship, self and politics. London, New York: Routledge, S. 21–35.
- Faircloth, Charlotte (2014): Intensive Fatherhood? The (Un)involved Dad. In: Lee, Ellie/Bristow, Jennie/Faircloth, Charlotte/Macvarish, Jan (Hrsg.): Parenting culture studies. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 184–199.
- Faircloth, Charlotte (2021): Couples' Transitions to Parenthood. Gender, Intimacy and Equality. Cham: Palgrave Macmillan.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gottlieb, Alma (2000): Where Have All The Babies Gone? Toward an Anthropology of Infants (and Their Caretakers). Anthropological Quarterly, 73. Jg., S. 121–132.
- Hontschik, Anna/Ott, Marion (2020): Mutterschaft in konflikthaften Betreuungsverhältnissen – widerständige Praktiken und die Positionierung des Kindes. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 4/2020.
- Jurczyk, Karin (Hrsg.) (2020): Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin/Thiessen, Barbara (2020): Familie als Care. Die Entzauberung der „Normalfamilie“. In: Jurczyk, Karin (Hrsg.): Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 116–141.
- Kesselhut, Kaja (2021): „Deine Mama kommt ja wieder.“ Eine Ethnografie der ‚Eingewöhnung‘ in die Krippe. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Klinkhammer, Nicole (2022): „Alle Kinder so früh wie möglich ins Bildungsboot“: Zur Durchsetzung des Dispositivs der Bildungskindheit im politischen Diskurs. In: Mierendorff, Johanna/Grunau, Thomas (Hrsg.): Der Elementarbereich im Wandel. Prozesse der Ökonomisierung des Frühpädagogischen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 20–41.
- Krinninger, Dominik/Kesselhut, Kaja (2023 i.E.): Dinge – Räume – Körper. Ethnografische Analysen zur Materialität der Familie. In: Nentwig-Gesemann, Iris/Stieve, Claus: Fallarchiv Kindheitspädagogische Forschung. Themenheft Dinge und Materialität in der Kindheitsforschung.
- Lambrix, Phillip (2019): Laufen. In: Hasse, Jürgen/Schreiber, Verena (Hrsg.): Räume der Kindheit: Ein Glossar. Transcript, S. 216–221.
- Latour, Bruno (2013): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Macvarish, Jan (2014): Babies' Brain and Parenting Policy: The Insensitive Mother. In: Lee, Ellie/Bristow, Jennie/Faircloth, Charlotte/Macvarish, Jan (Hrsg.): Parenting culture studies. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 165–183.
- Morgan, David H. J. (1996): Family connections. An introduction to family studies. Cambridge: Polity Press.
- Morgan, David H. J. (2013): Rethinking family practices. Basingstoke, Hampshire; New York: Palgrave Macmillan.
- Müller, Hans-Rüdiger/Krinninger, Dominik (2016): Familienstile. Eine pädagogisch-ethnographische Studie zur Familienerziehung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Müller, Sophie Merit/Schindler, Larissa (2020): Widerständige Körper und beruhigende Dinge oder: Wie kleine Kinder schlafen lernen. In: Bollig, Sabine/Alberth, Lars/Schindler, Lisa (Hrsg.): Materialitäten der Kindheit. Körper – Dinge – Räume. Wiesbaden: Springer, S. 101–122.

- Nöstlinger, Christine (1983): Aus den Aufzeichnungen eines Neugeborenen. In: Enzensberger, Magnus (Hrsg.): Kursbuch 72. Die neuen Kinder. Rotbuch. S. 1–6.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32. Jg., 4, S. 282–301.
- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter: zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine.
- Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen: Budrich.
- Sichtermann, Barbara (2000): Leben mit einem Neugeborenen. Ein Buch über das erste halbe Jahr. 22. Aufl. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Thiessen, Barbara (2013): Vom Versuch private Care-Arbeit öffentlich zu steuern: Entwicklungen und Herausforderungen der Familienpolitik. In: Krüger, Dorothea Christa/Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 175–188.
- Tronto, Joan (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien*, 18. Jg., 1, S. 25–42.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Zinnecker, Jürgen (1997): Sorgende Beziehungen zwischen Generationen im Lebensverlauf. Vorschläge zur Novellierung des pädagogischen Codes. In: Lenzen, Dieter/Luhmann, Niklas (Hrsg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 199–227.

Offener Teil

Violence against Women and the Role of Teacher Education in Turkey

Introduction

Violence against women (henceforth abbreviated as VAW) is one of the most significant human rights violations globally, and its prevalence and visibility in Turkey have increased in recent years. As a multifaceted issue, addressing VAW necessitates comprehensive and multi-dimensional solutions. One such solution lies in the realm of teacher education, recognizing that combating VAW requires a collective effort across various sectors and institutions. This research aims to investigate the phenomenon of VAW in Turkey and to evaluate the role of teacher education in this case. To achieve this aim, the following subject contexts were included in the study, respectively: (1) The current state of VAW, (2) Factors playing a role in experiencing VAW, (3) The solution of VAW, (4) The importance of teacher education in VAW, (5) The situation of VAW in teacher education curricula, (6) Recommendations for teacher education in the context of VAW.

1 The Current State of VAW in Turkey

Turkey has become a country that confronts the increasing rates of VAW, including domestic violence and femicide (Günes & Ezikoğlu, 2023). In recent years, women have become more concerned about their right to life, perhaps more than any other. According to the statistics from the We Will Stop Femicide Platform (Kadın Cinayetlerini Durduracağız Platformu) (WWSFP, 2023), while 80 women were killed in 2008 in Turkey, the number increased and in 2021 and 2022 614 women were killed by men and 462 women were found dead in suspicious circumstances. The Turkish government has stopped releasing statistics on VAW due to the high numbers (Kerman & Betrus, 2020).

According to the results of the latest comprehensive research on VAW conducted nationwide¹ (Hacettepe University Institute of Population Studies [HUIPS], 2015), 38% of female participants reported having experienced physical and/or sexual violence at some point in their lives. 44% of women have experienced psychological violence, and 30% have experienced economic violence. In Turkey, 26% of women who were married before the age of 18, 9% were exposed to sexual abuse before the age of 15, 32% were prevented from attending school, and approximately 3 out of 10 women were stalked at least once. These data indicate that VAW in all its forms is prevalent in Turkey.

The government of Turkey withdrew from the Istanbul Convention² on March 20, 2021, despite the alarmingly high rates of VAW in the country. Turkish government and a portion of its voter base take an opposing stance, endorsing traditional gender roles for women and perceiving the acceptance of women's individual identities as a threat to the patriarchal family structure. The withdrawal from the convention was justified on the grounds that it was seen as a threat to traditional Turkish family values, driven by lobbying efforts from conservative groups and demands from the voter base (Günes & Ezikoğlu, 2023). When considering the reasons for initially signing the convention, this withdrawal raises concerns about the preservation of women's rights and efforts to combat VAW in Turkey. The withdrawal has the potential to weaken the effectiveness of measures and mechanisms implemented to address VAW (Günes & Ezikoğlu, 2023). Subsequent research conducted after the withdrawal (e.g., Ziya, 2022; Güneş & Ezikoğlu, 2023) has indicated an increase in misogyny in Turkey, particularly through the amplification of conservative and polarizing discourse on social media normalizing VAW. When we consider Turkey's withdrawal from the Convention in light of Zimbardo's Stanford Prison Experiment³, in the experiment, ordinary psychology students believed that if the 'authority' figure didn't intervene in violence, they thought the authority approved of violence and then increased the level of violence. The government's withdrawal from a convention aimed at combatting VAW can be seen as implicit approval and may contribute to an increase in VAW.

- 1 In the sample design of the research, which includes data from every region of Turkey, a weighted, stratified and multi-stage cluster sampling approach was used. The criteria for the forms of violence used in this research are the criteria of the World Health Organisation.
- 2 The Istanbul Convention primarily focuses on individual autonomy rights and the protection of one's physical and moral well-being, emphasizing the significance of valuing a woman as an autonomous individual rather than solely in the context of the 'family'. For detailed information on the Istanbul Convention, see: Council of Europe [CE], 2011. CE. (2011). Council of Europe Convention on Preventing and Combating Violence Against Women and Domestic Violence. <https://rm.coe.int/168008482e>
- 3 For detailed information on The Stanford Prison Experiment, see: Zimbardo et al., 1971; Zimbardo, P. G., Haney, C., Banks, W. C., & Jaffe, D. (1971). *The Stanford Prison Experiment*. Zimbardo, Incorporated.

2 Factors playing a part in VAW

Risk factors for VAW are multidimensional and the Social Ecological Model (SEM), which encompasses individual, relational, community, and societal levels, provides a useful framework for analyzing these risk factors comprehensively (White et al., 2021). This model recognizes that VAW is influenced by a complex interplay of factors at multiple levels, and it helps to understand the various contexts in which violence occurs. According to the SEM, the *societal level* refers to the broad set of cultural values, norms, and beliefs that permeate and inform the other three layers of social ecology (Heise, 1998). In Turkey, the societal-level risk factors for VAW include women considered inferior or the property of men (1), the notion of masculinity linked to anger, dominance, and honor (2), conflict between modern and traditional values (3), weak enforcement of laws and lack of deterrent sanctions (4), and low awareness of VAW (5).

- (1) Turkish society adheres to a patriarchal structure that defines different roles for men and women, considering women as inferior or the property of men (Alkan et al., 2021). Due to such a cultural environment, some women may accept the superiority of men. This value system idealizes women conforming to the desires and needs of men and legitimizes violence when they do not comply (White et al., 2021).
- (2) In a study conducted in Turkey by Sakallı et al. (2021), masculinity was associated with characteristics such as being the protector of family honor and women's chastity, emotionally reserved, authoritative, possessive, and quick to anger. On the other hand, femininity was linked to qualities such as being self-sacrificing, emotional, well-intentioned, and dependent. Teaching masculinity and femininity in this manner may normalize anger and violence for men while expecting women to tolerate this hostile environment. In Turkey, the culture of honor, which is a significant part of the society, views men's control over women within the family as an essential aspect of masculinity. As a result, men often attempt to maintain their dominance over women through consent or violence, considering it an integral part of their manhood (Alkan et al., 2021).
- (3) In Turkey, women are not often recognized as individual, independent, and autonomous beings, and their capacity to make decisions and be competent may be questioned. Making decisions about their lives and seeking divorce are the most frequently cited reasons for perpetrators to kill women, seen as acts of defiance against male authority. Men seek to maintain their dominance over women by threatening their lives or the lives of their families, and when unable to do so, resort to violence, even against themselves (Afşar, 2016). Unlike in the past, women today want to be independent by

adopting modern values, while men who adopt traditional values hinder women's individualisation efforts.

- (4) In cases of femicides, wherein men tend to claim that women provoke them or appearing well dressed in court during a hearing and showing 'good behaviour', the court usually recognizes exceptions and to reduces their sentences accordingly (Ziya, 2022). For example, in 2022, 23 women were killed despite protection orders in place against the perpetrators (WWSFP, 2023). The sentences given to perpetrators are seen as inadequate, and people do not trust the judicial decisions (Ziya, 2022).
- (5) Women often do not know how to assert their rights and cope with violence and are sometimes advised to be patient when seeking help (Alkan et al., 2021). Women who experience violence may respond to it by crying, remaining unresponsive, withdrawing, or verbally engaging (Çifçi & Açık, 2022). Another contributing factor to the perpetuation of violence is the inadequate integration of effective anti-violence measures into education. Even prospective teachers, who will be responsible for educating future generations, have been observed to justify VAW in certain situations; such as in cases when women defy their husbands or speak assertively (Erdol et al., 2022).

The *community level* encompasses both formal and informal settings where social interactions occur, such as schools, workplaces, etc. (Heise, 1998). In Turkey, prominent community level risk factors include lack of social support (1) and limited income or employment opportunities (2).

- (1) It is very difficult for women to cope with the effects of violence without the support of their family or community. In Turkey women's shelters, which are considered as a last resort by victims, have insufficient funds and capacities to meet the increasing demand, and services aimed at empowering women and their children in these shelters prove inadequate (Yalçın, 2021). Consequently, women face challenges in adapting to a self-determined life and are at risk of returning to an abusive environment due to these limitations.
- (2) One of the primary reasons why women experiencing domestic violence continue their relationships is economic dependence. According to research by Çifçi and Açık (2022), 40% of women who experience violence stated that they continued their marriages because they had no income. In Turkey, the employment rate for men is 65.9%, whereas for women, it is only 31.2% (Turkish Statistical Institute, 2023).

The *relational level* refers to the domain where a person engages in direct interactions with others (Heise, 1998). In Turkey, key relational risk factors for VAW include involuntary marriages or marriages with bride price (1), and male dominance within the family (2).

- (1) Çiftçi and Açık (2020) found that involuntary marriages increase the risk of experiencing violence by 1.4 times. Additionally, their research indicates a higher prevalence of VAW in marriages involving the payment of a bride price.
- (2) The authority of men in making decisions and controlling wealth within the family is one of the strongest relational determinants of VAW (Heise, 1998). The frequency of violence is higher among women who are not consulted in family decision-making compared to those who are always consulted (Çiftçi & Açık, 2020).

Biological and personal background factors that can increase an individual's risk of being a victim or perpetrator of violence constitute the *individual level* of the SEM (Kerman & Betrus, 2020). Prominent factors in Turkey include experiencing or witnessing violence in childhood (1), and the low educational level of either the spouse or the woman (2), ranking at the top of the list.

- (1) Women who experienced or witnessed domestic violence during childhood have a 2.6 times higher risk of experiencing violence in later life, while male counterparts have a 3 times higher risk of perpetrating violence against their partners (Çiftçi & Açık, 2020).
- (2) As the educational level of women and/or their spouses decreases, the likelihood of women experiencing violence tends to increase (Çiftçi & Açık, 2020). When women are more educated than their spouses, their probability of experiencing violence is lower (Kerman & Betrus, 2020).

3 In the solution of VAW

Addressing VAW requires a multifaceted approach due to the multidimensional factors involved, necessitating a comprehensive strategy and a united, determined effort involving all segments of society. Therefore, initiatives should operate at societal, communal, relational, and individual levels, with coordination and collaboration among all institutions and organizations playing a crucial role. Teacher education faculties also bear responsibility in the combat against VAW. However, efforts in teacher training constitute just one step in the broader context. Effective combating of VAW demands coordinated involvement from other influential societal actors, such as government, institutions, civil society organizations, legal systems, and media, in prevention, protection, punishment, and policy processes.

4 The importance of teacher education in VAW

Eradicating the culture rooted in gender inequality, which is one of the fundamental sources leading to the emergence and perpetuation of VAW (Başar & Demirci, 2015), is a long-term goal achievable primarily through education. Therefore, the importance of schools and curricula based on gender equality is increasingly recognized. Schools often possess hidden curricula that have a significant impact despite not being explicitly written, and these curricula play a crucial role in fostering awareness of gender equality. The sources of hidden curricula encompass a school's rules, social structure, provided role models, textbooks, and many other features (Martin, 2002). These curricula manifest as a set of norms, traditions, beliefs, and linguistic forms embedded in the school's structure and functioning as well as influencing not only students but all stakeholders in education. Hidden curricula serve as a source of informal learning for everyone in school, shaping personal development within cultural contexts. They unconsciously transmit and embed gender roles, responsibilities, and societal expectations, which in turn shape cultural conditions for personal growth. Given their embedded nature, they unconsciously impart concepts, values, and pathways to accessing knowledge, and sustain a discourse that establishes itself as a form of authority (Hernández et al., 2013).

The country's social agenda regarding gender can affect not only hidden curriculum but also formal curriculum in schools. For example, Turkey's withdrawal from the Istanbul Convention may lead to the continuation of the dominant patriarchal view towards women. Withdrawing from such international agreements could potentially legitimize practices within the framework of the dominant patriarchal view towards women. Such a dominant view can enable like minded employees such as teachers and administrators to easily carry out their thoughts and actions. Therefore, with the change in the official vision and mission of the country, school curricula cause the dominant idea about gender to emerge openly rather than implicitly. Consequently, educational authority figures that have important functions in the formation and change of everyone's (teacher, administrator, student, indirectly family) views on gender and in learning and experiencing gender equality or inequality. One of the key actors perpetuating gender inequality in schools is teachers, whose awareness of gender inequality is limited. Teachers who do not critically approach values, attitudes, and behaviors that contribute to gender inequality in the teaching-learning process hinder students' personal growth and in a broader sense societal transformation. Particularly, prevailing ideological beliefs and textbooks based on these beliefs tend to reinforce existing stereotypes rather than fostering an environment that stimulates transformation through education. Conversely, teachers can instill critical self-awareness in students regarding the knowledge and values they encounter through their active role in the classroom, enabling

them to undergo self-transformation. The language teachers use, the rules they set, and the examples they provide can form the cornerstone of social transformation that contributes to solving the desired societal issues. However, studies conducted with teachers and teacher candidates in Turkey indicate that they hold certain stereotypes related to gender roles (Erdol, 2017), some male teacher candidates do not genuinely believe in gender equality (Şahin et al., 2016), and teachers acknowledge the need for gender equality education that can change their perspectives and put an end to the ‘male-dominant understanding’ (Şanlı & Karakuş, 2023). If teachers find themselves in such a situation, education cannot serve as a tool for creating a collective spirit, challenging dominant social norms, or transforming society to prevent VAW. Therefore, it is imperative to educate teachers first. In this regard, like Giroux (2011), who was influenced by Freire, we think that teachers can play a role as “public intellectuals” in shaping more egalitarian and democratic societies, serving as essential activists capable of addressing societal problems and to promote political progress.

5 The situation of VAW in teacher education curricula in Turkey

In Turkey, teacher education curricula are conducted by universities under the umbrella of the Council of Higher Education (CHE), making this institution a pivotal authority in the implementation of teacher education policies. Courses in education faculty curricula consist of three groups: teaching professional knowledge, subject area, and general culture courses (CHE, 2018). These courses do not include any courses on VAW, women’s studies or gender issues. Although practices aimed at addressing these issues in courses are not the goal of education faculties, the placement of the topics in the programs is left to the wishes and skills of faculty members. VAW is included in domestic violence only in teacher training programs in the field of guidance and psychological counseling in education faculties.

A significant development in the context of women’s studies within higher education was the ‘Gender Equality Attitude Document’ sent to universities by the CHE (CHE, 2015). This document was regarded as an important step towards establishing the academic foundation required to address numerous women’s issues including the prevention of VAW. In education faculties, faculty members who are experts in gender or women’s studies have started their educational practices on these issues. However, over time, debates arose regarding the document’s compatibility with societal values, and in 2019, CHE announced its discontinuation, stating a shift from ‘gender studies’ to ‘justice-

based women's studies'. Nonetheless, this step backward has resulted in deterioration of academic research related to gender in universities and a weakening of women's studies (Şener et al., 2022). Such withdrawals, which are among attempts that encourage actionable academic moves, will potentially cause the desired competencies to remain on paper. In a report assessing gender studies at universities (Göker & Polatdemir, 2019), experts emphasized the need to enhance the perception of gender equality in the combat against VAW. They pointed out that despite some steps taken towards gender equality, there is no national action plan, the initiatives lack institutionalization, they operate independently without coordination, and there are no centralized archives or databases. Additionally, the experts noted that achieving a shift in perception is a long-term process. Therefore, reversing such initiatives has caused many ongoing efforts to halt and, consequently, the cessation of improvements in this field.

6 Recommendations for teacher education in the context of VAW

Practices relating to VAW should enable the development of procedures that aim to change social norms and develop awareness of people regarding the acceptability of violence at both personal and social level. Recommendations for this purpose are provided below:

a. Increasing awareness – changing social norms – challenging stereotypes – altering perceptions:

a.1. Establish Violence Networks in Universities: To Bring together female students who have experienced violence within the university environment. In Turkey, for example, collaboration and communication networks addressing sexual harassment and assault have become new forms of institutionalization within the women's movement, particularly in combating gender-based violence, sexual harassment and assault, in some universities (Kalem, 2021). These networks have provided an active space for universities to reach out to women who have experienced these situations, share their needs and problems, and determine necessary strategies to solve their issues. This institutionalization has encouraged university administrators and experts to take responsibility within the university and identify mechanisms to address the problems. Therefore, the widespread implementation of these networks in all universities would be an important step.

a.2. Developing and implementing violence prevention and gender equality curriculums in universities: Studies have shown that curricula aimed at preventing VAW have had positive outcomes in increasing participants' awareness. For example, the implementation of a violence prevention program resulted in male students experiencing an increased awareness of the prevalence of verbal, emotional, physical, and sexual abuse against women. It also showed that they gained increased self-efficacy in understanding gender and violence-related concepts and their ability to intervene in potentially violent situations (Northeastern University Center for the Study of Sport in Society [NUCSSS], 2007). Similarly, courses on sex education have been found to make a significant impact on students' attitudes and awareness toward date rape, with male participants beginning to exhibit more liberal attitudes toward women (Currier & Carlson, 2009). Gender equality courses have also been effective in raising awareness among teacher candidates regarding gender stereotypes and roles, and sexist language. These courses have influenced changes in their behavior and attitudes, motivating them to avoid these factors and to have the desire to combat them after taking the courses (Erdol, 2017).

a.3. Integrating VAW topics into teacher education curricula: Developing teachers' skills to integrate VAW topics into their subject area knowledge (e.g., mathematics, literature, etc.) can provide them with the knowledge and skills to both transmit academic knowledge and combat social problems. In particular, it is important to teach teacher candidates how to integrate these topics into their lesson plans and practices. For example, lesson plans can be developed for analyzing statistical data on gender equality in mathematics class, discussing texts on VAW in literature class, and evaluating the effects of violence in science class. This approach can contribute to teachers' active role in the VAW movement and their approach to their future careers with a sense of social responsibility. It also provides a more holistic education approach by establishing the relationship between subject area knowledge and social issues.

a.4. Training teachers to create a field of struggle: Training teachers, raising awareness and making them activists can be an important area of struggle in reducing and preventing VAW. Teachers can carry out awareness raising activities for people in their area of influence (students, parents, school environment) to reduce VAW in the region where they work. For example, they can investigate the situation of VAW occurring in their region and organize regional action plans and activities together with the school and the school environment. In order to help implement these action plans, existing non-governmental organizations can create areas where they can work jointly with the provincial administration, security and justice units of the province.

b. Masculinity:

Unfortunately, the dominant patriarchal structure in Turkey continuously reinforces the notion of masculinity. All economic, social, cultural, and legal structures have been designed in line with patriarchy and developed to reproduce it (Çelik, 2016). Therefore, it is necessary to challenge the structural elements that construct masculinity with patriarchal and sexist emphasis (Bozok, 2015). However, this struggle is both arduous and long-lasting. The first step in this struggle is to change the ‘language’ of the culture that encompasses all conceptualizations related to gender equality. This is why gender equality education, starting from childhood, is crucial. All stakeholders responsible for a child’s education should be trained in this regard, and schools, classrooms, and textbooks should be approached within this framework, prohibiting any discourse or action that exacerbates inequality. Only through a long-term, multi-faceted effort from all angles can this culture of masculinity, which contributes to VAW, be eradicated.

c. Women’s empowerment – economic level:

In Turkey, although female teachers are abundant, their representation in school management is notably low. Research indicates that factors such as societal structures, familial reasons, school and environment, and gender roles influence the career development of female teachers (Gündüz, 2010). It is recommended that special empowerment initiatives targeting the career development of female students in teacher education be carried out.

d. Strengthening healthy communication:

Among the root causes of VAW lies the lack of communication between women and men. Therefore, VAW prevention programs should support the development of new skills for communication and conflict resolution through critical thinking (Ellsberg et al., 2015). The integration of communication and conflict resolution programs based on critical thinking into teacher education can be recommended.

Conclusion

VAW in Turkey is a grave concern, with high rates of femicide and various forms of violence persisting to this day. The withdrawal from the Istanbul Convention raises questions about commitment to women’s rights. The multifaceted nature of VAW in Turkey is evident through the SEM’s lens. Risk factors at societal, community, relational, and individual levels interact to perpetuate

VAW. In Turkey, there are more societal risk factors for VAW compared to other levels. Addressing this complex issue requires comprehensive efforts that challenge cultural norms, improve economic opportunities for women, strengthen legal enforcement, promote awareness, and critically, integrate effective anti-violence measures into education, including teacher training. It is crucial to recognize that combating VAW necessitates a multi-level approach that encompasses education to create lasting change and ensure the safety and dignity of all women in Turkish society.

In conclusion, it is observed that there is no sustainable and systematic curriculum in teacher education for effective combat against VAW in Turkey. The discontinuation of gender-related initiatives in Turkish teacher education curricula presents challenges. To combat VAW effectively, we should establish violence networks in universities, develop violence prevention and gender equality curricula, and focus on early trauma detection and challenging traditional concepts of masculinity. Empowering women, especially in their career development, should be a priority. In addition to necessary social and political improvement, teacher education is a key avenue for addressing VAW. By enhancing teacher training and curriculum development, we can work towards a more equitable and violence-free society.

References

- Afsar, S. T. (2016): Violence against women and femicides in Turkey. *European Journal of Multidisciplinary Studies* 1(5), 70–80.
- Alkan, Ö., Özar Ş., & Ünver, Ş. (2021): Economic violence against women: A case in Turkey. *PLoS ONE* 16(3), e0248630.
- Başar, F., & Demirci, N. (2015): Gender inequality and violence. *Journal of Women's Health Nursing*, 2(1), 41–52.
- Bozok, M. (2015): Ataerkil ve cinsiyetçi erkeklikler, erkeklik ve erkekliklerin eleştirisi, profeminizm, ben ve kendim. In: A. Akaltun (Ed.), *Erkekler* (pp.29-39). NotaBene Publishing.
- CHE (2015). Toplumsal Cinsiyet Eşitliği Tutum Belgesi [Gender Equality Attitude Document]. http://www.yok.gov.tr/documents/10279/22712333/YOK_Tutum_belgesi.pdf/.
- CHE (2018). Öğretmen yetiştirme lisans programları [Teacher education undergraduate curricula]. https://www.yok.gov.tr/Documents/Kurumsal/egitim_ogretim_dairesi/Yeni-Ogretmen-Yetistirme-Lisans-Programlari/AA_Sunus_%20Onsoz_Uygulama_Yonergesi.pdf.
- Currier, D. M., & Carlson, J. H. (2009). Creating attitudinal change through teaching: How a course on “women and violence” changes students’ attitudes about violence against women. *Journal of Interpersonal Violence*, 24(10), 1735–1754
- Çelik, G. (2016). “Men (Also) Cry!”: The construction of masculinity and the cycle of violence in the context of gender roles. *Fe Dergi*, 8(2), 1–12.

- Çelik, İ., & Aslan, E. A. (2020). An assessment of the awareness level of preschool teachers on child abuse (Bilecik Case Study). *Akdeniz Journal of Education*, 3(1), 40–56.
- Çifçi, S., & Açık, Y. (2020). Domestic violence and affecting factors among married women aged between 15-49 Years. *Medicine Science*, 9(4), 856–865.
- Dutton, D. G., Starzomski, A., & Ryan, L. (1996). Antecedents of abusive personality and abusive behavior in wife assaulters. *Journal of Family Violence*, 11, 113–132.
- Ellsberg, M., Arango, D. J., Morton, M., Gennari, F., Kiplesund, S., Contreras, M., & Watts, C. (2015). Prevention of violence against women and girls: What does the evidence say?. *The Lancet*, 385(9977), 1555–1566.
- Erdol, T. A. (2017). Developing, implementing and evaluating of Gender Equality Curriculum (Publication No.481736). [Doctoral dissertation, Ankara University]. Council of Higher Education Thesis Center.
- Erdol, T. A., Bostancıoğlu, A., & Gözütok, F. D. (2022). Gender equality perceptions of preservice teachers: Are they ready to teach it?. *Social Psychology of Education*, 25(4), 793–818.
- Göker, Z. G., & Polatdemir, A. (2019). Türkiye'de yükseköğretim kurumlarında toplumsal cinsiyet eşitliği mekanizmaları: Bir temel değerlendirme çalışması. https://research.sabanciuniv.edu/id/eprint/37976/2/univ_toplumsal_cinsiyet_raporu_30nisan.pdf.
- Giroux, H. (2011). *On Critical Pedagogy*. Bloomsbury Publishing.
- Gündüz, Y. (2010). A study of careers based on female teachers' perceptions. *Bolu Abant İzzet Baysal University Journal of Faculty of Education*, 10(1), 133–149.
- Güneş, A., & Ezikoğlu, Ç. (2023). Legal and political challenges of gender equality and crimes against women in Turkey: The question of Istanbul Convention. *Women & Criminal Justice*, 33(1), 14–27.
- Heise, L. L. (1998). Violence against women: An integrated, ecological framework. *Violence Against Women*, 4(3), 262–290.
- Hernández, M. D. R. N., González, P. I. R., & Sánchez, S. V. (2013). Gender and constructs from the hidden curriculum. *Creative Education*, 4(12), 89–92.
- HUIPS (2015). Research on domestic violence against women in Turkey. https://fs.hacettepe.edu.tr/hips/dosyalar/Ara%C5%9Ft%C4%B1rmalar%20-%20raporlar/Aile%20i%C3%A7i%20%C5%9Eiddet%20Ara%C5%9Ft%C4%B1rmalar%C4%B1/2014_english_main_report_kyais.pdf.
- Kalem, S. (2021). Feminist work at universities: CTS Units. *Fe Dergi*, 13(1), 42–56.
- Kerman, K. T., & Betrus, P. (2020). Violence against women in Turkey: A social-ecological framework of determinants and prevention strategies. *Trauma, Violence, & Abuse*, 21(3), 510–526.
- Martin, J. R. 2002. *Cultural Miseducation: In Search of a Democratic Solution*. Teachers College Press.
- NUCSSS. (2007). Mentors in Violence Prevention (MVP) program: Three-year (1999-2002) evaluation summary (Paper 3).
- Sakallı, N. U., Türkoğlu, B., Kuzlak, A., & Gupta, A. (2021). Stereotypes of single and married women and men in Turkish culture. *Current Psychology*, 40, 213–225.
- Şahin, M. K., Çoban, A. E., & Korkmaz, A. (2016). Gender equality and its situation in the Turkish education system: From the perspectives of preschool teacher candidates. *Journal of International Scientific Research*, 3(2), 735–752.

- Şanlı, B., & Karakuş, F. (2023). A meta-summary of qualitative findings on gender equality education. *The Journal of Academic Social Science Studies*, 16(94), 39–54.
- Şener, N. K., Çoban-Keneş, H., Çelik, N. B., & Fahrioğlu-Akın, F. (2022). Toplumsal cinsiyet eşitliğinin şeytanlaştırılması: İstanbul Sözleşmesi karşıtlığı ve medya. <https://dspace.ceid.org.tr/xmlui/bitstream/handle/1/2062/1/%cc%87istanbul-So%cc%88zles%cc%a7mesi-Kars%cc%a7itlig%cc%86i-ve-Medya.pdf?sequence=1&isAllowed=y>.
- Turkish Statistical Institute. (2023). Labour Force Statistics. <https://data.tuik.gov.tr/Bulten/Index?p=Isgucu-Istatistikleri-Nisan-2023-49373>.
- White, C. H., Kavemann, B., Kindler, H., Meysen, T., Puchert, R., Busche, M., ... & Schindler, G. (2021). Factors at play in the perpetration of violence against women, violence against children, and sexual orientation violence-a multi-level interactive model. Annex to European Commission.
- WWSFP. (2023). Statistics. <http://kadincinayetlerinidurduracagiz.net/kategori/veriler>.
- Yalcın, M. (2021). Evaluation of women shelter services in terms of service receivers and service providers: Ankara Sample. *Adam Academy Journal of Social Sciences*, 11(1), 255–282.
- Ziya, H. E. (2022). Establishing networked misogyny as a counter-movement: The analysis of the online anti-Istanbul convention presence. *Convergence*, 28(6), 1737–1753.

Nachruf

Sabine Andresen und Barbara Friebertshäuser

Nachruf auf Prof. Dr. Isabell Diehm (19. April 1957 – 12. Juni 2023)

Am 12. Juni 2023 ist unsere kluge und warmherzige Kollegin Isabell Diehm an ihrer unheilbaren Krankheit verstorben. Noch im Februar 2023 hatte die Kindheits- und Migrationsforscherin ihre Abschiedsvorlesung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main gehalten. Der Hörsaal war übervoll. Kolleg:innen aus Frankfurt, ehemalige Kolleg:innen aus Heidelberg und Bielefeld, um zwei weitere berufliche Stationen zu nennen, waren gekommen, um Isabell Diehms Vorlesung über „Differenzkonstruktionen der frühen Kindheit. Eine Herausforderung für die erziehungswissenschaftliche Migrations- und Kindheitsforschung“ zu hören und mit ihr zusammen den Übergang in den Ruhestand zu begehen. In dieser Vorlesung hat sie sich der akademischen Welt noch einmal als fundierte an Kindheit und Migration interessierte Erziehungswissenschaftlerin präsentiert. Trotz der Einschränkungen durch ihre Erkrankung strahlte sie die ihr eigene Würde und Freude an Begegnungen, an intellektuellem Austausch und Begeisterung für die Wissenschaft aus.

Viele Menschen, Familie, Freund:innen, Kolleg:innen, Studierende haben die Möglichkeit genutzt, sich von der geschätzten Professorin, engagierten Forscherin, ehemaligen Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaften, interessierten Kollegin zu verabschieden.

In dieser Vorlesung skizzierte sie nicht nur ihre wissenschaftlichen Bezüge, Thesen und Ansätze, sondern auch ihr aktuelles Projekt, an dem sie über den Ruhestand hinaus weiterarbeiten wollte. Es ging um die Koordination des interdisziplinären Verbundvorhabens „Antisemitismus in pädagogischen Kontexten. Religiös codierte Differenzkonstruktionen in der frühen und mittleren Kindheit (*RelcoDiff*)“, ein Projekt, das im Rahmen der BMBF-Förderlinie „Aktuelle Dynamiken und Herausforderungen des Antisemitismus“ für die Laufzeit von Januar 2021 bis September 2024 eingeworben wurde.

Mitte des Jahres 2021, gegen Ende ihrer fünfjährigen Amtszeit als Dekanin am Fachbereich Erziehungswissenschaften, erhielt sie die Diagnose ihrer unheilbaren Erkrankung, ALS (Amyotrophe Lateralsklerose). Deren Symptome trug Isabell Diehm mit Würde, Offenheit und Ruhe, sie blieb bei jeder Begegnung der interessierte, zugewandte, aufgeschlossene Mensch. Wie viele hätten ihr gerne etwas von der Last der Erkrankung abgenommen.

In ihrem letzten Semester hatte sie noch alle Lehrveranstaltungen angeboten, nahm an Gremien teil und blieb stets ansprechbar für Fragen und Belange des Fachbereichs.

Isabell Diehm engagierte sich in den letzten Jahren – in Kooperation mit der Behindertenbeauftragten der Universität – für Inklusion an der Universität und hat aus der Position der Professorin heraus zeigen können, wie bedeutsam es ist, Menschen mit Einschränkungen zu integrieren und ihnen Räume zu eröffnen.

In Gesprächen mit uns und anderen sprach sie über ihre große Dankbarkeit für ihr schönes Leben, das sie über Jahrzehnte an der Seite ihres Mannes und Kollegen Frank-Olaf Radtke führte. Und wir wurden bei den verschiedenen öffentlichen Veranstaltungen an der Universität, etwa vom Lehr- und Forschungsforum „Erziehung nach Auschwitz“, das Isabell Diehm maßgeblich gefördert hatte, Zeug:innen einer innigen Verbundenheit.

Blicken wir zurück auf ihren Lebensweg und ihr Wirken in der Wissenschaft: Isabell Diehm war erziehungswissenschaftliche Migrations-, Kindheits- und Geschlechterforscherin der ersten Stunde. Es ist ihr Verdienst, Kindheitsforschung und Elementarpädagogik durch eine migrationstheoretische Perspektive erweitert zu haben, die stilbildend für erziehungswissenschaftliche Forschung insgesamt geworden ist. Von Beginn ihrer Karriere an war ihr Blick auf das Verhältnis von Migration, früher Kindheit und Elementarpädagogik gerichtet. Sie setzte aber auch wesentliche Impulse in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung und richtete ihren kritischen Blick auf gesellschaftliche Geschlechterordnungen und deren Bedeutung für Bildung, Erziehung und Sozialisation. Nach ihrem Studium der Soziologie, Erziehungswissenschaften und Psychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main arbeitete sie zunächst als Diplompädagogin in unterschiedlichen Einrichtungen der vor- und außerschulischen Erziehung und koordinierte von dort die an der Goethe-Universität angesiedelte wissenschaftliche Begleitung dieser Einrichtungen. Inspiriert von ihrer Arbeit im Schnittpunkt von Forschung und Praxis kehrte Isabell Diehm 1988 ganz an die Goethe-Universität zurück, wo sie bis zum Jahr 2000 als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig war. 1993 wurde sie mit einer Arbeit zur „Erziehung in der Einwanderungsgesellschaft“ promoviert. Im Jahr 2000 folgte ihre Habilitation mit einer Schrift zum Thema „Pä-

dagogik und Toleranz – Prämissen und Implikationen Interkultureller Erziehung“. Nach der Vertretung einer Professur für Sozialpädagogik an der Universität Heidelberg und einer Stelle als Hochschuldozentin in Frankfurt folgte Isabell Diehm 2005 einem Ruf an die Universität Bielefeld und bekleidete dort bis 2013 eine Professur für Migrationspädagogik und Kulturarbeit. In dieser Zeit war sie u.a. Dekanin und leitete im Rahmen eines DFG-Sonderforschungsbereichs das Projekt „Ethnische Heterogenität und die Genese von Ungleichheit in Bildungseinrichtungen der (frühen) Kindheit“, mit dem sie ihre Forschung im Themenfeld Migration, frühe Kindheit und Elementarpädagogik konsequent vorantrieb. Das populäre Versprechen, Chancengleichheit primär durch frühkindliche Bildung zu realisieren, ist durch Isabell Diehms Forschung deutlich relativiert worden. Ihre Beiträge zur Reproduktion ethnisch codierter Differenz in Einrichtungen frühkindlicher Bildung sind hierfür wegweisend. 2013 kehrte sie an die Goethe-Universität in Frankfurt am Main zurück. Auf ihrer Professur im Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft hat sie mit ihrer Untersuchung über religiös codierte Differenzkonstruktionen eine neue Perspektive auf Kindheits- und Migrationsforschung eingebracht. Es ist das große Verdienst von Isabell Diehm, den Blick auf die „ungesteuerten kindlichen Differenzierungspraktiken“ geschärft und damit auf die gesellschaftliche Einbettung der frühkindlichen Bildung aufmerksam gemacht zu haben, die sich den Reproduktionsmechanismen religiös und ethnisch codierter Differenzordnungen nicht entziehen kann. Im Kontext des LOEWE-Schwerpunktes mit dem Titel „Religiöse Positionierung: Modalitäten und Konstellationen in jüdischen, christlichen und islamischen Kontexten“ (2017–2020) leitete sie das erziehungswissenschaftliche Teilprojekt „Zwischen Distinktion und Diskriminierung. Zur Bedeutung religiöser Positionierungen für Professionalität in Bildungsorganisationen“. Neben ihrer intensiven, international hochgeachteten Forschung war sie über lange Jahre leidenschaftlich in der Hochschulpolitik aktiv. In ihrer Zeit als Dekanin unseres Fachbereichs hat sie von 2016 bis 2021 klug und mit Weitblick Maßstäbe gesetzt.

Kehren wir noch einmal in den Hörsaal ihrer Abschiedsvorlesung am 3. Februar 2023 zurück: In ihrer Rolle als Dekanin an der Universität Bielefeld hatte sie dieses Ritual der Verabschiedung eingeführt und einigen Kolleginnen und Kollegen dort einen würdigen Rahmen geschaffen. Nun war es an uns, dem Fachbereich Erziehungswissenschaften, sie zu verabschieden. Wie schön es war, ihre Stimme zu hören, ihren Ausführungen zu folgen und zu sehen, wie viele junge Wissenschaftler:innen, die bei Isabell Diehm promoviert haben, ihr aufmerksam zuhörten. Sie war eine außerordentliche Unterstützerin von wissenschaftlichen Karrieren und dieser Geist war im Hörsaal noch einmal sehr lebendig.

In unserem Gedächtnis bleibt auch ihre Freude an Musik und an musikalisch begabten Künstler:innen aller Altersgruppen. Sie war eine große Kennerin der Musik und wirkte viele Jahre lang im Universitätschor mit.

Die Nachricht von ihrem Tod am 12. Juni 2023 – nur wenige Monate nach ihrer Abschiedsvorlesung – kam trotz unseres Wissens über ihre Erkrankung überraschend. Vor ihrem Büro versammelte sich noch am Morgen ihres Todes auf Einladung der Dekanin des Fachbereichs eine große Trauergemeinde von Kolleg:innen, Mitarbeiter:innen und Studierenden und auch das Präsidium kam hinzu, um ihrer mit Worten, Blumen, Karten, einem Kondolenzbuch und anderen Gesten der Anteilnahme zu gedenken.

Mit Isabell Diehm verlieren die Erziehungswissenschaft, die Geschlechterforschung, die Goethe-Universität und unser Fachbereich eine hochgeachtete Wissenschaftlerin, eine kluge wissenschaftspolitische Akteurin, eine warmherzige Gesprächspartnerin, eine wunderbare Kollegin und engagierte Hochschullehrerin, die Generationen von Studierenden für ihre Forschung und das Fach Erziehungswissenschaft begeistern konnte.

Auf ihr Wirken blicken wir in Dankbarkeit zurück. Ihre Art, Wissenschaft zu betreiben, Hochschule zu gestalten, viele Mitglieder der Universität ins Gespräch zu bringen und die Erziehungswissenschaft als Disziplin theoretisch und politisch zu profilieren, werden wir sehr vermissen.

Wir möchten einen Beitrag zur Erinnerung leisten, indem wir das Wirken von Isabell Diehm würdigen, eines besonderen Menschen, einer engagierten Wissenschaftlerin, politisch denkenden Professorin und Geschlechterforscherin.

Wir vermissen Isabell.

Rezensionen

Mai-Anh Boger

Rezension: Casale, Rita (2022): Einführung in die Erziehungs- und Bildungsphilosophie. Paderborn: Brill Schöningh. 978-3-8252-5257-1

Die Frage, was gegenwärtig die Kriterien sein könnten, um eine Einführung in das Studium kritisch zu reflektieren, ist ebenso implizit wie durchgängig Mit-Gegenstand der *Einführung in die Erziehungs- und Bildungsphilosophie*, die Rita Casale (2022) im UTB-Verlag veröffentlicht hat. Im Zentrum des Buches stehen die Grundbegriffe Erziehung und Bildung – und mit erfrischender Klarheit und Stringenz nur diese. Das Propädeutikum lässt sich meiner Lesart nach mit diesen Grundbegriffen als letzter erzieherischer Akt, als Moment der Initiation – und somit zugleich der Entlassung und der Aufnahme – in die Welt universitärer Bildung verstehen. Doch wie gelingt eine solche Initiation?

Im ersten Kapitel legt Casale ihr Verständnis von Philosophie dar. Dieses eröffnet mit einer Beschreibung der Freundschaft als subjektive Bedingung der Philosophie (1.1.). Daraufhin wird das Philosophieren als eine produktive, kreative Tätigkeit bestimmt, die sich der Bildung von *Begriffen zu geschichtlichen Konstellationen von Dauer und Intensität* widmet – wobei jeder Term dieser Gleichung in einem eigenen Absatz dargelegt und abgegrenzt wird (1.2.).

Mit dieser Einführung unter der Fragestellung ‚Was ist Philosophie?‘ macht Casale nicht nur ihre paradigmatische Verortung transparent. Dies geschieht natürlich auch: Was darin als Philosophie beschrieben wird, ist zugleich, *was* in den darauffolgenden vier Kapiteln mit den beiden Grundbegriffen Erziehung und Bildung getan wird. Das Erfreuliche dieser Einführung besteht jedoch darin, dass dieses *Was* — das, was transparent gemacht werden kann – in einem *Wie* des Einführens Resonanz findet, das von einer pädagogischen Autorität vollzogen wird, die weder persönlich (in der Konnotation von privatisierend, entgrenzt, diffus) noch anonym (in der Konnotation eines objektivierten Informationsgebers und dessen Austauschbarkeit) ist. In dieser *Einheit von Form und Inhalt der Einführung* besteht ihre ästhetische Dimension, die in vorliegender Rezension im Zentrum steht.

Das *Was* der Einführung spiegelt sich dabei ziemlich konsequent im *Wie* des Einführens, aber, wie immer – aufgrund der von Freud besungenen Unmöglichkeit unseres Berufs, sowie aufgrund der Struktur des ästhetischen Überschusses – niemals ganz, sondern stets gebrochen. Für das ästhetische Moment ist dabei konstitutiv, dass das *Wie* des Einführens, die Form implizit wirkt, aber eben nicht im Werk selbst transparent gemacht wird. In der Opazität schlummert die Freiheit. Während also die „Spielregeln“ (S. 127) des Philosophierens, die Kriterien zur kritischen Prüfung des *Was*, im aufklärerischen Sinne gegen den Obskurantismus und das Esoterische eines Gurus der Weisheit offen-gelegt werden (in 1.2.), bleibt die Erkundung des *Wie* den Lesenden/Studierenden offen. Diese Differenz zwischen Offenlegung (Transparenz) und Offen-Halten (in Opazität) liefert Kategorien zur Analyse der ästhetischen Dimension des Buches. Das Offen-Halten erlaubt es den Studierenden zum Beispiel in Kapitel 1.1. zu hören, dass das Philosophieren im ersten Semester damit eröffnet, dass man nun erst einmal damit befasst ist, auf dem Campus Freunde zu finden. Aber es wurde nicht gesagt. Es steht da nicht. Es steht den Menschen frei, dies (mit) zu denken.

Das Was der Einführung in den beiden Kapiteln zu Erziehung

Auf der inhaltlichen Ebene geht es um Erziehung als Grundbegriff, der aus der historischen Konstellation der Aufklärung erwachsen ist (Kapitel 2.1.). Anhand des für diesen Zusammenhang exemplarischen Werkes von Kant wird der Erziehungsbegriff zur zentralen Idee der Autonomie (2.2.) sowie zu den Begriffen Mündigkeit, Freiheit, Disziplinierung und Hingabe in Bezug gesetzt. Dies geschieht über eine Darlegung der Dialektik von Zwang und Freiheit, die weit über eine Stichwortliste hinausgeht und zugleich konzise ist (2.3.), sowie über eine Betrachtung vierer Differenzlinien (2.4–2.7). Das Kapitel schließt mit einer gebündelten Darstellung der Aporien des aufklärerischen Erbes (2.8). Der Fokus auf die Generationen- und Geschlechterdifferenz (2.5. + 2.6.) bereitet dabei den dritten Abschnitt vor. Die Begriffe der generationalen Asymmetrie und der pädagogischen Autorität sowie die Verwobenheit des Erziehungsbegriffs mit der Geschlechterordnung – insbesondere mit Blick auf Hingabe und Sorge – werden dargelegt. Auf Basis dieser Überlegungen wird im dritten Kapitel argumentativ hergeleitet, dass sich die Generationen- und Geschlechterverhältnisse verschoben haben und welche Konsequenzen diese Verschiebungen, die auch das Öffentliche und das Private in dieser Konstellation betreffen, für Erziehung hier und heute haben. Erörtert werden das Schwinden der generationalen Asymmetrie in einer „Gesellschaft ohne Er-

wachsene“ (3.1.) sowie die damit einhergehenden Phänomene der Verantwortungsverweigerung (3.2.) und des Autoritätsverlusts (3.3.). Mit Blick auf das Öffentliche und das Private wird unter der Überschrift „Das Zuhause“ (3.4.) eine mögliche Neufiguration des für die Erziehung notwendigen Schutzes des Privaten angedacht. Zuletzt wird vorgeschlagen, mit dem Begriff der Zeugenschaft weiterzuarbeiten (3.5.).

Das Wie des Einführens an die Universität als Entlassung aus der Erziehung

Gemäß diesem Verständnis des Erzieherischen geht es in einer Einführung nicht um bloße Tradierung (S. 51; S. 68). Es ist daher im Sinne der besagten Einheit von Form und Inhalt konsequent, sich nicht der Einführungspraxis anzuschließen, bei der ein Kanon nachgesungen wird. Ebenso konsequent geht die Einführung nicht von einer falschen Augenhöhe aus, sondern arbeitet in und durch die Asymmetrie zwischen einführender und einzuführender Person. Die Autorität des Erziehers, die nicht mit Führung gleichzusetzen sei, zeige sich in der „Übernahme der Verantwortung für die *konzeptionelle* (nach einem Plan gestaltete) Einführung in die Welt“ (S. 48; Herv. i. O.).

Und zugleich – haben wir es doch mit Menschen an der Schwelle zum Erwachsensein zu tun – hört diese Einführung ab einem bestimmten Punkt auf, eine zu sein. Sie entlässt in die Freiheit. Das dritte Kapitel als ‚einführend‘ zu beschreiben, wäre in diesem Sinne irre_führend. In diesem wird *gedacht* – im Sinne einer Einheit von Forschung und Lehre. Die darin entfaltete steile These, dass Zeugenschaft den aufklärerischen Erziehungsbegriff „vollendet“ (S. 82), kann durchaus kontestiert werden: Offen gehalten wird an dieser Stelle, wer sich dies am Ende des dritten Abschnitts traut. Initiation bedeutet eben auch, dass es etwas Mut braucht, dass die Schwelle zunächst ängstigt. Erst in der Retrospektive wirkt sie leicht bewältigbar. Vor der Schwelle aber erscheint sie als Zumutung.

Überschuss: Das ästhetische Moment der Einführung

Warum also sollte man sich das zumuten? Fraglos gibt es flachere Einführungen als jene von Casale. Ein bisschen Übertragungsliebe hilft gewiss. Ohne diese wird die pädagogische Zumutung zu Quälerei. Darin besteht jenes Beunruhigende, das weder im *Was* expliziert noch im *Wie* eines Buches transportiert werden kann. Etwas muss gestiftet werden: ein soziales Band, das stabil genug

ist, um eine ambitionierte Einführung zu *halten* (im doppelten Sinne des Wortes). Ob es wohl diese Fragilität, dieses Ereignishafte ist, das an den Universitäten dieser Tage so oft dazu (ver)führt, stattdessen zu Vereinfachungen zu greifen, die Schwelle herabzusenken oder eben ganz zu streichen? In dieser spezifischen geschichtlichen Konstellation, in der das Prinzip der Initiation erodiert und durch Informations-Aufnahme und verwalterische Immatrikulation ersetzt wird, bedarf es einer Hingabe an die Sache von beiden Seiten – Dozierenden und Studierenden –, um noch initiieren zu können. Die Höhe oder Tiefe einer Schwelle ist etwas anderes als ein ‚Leistungsniveau‘; Hingabe ist (auf Seiten der Studierenden) etwas anderes als Leistungs- oder Lernmotivation und (auf Seiten der Dozierenden) ist die *professio*, das Bekenntnis, etwas anderes als ‚Engagement für die Qualität der Lehre‘. Im *Was* der Einführung lesen die Studierenden über die Bedeutung der Sorge als Trost, der die nötige Disziplin abfedert – eine Sorge, die besänftigt und versöhnt. Dieser Sorge (um sich) bedarf es sodann auch. Ihre Absenz beim disziplinierten Durcharbeiten einer solchen Einführung würde auffallen, ob bewusst oder unbewusst.

Das Was der Einführung in den beiden Kapiteln zu Bildung

Insgesamt wird in den Kapiteln 4 und 5 analog zu den Kapiteln 2 und 3 verfahren: Im vierten Abschnitt des Buches wird Bildung als Grundbegriff entfaltet. Auf dieser Basis erörtert der fünfte Abschnitt Konsequenzen aus den Verschiebungen dieser historischen Konstellation und fragt nach der geschichtlichen Bedeutung, d.h. immer auch nach der Gegenwart und Zukunft von Bildung. Im Zentrum steht dabei der historische Kontext der Französischen Revolution (4.1.) sowie der Begriff der Bildung bei Humboldt, der für diesen Abschnitt (neben Schiller) als exemplarischer Autor herangezogen wird. Untergliedert ist diese Darlegung entlang der Begriffe Individuum (4.2.), Staat (4.3.) und Universität (4.4.).

Neben den historischen Veränderungen zeigen sich freilich auch Konstanten: Der westliche Individualismus ist unangetastet (was m.E. eine separate Notiz wert gewesen wäre). Aber wie der fünfte Abschnitt erläutert, hat sich fast alles andere verschoben: Eingeleitet wird mit der These der Informatisierung des Wissens (5.1.), ein Abschnitt, der unter anderem von Lyotard inspiriert ist. Direkt daran anknüpfend wird das Schwinden des Intellektuellen erörtert bzw. seine Ersetzung durch die Figur des Experten, der über dieses partialisierte und partialisierende Informationswissen verfügt (5.2.). Konsequenzen für die Wissenschaft als so verstandene ‚Technik‘ und die damit einhergehende Technokratisierung von Autorität (5.3.) werden ebenso erörtert wie die Lage der Universität, die dadurch zu einer managerial verfassten Organisation zur Informationsproduktion wird (5.4.).

Bemerkenswert ist an diesen Ausführungen auch, dass es Casale durchweg gelingt, sich von Nostalgie und jedweder banalisierenden Dichotomisierung in Kulturpessimismus und -optimismus fernzuhalten – auch zwischen den Zeilen. So wird auch in den Schlussbemerkungen betont, dass noch offen ist, ob Erziehung und Bildung in einer „Krise“ oder aber schlicht in einer „Transformation“ sind (6.).

Das Wie des Einführens an die Universität in der Hoffnung auf Bildung

Sehr offensichtlich ist die von Casale vorgelegte Einführung keine Informationssammlung. Ihr Ziel besteht auch nicht darin, einen ‚Überblick‘ zu bieten, welcher der ‚Orientierung‘ dienen soll. Im Gegenteil wird fokussiert ein komplexer argumentativer Gang entfaltet, der sich durch das gesamte Buch zieht. Dadurch gelingt es, nicht nur in Inhalte einzuführen – lies: nicht im Überblicksmodus über einen Kanon zu ‚informieren‘ – sondern in eine spezifische *Form* des Denkens, des philosophischen Denkens, des Argumentierens, einzuführen und zur Emulation (S. 118) dieser einzuladen. Ich würde daher sogar so weit gehen zu sagen, dass das Rausreißen eines einzelnen Kapitels dem Buch die Pointe nehmen würde. Viel eher phantasiert man Studierende, die dieses in Freiheit und Einsamkeit (S. 106) lesen. Damit jedenfalls würde die bezaubernde Einheit von Form und Inhalt dieses Buches zur Vollendung kommen – zumal dieses, wie eingangs erörtert, nicht von einem anonymen, austauschbaren Informationsexperten verfasst wurde, den man einfach ersetzen kann, indem man sich selbst vorne hinstellt. Dass sich dieses Lesen im emphatischen Sinne nicht erzwingen lässt, verweist erneut auf das Unmögliche, den notwendigen Bruch, aus dem der ästhetische Überschuss ragt:

Überschuss: Das ästhetische Moment der Einführung

Eine „melancholische Verteidigung der Vergangenheit“ genüge nicht, um der Idee der Universität die Treue zu halten, sie lebendig zu halten (S. 123). Aber was, wenn die Studierenden diese Vergangenheit teilweise gar nicht mehr kennen, wenn sie also von den Dozierenden zumeist mit noch weniger als schäbiger Nostalgie konfrontiert werden?

Das Lesen sowie das Halten einer Einführung verführt vermutlich die meisten von uns Dozierenden dazu, sich zumindest für einen Moment an die Erstsemester-Einführung(en) zu erinnern, die man selbst erfahren hat. In meinem/

unserem Fall – vor der Modularisierung (S. 115) – hingen wir zunächst einfach in den Vorlesungen rum. Wir dachten, was wir wollten, und dachten, an was wir wollten. An das Vordiplom oder die Magisterzwischenprüfung dachten die meisten von uns noch lange nicht. Das Hören der Vorlesung(en) war im nobelsten Sinne *zwecklos*. Die Erstsemestervorlesung und Initiation in die Philosophie, die ich durchlief, eröffnete sogar mit der Bekundung, dass dies eine – noch präziser begrifflich gefasst – *nutz-lose* Veranstaltung sei (mit Heidegger: sie sei kein dienliches Zeug). Und auch Rita Casale eröffnet ihr Buch mit einer Bestimmung des Philosophierens als einer in diesem noblen Sinne zunächst zweckfreien Tätigkeit (1.1.). Wie auch bei der Freundschaft ist freilich nicht ausgeschlossen, dass diese sich für etwas als nützlich erweisen kann, doch wäre eine Freundschaft keine Freundschaft (mehr) und die Philosophie keine Philosophie (mehr), würde man sich ihr zu rein instrumentellen Zwecken widmen. Aber wie ließe sich in Zeiten knapp bemessener Lehrdeputate eine zweck-lose Lehrveranstaltung noch unbekommen als solche bezeichnen? Sagen wir also: ‚Casales Buch ist überaus nützlich. Es arbeitet auf effektive Weise gegen das Vergessen und dient der innovativen Einführung in einer überaus praktikablen Form.‘ Sprechen wir heute so, sind dies die Kriterien zur Analyse/Rezension einer Einführung in unseren Zeiten?

Neben der Beklemmung zeigt sich die Brutalität der Modularisierung wohl auch darin, dass sie mit Modulprüfungen endet: Die Initiation – als Begriff, der auf das Soziale, das Kulturelle, die interpersonale Beziehung und das Generationenverhältnis zwischen den zu Initiierenden und den Älteren, die in ihren Kreis aufnehmen, verweist – wird durch das Abnehmen einer Eingangsprüfung im Sinne einer Modulprüfung empfindlich gestört, mancherorts vielleicht sogar zerstört. Der Melancholie, die einen ob der Zerstörung der Aufklärung überfallen kann, sind viele Seiten der Einführung Casales gewidmet – passagenweise explizit (bei Arendt; via Benhabib), passagenweise als Hintergrundgesang, der die Buchstaben trägt und zärtlich zusammenhält. Vielleicht ist es auch Sirenen-Gesang: Wenn wir Philosophinnen Odysseus nicht beschäftigt halten, tut es schließlich vielleicht bald niemand mehr (vgl. S. 60)?

Meine einzige kritische Anmerkung zu diesem Buch besteht nun darin, dass die im Schlussteil aufgestellte Behauptung, dass das Beschreiben von Kunstwerken (Romanen, Filmen) in dieser Einführung auf die enge Beziehung zwischen wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung verweise (S. 126), nicht aufgeht. So beschränkt sich die exemplarische Film-Analyse (S. 80–82) auf eine Inhaltsangabe, die der Ausschmückung der Begriffsarbeit dient. Dabei wird eben nicht auf jenes verwiesen, das sich der begrifflichen Fassung entzieht. Viel eher werden die Begriffe im Gestus einer didaktischen Veranschaulichung deduktiv auf den Film bezogen. Das ist äußerst instruktiv und didaktisch gekonnt, hat aber mit ästhetischer Bildung nichts zu tun.

Wie der in dieser Rezension verfolgte Fokus suggeriert, liegt die ästhetische Dimension des Buches, das Reale, das es heimsucht, das sich entzieht, m.E. auf einer anderen Ebene. Die Einführung verweist also durchaus auf die enge Beziehung zwischen wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung, aber eben nicht in dem Modus, von dem dies a.a.O. von der Autorin behauptet wird. Etwas Vulnerables steckt in den ersten und den letzten Zeilen dieser ästhetisch wohlgeformten Philosophie „als Gespräch mit dem Fremden, mit dem unbekanntem Freund ... und hofft, ohne ihn zu kennen, auf dessen Resonanz“ (S. 17). Genau deshalb – aufgrund dieser Einheit von Form und Inhalt und des dabei notwendig implizit und ungesagt Bleibenden, kurz: aufgrund des ästhetischen Überschusses – erachte ich diese Einführung als brillant.

Vivian Buchholz

Rezension: Frühauf, Marie (2021): Das Begehren der Vielfalt. Diversity-Sensibilität in sozialpädagogischen Beziehungen. Bielefeld: transcript. 978-3-8376-5789-0

Diversität wird aktuell als zentrales Konzept für eine diskriminierungsfreie Soziale Arbeit gepriesen. Marie Frühauf eröffnet in ihrer lesenswerten erziehungswissenschaftlichen Dissertation eine subjektphilosophische Kritik am Verständnis sozialer Ungleichheit in der diversityorientierten Sozialen Arbeit und weist nicht intendierte Konsequenzen der diversitätssensiblen Theorie und Praxis nach. Ihre Analyse basiert auf Interviews mit sozialpädagogischen Fachkräften, in denen sie nach der Bedeutung, den Möglichkeiten und Grenzen von Diversity fragt. Theoretisch verortet sich Frühauf in der feministisch-lacanianischen Psychoanalyse. Zusätzlich führt sie die Leser:innen in feministische Analysen der vergeschlechtlichten Geschichte Sozialer Arbeit ein. Die Autorin korrigiert die untersuchten Verständnisse von Diversity hinsichtlich eines Bewusstseins über den Unterschied von Identitätskonstruktion und Subjektconstitution. Darüber hinaus untersucht sie, welche Auswirkungen die postödpale Transformation der Gesellschaft nach 1968 auf die pädagogische Beziehung hat.

Als Ausgangspunkt der Interviewkonzeption führt Frühauf umfassend in zwei machtkritische Theorien Sozialer Arbeit ein und erläutert deren Diversity-Verständnis. Die Ansätze repräsentieren nicht nur einen Forschungsstand, sondern werden zum empirischen Analysegegenstand, indem die Autorin zeitdiagnostische sowie theoretische Leerstellen der Fachdebatte problematisiert. Die diversitätsbewusste Sozialpädagogik nach Leiprecht orientiere sich an sozialkonstruktivistischen Verständnissen von Differenz sowie am ethnomethodologischen Konzept des *doing difference* und am Interaktionismus. Sie werde durch Ansätze wie die von Plößner und Mecheril um eine dekonstruktive und intersektionale Kritik an normativen Zuschreibungen erweitert, wobei ihr Macht- und Subjektverständnis in der sozialkonstruktivistischen Perspektive verbleibe. Nebensächlich und oberflächlich finde in beiden Theorien eine gerechtkeitsorientierte Abgrenzung vom herrschaftsstabilisierenden Diversity

Management statt. Die gemeinsame erkenntnistheoretische Grundlage beider Ansätze sei die Essentialismuskritik. Nachdem betont werde, dass essentialistische Identitäts- und Differenzkonstruktionen in der pädagogischen Praxis zwangsläufig reproduziert würden, richteten sie die Forderung kontinuierlicher Selbstreflexion an die Fachkräfte. Der Kritik an Essentialismus sowie am unterdrückenden Charakter sozialer Normen stimmt Frühauf zu. Ihre Ablehnung richtet sich auf die Annahme, Essentialismus sei eine unumgängliche Folge von Bedeutungssetzungen, welche die Kritik an tatsächlich herrschaftsförmigen Machtstrukturen verunmögliche.

Mit den Prämissen der Diversitytheorien bricht Frühauf im zweiten Kapitel auch methodisch und begründet diese Entscheidung überzeugend. In den Interviews identifiziert sie Widersprüche zwischen bewusster Aussage und rhetorischer Form, welche sich z.B. in einer unerwartet leidenschaftlichen Identifikation mit Diversity manifestierten. Um das subjektive Begehren aufzuspüren, welches dieses Verhalten verursacht, entscheidet sie sich für eine feministisch-lacanianisch informierte Rhetorikanalyse. Zunächst erläutert die Autorin die lacanianischen Dimensionen des Symbolischen, Realen und Imaginären, in denen sich das Subjekt konstituiere. In der grundsätzlichen Alterität zwischen Individuen sei das Reale des Gegenübers, ebenso wie des eigenen Selbst, nur vermittelt durch Sprache zu erfahren. Die Sprachlichkeit wirke als individuierende Spaltung, welche einen Mangel auslöse. Aus der grundsätzlichen Verwiesenheit auf ein unverfügbares Anderes resultiere das unmöglich zu erfüllende Begehren, zu erfahren, was das Gegenüber vom Selbst erwarte. Imaginiert und begehrt werde in Folge dessen ein Urzustand unmittelbarer Identität mit sich selbst sowie mit dem Gegenüber. Das Subjekt, Differenz sowie Macht und Herrschaft entstanden demnach nicht auf der imaginären Ebene der Bedeutungsproduktion, sondern auf der Ebene des Symbolischen. Die sozialkonstruktivistische Gleichsetzung von Identität und Subjekt lehnt Frühauf deshalb ab.

Im dritten Kapitel besteht Frühaufs zentrale Leistung darin, die theoretischen Prämissen anschaulich auf die Berufspraxis der diversitätssensiblen Fachkräfte anzuwenden. Sie stellt fest, dass die strenge Reflexion eigener Bedeutungszuschreibungen keineswegs zu einer weniger herrschaftsförmigen pädagogischen Beziehung führe. Weil die Fachkräfte nach Gerechtigkeit gegenüber dem pädagogischen Anderen strebten, versuchten sie unzureichende Aufzählungen positivistischer Differenzkategorien zu vermeiden. Behelfsmäßig griffen sie auf Vielfalt als Metapher für eine Imagination des total und unmittelbar repräsentierten Gegenübers zurück. Mit den sozialkonstruktivistischen Diversitytheorien teilten die Interviewten die Aufforderung, sich dieser Vollständigkeitsphantasie mittels kontinuierlicher Selbstreflexion anzunähern. Die Fachkräfte beschuldigten ein sozialisiertes Selbst, bestehende Diskriminierungsverhältnisse zu reproduzieren, und erstrebten in einer Allmachtsphantasie ein professionelles Selbst, welches reflektiert genug ist, um die Sozialisation zu neutralisieren. Die lacanianische Subjektanalyse lege aber nahe, dass es

nicht möglich sei, durch permanente Selbstreflexion und -optimierung erstens den pädagogischen Anderen vollständig zu erfassen und damit zweitens ein adäquat diversitätssensibles Selbst zu formen, so Frühauf. Weil es unmöglich sei, das subjektive Begehren des Imaginierten zu realisieren, könne das starke Über-Ich der Fachkräfte sein in einem Spiegeldiskurs imaginiertes Ideal nicht erreichen und verstricke sich in einen narzisstischen Schulddiskurs.

Die spezifischen Selbst- und Beziehungsphantasien der diversitätssensiblen Theorien und Fachkräfte deutet Frühauf im vierten Kapitel als Manifestationen einer postödiपाल transformierten Gesellschaft. Weil bestehende postödiपाल Zeitdiagnosen nur die männliche Seite der Subjektkonstitution analysierten, die Soziale Arbeit als historisch gewachsener Frauenberuf aber auf der weiblichen Seite der Subjektkonstitution verortet sei, nimmt Frühauf eine geschlechtertheoretische Korrektur vor. In der ödiपालen Konstellation vor der Krise der Repräsentation um 1968 habe die Besonderheit bei den bürgerlichen Fürsorgerinnen darin gelegen, dass sie sich zugleich mit weiblich-mütterlichen Beziehungsidealen und mit der väterlichen Aufgabe der Normvermittlung identifizierten. Die postödiपाल Diversitätssensibilität vermittele in einer vermeintlich geschlechtsneutralen Form weiterhin Normen und Werte. Dabei verschiebe sich erstens der Adressat vom pädagogischen Anderen auf das Selbst der Fachkräfte und zweitens der Inhalt von einer bürgerlich-patriarchalen Wertordnung auf die Infragestellung essentialistischer Kategorisierungen. An die Stelle der ödiपालen Imagination trete die Phantasie vollständiger Gerechtigkeit gegenüber dem pädagogischen Anderen sowie das Ideal allmächtiger Selbstbeherrschung. Im Spiegel- und Schulddiskurs manifestiere sich eine typisch patriarchale Gleichzeitigkeit der Idealisierung und Abwertung des Weiblichen. Frühauf erklärt, dass der Schulddiskurs ausgerechnet die weiblich konnotierte Seite der Pädagogik, die Gewordenheit und Persönlichkeit, zu eliminieren sucht. Weiterführend wäre hier der gesteigerte Anpassungsversuch an die männliche Seite der Subjektkonstitution zu kritisieren.

Einen Unterschied zwischen kontemporären Theorien Sozialer Arbeit und den interviewten Fachkräften erkennt Frühauf darin, dass erstere eine Kritik am Normierungsauftrag des Wohlfahrtsstaates explizierten, während letztere ihr Verhältnis zum Staat nicht thematisierten. Theoretisch werde mittels einer Annäherung an Soziale Bewegungen versucht zu verhindern, dass eine spätkapitalistische Selbstführung die staatliche Autorität ersetzt. Die Fachkräfte dagegen verinnerlichten genau diese gouvernementale Anforderung. So legt Frühauf nahe, dass zwischen der diversitätssensiblen Vervielfältigung von Identitäten und spätkapitalistischen Interessen doch ein Zusammenhang besteht. Sie fordert zudem ein Bewusstsein für die professionelle Vermittlungsaufgabe zwischen staatlichem Normierungsauftrag und den Interessen der Adressat:innen, deren Konflikthaftigkeit die Fachkräfte verdrängten. Sie geht davon aus, dass in der Rhetorik der Fachkräfte der Versuch liege, die unmöglich zu beantwortende Frage nach dem Begehren des Gegenübers auf Distanz zu

bringen. Die auf der Aussageebene anvisierte Singularität des pädagogischen Anderen erscheine in Konsequenz der rhetorisch manifestierten Imaginationen paradoxerweise verleugnet.

Insgesamt fördert Frühauf ein Bewusstsein für sich widersprechende Ansätze innerhalb des Poststrukturalismus und macht damit einen ersten Schritt zur Re-Pluralisierung theoretischer Zugänge in der Diversitätsforschung. Stellenweise wirken die referenzierten Theorien immanent widersprüchlich, was jedoch eher den Theorien selbst als Frühaufs Einführung in diese geschuldet sein dürfte. Während sie Lacan in ein Verhältnis zu Autoren wie Derrida und Saussure setzt, thematisiert Frühauf andere Einflüsse, wie ausgerechnet jenen Heideggers, nicht. Erkenntnistheoretische Zugänge außerhalb des Poststrukturalismus spricht sie nur am Rande an. Wünschenswert wäre eine deutlichere Positionierung der Autorin hinsichtlich der Relevanz materialistischer Gesellschaftsanalysen und deren Verhältnis zur feministisch-lacanianischen. Überzeugend stellt sie dar, dass der Sozialkonstruktivismus für eine Herrschaftskritik nur bedingt geeignet ist, weil er Symptome anstatt Ursachen von Ungleichheitsverhältnissen angreift. Sie legt dem Sozialkonstruktivismus damit einerseits ein Desiderat zu Last, von welchem ihre Interpretation die lacanianische Analyse andererseits nicht abschließend befreit. Nachdem Frühauf die Ursache von Herrschaftsverhältnissen in der symbolischen Dimension der Sprachlichkeit als anthropologischer Bedingung verortet, geht sie kaum darauf ein, in welchem Verhältnis die ökonomische Dimension historisch gewachsener Herrschaftsverhältnisse zu Lacans Dimensionen der Subjektconstitution steht.

Mit der Unterscheidung einer männlichen und weiblichen Seite postödipler Selbstoptimierung findet Frühauf allerdings eine Antwort auf Zweifel an der postödiplalen Zeitdiagnose. Entlang ihrer Erläuterung drängt sich die Assoziation auf, dass der männlich strukturierte Imperativ des Genießens eine hegemoniale postmoderne Ideologie der Triebbefriedigung repräsentiert, die sich am Ende der Geschichte verortet. Dagegen stehen über die Selbstreflexionspraxis der Fachkräfte hinaus jedoch weitere aktivistische Praktiken, welche Machtverhältnisse verändern wollen und sich dabei in Schuldiskurse verstricken. Angesichts solcher Versuche, die wissenschaftliche Suche nach gesellschaftsanalytischen Standpunkten auf Privilegienreflexion und ähnliche Anrufungen zu individuellem Triebverzicht zu reduzieren, ist Frühaufs Analyse hochaktuell. Erfolgreich weist sie nach, dass eine unmittelbare Identifikation mit Diversity selbstzentriert und inhaltsleer bleibt, anstatt eine Verortung des Selbst im gesellschaftlichen Allgemeinen zu ermöglichen. Bei aller Kritik am Begehren der Vielfalt ist der Erziehungswissenschaftlerin zuzustimmen, dass nicht Bedingungssetzungen an sich, sondern ihre herrschaftsförmige Nutzung im Fokus einer diversitätssensiblen Kritik stehen sollten. Bildungstheoretisch gesehen sind selbstbezogene Allmachts- und Vollständigkeitsphantasien die Kehrseite eines epistemischen Relativismus, der vor der Partikularität des eigenen Wissens resigniert. Indem Frühauf die Erfahrung dieser Ambivalenz be-

wusst macht und artikuliert, bietet sie eine Grundlage dafür, einen Umgang mit der komplexen Frage nach der Subjektkonstitution zu finden, welcher diese nicht (unbewusst) auf ein identitäres Denken reduziert. Eine Lektüre der Dissertation ist neben sozialpädagogischen Fachkräften und Angehörigen der Diversitätsforschung vor allem jenen empfohlen, die sich für das Geschlechter- und Generationenverhältnis und deren Wandel um 1968 interessieren.

Berichte

Sina Kleinitzke

Das unkaputtbare Patriarchat? Geschlechterhierarchie als Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung

Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGfE 1./3. März 2023 an der Universität Paderborn

Mit der Tagung *Das unkaputtbare Patriarchat? Geschlechterhierarchie als Gegenstand erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung* wurde der Patriarchatsbegriff titelgebend für eine Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE. Die Organisator*innen wiesen damit auf die Dringlichkeit einer erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis hin, insbesondere vor dem Hintergrund der aktuell zu beobachtenden Gleichzeitigkeit von feministischen Errungenschaften und einer (Re-)Traditionalisierung, die sich etwa in der Verteilung von Sorge- und Reproduktionsarbeit zeigt. Der Patriarchatsbegriff erschien der zweiten Frauenrechtsbewegung als nützlicher Begriff zur Analyse diskriminierender, gewaltvoller und autoritärer Gesellschaftsstrukturen. Diese Perspektiven aufgreifend, wurden auf der Tagung feministisch theoretische und begriffliche (Neu-)Entwürfe vorgestellt sowie diskutiert, ob das Patriarchat als Konzept für Gegenwartsanalysen noch tragfähig ist. Um eine das Geschlechterverhältnis berücksichtigende Forschungsperspektive in die Diskussion zu bringen, gestaltete sich das Tagungsprogramm aus theoretischen und empirischen Beiträgen, die klassische erziehungswissenschaftliche Felder in den Blick nahmen.

Bevor Susanne Maurer (Marburg) mit ihrer Keynote die Tagung eröffnete, boten die Organisator*innen zwei Workshops zur Stärkung von Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung an. Der erste Workshop *Promovieren in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung – Promovierende und Betreuende im Dialog* wurde von Antje Langer (Paderborn) und Jeanette Windheuser (Berlin) geleitet und thematisierte allgemeine Bedingungen für Nachwuchswissenschaftler*innen im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung. Der zweite Workshop zu *Forschung: Informationen zur DFG / Möglichkeiten von Kooperationen in der Sektion*, moderiert von Christine Thon (Flensburg), behandelte Strategien für die Beantragung von Drittmitteln.

Die Beschäftigung mit dem Patriarchat gleiche, so Susanne Maurer in ihrem Keynote-Vortrag, einer Suche nach den Ursprüngen. Zur *Ent-Historisierung des Patriarchalen – Blicke in die Geschichte feministischer Versuche der Theoretisierung* unternahm Maurer ein „Aufschließen der Rede vom Patriarchat und das in Bezugnahme auf verschiedene Begriffe, um die Komplexität von Herrschaft, Regierungen und Machtwirkungen qua Geschlecht bearbeiten zu können“. Im Dreiklang zwischen feministischen Einsätzen, historischen Bezügen und einem Plädoyer für ein genealogisches Bewusstsein warf Maurer die Frage nach der Angemessenheit des Gebrauchs des Begriffs „Patriarchat“ auf. In aktuellen Debatten herrsche ein „kühnes Gefühl“ der Klarheit eines feministisch und frauenrechtlerisch geprägten Wissensbestandes, dabei müssten wesentliche Erkenntnisse der 1980er Jahre erst in aktuelle Diskurse integriert werden. Gegenüber den heute in den wissenschaftlichen Diskursen im Zentrum stehenden (Alltags-)Praxen wurde das Ausbleiben „großer Würfe von großen Schreiberinnen“ der vergangenen Jahrzehnte als eine historische Wendung markiert. Maurer erinnerte an die Dringlichkeit, den Horizont des Gesellschaftlichen nicht aus dem Blick zu verlieren, was anschließend in einigen Beiträgen der Tagung aufgegriffen wurde.

1 Feministische Gesellschaftskritik nach dem Patriarchat

In dem Auftaktpanel wurde der Begriff des Patriarchats in seiner theoretischen Einordnung diskutiert, sowohl im historischen Kontext als auch in Bezug auf seine gegenwärtige und zukünftige Bedeutung. In ihrem Vortrag *Patriarchat und Gesellschaft. Über die Herausforderung Gesellschaft feministisch zu denken* thematisierte Katharina Lux (Berlin) die Verschiebung von einem gesellschaftstheoretischen Denken des Patriarchats zur Intersektionalitätsdebatte. Zwar bestünde dadurch die Möglichkeit, verschiedene Diskriminierungsweisen aufzuzeigen und zu bearbeiten, eine gesellschaftstheoretische Klärung liefere dieser Wandel jedoch nicht. Anhand der kontroversen Patriarchatsdebatte in der neuen Frauenbewegung stütze Lux ihre Forderung nach dem Fundament eines Gesellschaftsbegriffs, um hieran anknüpfend eine Perspektive feministischer Theoriebildung und einer geschlechtertheoretischen Erziehungswissenschaft zu stärken.

Anna Hartmann (Regensburg) diskutierte vor dem Hintergrund stark gewandelter Geschlechterverhältnisse die Eignung des Patriarchatsbegriffs für die Analyse der Gegenwart (*Patriarchat, Postpatriarchat, Neopatriarchat? Über die Eignung des Patriarchatsbegriffs für die Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse*). Anhand feministisch-psychoanalytischer Theorien zur Struktur gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse (Flower, MacCannell und Soiland) wies sie einen allgemeinen Patriarchatsbegriff als zu undifferenziert

für die Analyse gegenwärtiger Geschlechterverhältnisse zurück. Hinsichtlich der gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse führte sie eine Verschiebung der Organisation von Sorge aus. Demnach sei die sich fortschreibende Entwertung von Sorge-Tätigkeiten als patriarchale Reste zu verstehen. Auch bleibe zu klären, wie die Problematiken patriarchaler Überbleibsel in Form von Macht und Gewalt gedeutet werden und schließlich, ob eine Gesellschaft ohne die mütterliche Gabe denkbar wäre.

2 Subjekte des Feminismus?

„Freuds wundern über das Weib“ wurde in Felicia Griesers (Hannover) Vortrag *Stetig im Konflikt. Subjekttheoretische Perspektiven auf das weibliche Geschlecht* Anlass zur Bezugnahme auf theoretische Ansätze von Autorinnen (u.a. Becker-Schmidt, Knapp und Benjamin), die unterschiedliche Bereiche der gesellschaftlichen Entwertung von Weiblichkeit problematisieren. Grieser beschäftigte sich mit dem Werden weiblicher Subjektivität und fragte nach deren widersprüchlichen Ausgangslagen im Kontext sich wandelnder Geschlechterverhältnisse.

In ihrem Vortrag *Im Zeitalter des Postfeminismus? Feministische Kollektivierung zwischen Subversion, Neoliberalismus und Digitalisierung* sprach Fabienne André (Hannover) über moderne Formen weiblicher Allianzen. André fragte nach einer möglichen Kollektivierung in Zeiten des Neoliberalismus und diskutierte drei Lesarten des Begriffs Postfeminismus. Sie wies darauf hin, dass gegenwärtig eine Gleichzeitigkeit von Feminismus und Antifeminismus zu beobachten sei.

Die Sektions-AG ‚Androzentrismus‘, vertreten durch Barbara Rendtorff, Thomas Viola Rieske, Gabriele Sorgo, Anna Wehling und Jeannette Windheuser, widmete sich in ihrem Workshop *Begriff und Praxis des Androzentrismus erziehungswissenschaftlich gedacht* der Frage danach, was unter dem Begriff Androzentrismus verstanden werden kann. Den Ausgangspunkt bildete die Diagnose, dass trotz zunehmender geschlechtlicher Gleichberechtigung die Ungleichheitsstruktur und ihre symbolische Ordnung weitgehend unberührt bleibe. Die Erziehungswissenschaft ignoriere diesen Aspekt, insofern in ihr eine binäre Grundstruktur und misogyne Anteile fortwirkten. Vor diesem Hintergrund stellte die AG zur Diskussion, inwiefern nach dem Ende eines rechtlich legitimierten Patriarchats der Begriff des Androzentrismus dazu geeignet sei, die Grundstruktur des aktuellen Geschlechterverhältnisses zu fassen.

3 Familie, Elternschaft und Geschlechterungleichheit

Julia Tietjen (Bremen) untersuchte in ihrer Interviewstudie zu *Heteronormativität in gleichberechtigter Elternbeziehung?! Legitimationspraktiken von Heteronormativität in partnerschaftlichen Elternbeziehungen*. In ihren zwölf geführten Interviews mit marginalisierten Müttern stellte sie ein Zusammenwirken von Klassismus und psychischer Krankheit fest, in dem Gleichberechtigung als ‚exakt das gleiche zu dürfen und zu wollen‘ missinterpretiert werde und dadurch problematische Lagen verschärft würden.

Um die Kleinfamilie mit einem Fokus auf das ‚Projekt Kind‘ ging es in dem DFG-geförderten Projekt von Ljuba Meyer und Rabea Krollmann (Dortmund), dessen Ergebnisse sie unter dem Vortragstitel *Elterliche Geschlechterarrangements zwischen tradierten geschlechtstypischen Zuständigkeiten und geschlechterindifferenten Praxen* vorstellten. Anhand eines Fallbeispiels zeigten sie, dass die erzieherische Brille der Eltern nur bedingt Einfluss auf die vergeschlechtlichte Entwicklung der Kinder nahm. Eine als Einheit verstandene Familie wurde dabei von zwar nicht dominierenden, aber präsenten traditionellen Männlichkeitsbildern unterlaufen.

Um Geschlechterkonstruktionen und Reproduktion in ambulanten Familienhilfemaßnahmen ging es in dem Dissertationsprojekt von Michelle Buller (Siegen). Sie fragte nach einer *Zementierung patriarchaler Strukturen in den ambulanten Hilfen zur Erziehung!?*. Auffällig schien hier, dass die pädagogischen Fachkräfte in ihrer Untersuchung eine Mythologisierung und Naturalisierung der Mutter vornahmen. Daraus schlussfolgerte Buller, dass das institutionelle Arrangement der Familienhilfe Tendenzen des Backlashs in traditionelle Rollenmuster und Verantwortlichkeiten befördere.

Thomas Viola Rieske gab in der Diskussion zu bedenken, dass die Bestimmung heteronormativer Lebenswelten in der Beforschung expliziter heterosexueller Familienrealität(en) diese Norm zur Heterosexualität aufrufe und damit andere Konzepte von Familie und Sexualität so Gefahr liefen, an den Rand gedrängt zu werden. Daran knüpfte sich die Frage an, warum Sexualität in Untersuchungen oft ausgespart bleibe.

4 Ambivalenzen und Alternativen bei der Theoretisierung von Geschlechterhierarchien

Die Tagung schloss in einem von zwei parallelen Panels mit einem bisher kaum berührten Gegenstand. Jürgen Budde (Flensburg) und Thomas Viola Rieske (Bochum) stellten unter dem Titel *Geschlechterverhältnisse und deren Transformation als Thema von Jungenforschung* Ergebnisse aus ihrer Be-

obachtungsforschung über Jungen in Bildungsinstitutionen vor. Sie zeigten, dass sowohl Dominanz als auch vielfaltsbezogene Praktiken in allen untersuchten Altersstufen der Jungen in pädagogischen Kontexten sichtbar seien. Demnach sollte ein analytischer Blick auf Männlichkeit nicht länger Dominanz und Autonomie in den alleinigen Mittelpunkt rücken. Den Vorschlag zu einer neuen Perspektivierung des Feldes lieferten sie selbst mit einer komplexen Typologie, die mit bekannten Typisierungen bricht. Als wesentlichen Befund ihrer Forschung hielten sie fest, dass der Umgang mit Autonomie und Abhängigkeit stärker in den Fokus der Jungenforschung gerückt werden müsse, um die Polarität von Souveränität und Angewiesenheit untersuchen sowie neu konturieren zu können.

Um *Ungleichheit in der frühen Elternschaft: Körperliche Emotionen der Scham, Ängstlichkeit und Wut bei Müttern* ging es in dem phänomenologisch perspektivierten Literaturprojekt von Eleonora Wicki (Zürich). Wicki stellte anhand der Romane von Adrienne Rich und Antonia Baum zwei literarische Entwürfe von Mutterschaftserfahrungen vor. Sie konkludierte, dass jede Mutterschaftserfahrung eine bewusste oder unbewusste Auseinandersetzung mit dem Patriarchat darstelle. Erkennbar werde eine allumfängliche Zuständigkeit für die Bedürfnisse anderer (insbesondere des Kindes), während Wut zu einer Selbstentwürdigung und Versagensangst zu Scham und Angst vor einem Verlust des Frauseins führten.

5 Abschlussdiskussion

In der Abschlussdiskussion resümierte Antje Langer, dass der Patriarchatsbegriff zunächst explizit bearbeitet wurde und im Verlauf der Tagung zunehmend in den Hintergrund rückte. Es wurde deutlich, dass die Erziehungswissenschaft weiterhin aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung gegen den Strich zu lesen sei. Ebenfalls wurde auf Lücken in der Tradierung von Wissen der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung hingewiesen, die zu schließen seien. Eine Hinwendung zu den Herausforderungen liefert die wichtigste Grundlage dafür, aufzuzeigen, dass die Sektion ein entscheidender Ort erziehungswissenschaftlicher Diskurs- und Theoriebildung sein müsse. Die Forderung nach produktivem Dissens in der Diskussionskultur wurde an einigen Stellen umgesetzt und bot damit ein gutes Gelingenbeispiel. Bestimmend für die Diskussionen waren Fragen nach den Grundfesten der Disziplin und zukunftsweisenden Visionen der Organisation sowie nach den Relationen von Weiblichkeit, Subjekt, Mutter und Sorge. Die Tagung rückte insgesamt grundsätzliche Fragen der Bestimmungen und Ausgestaltung der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ins Licht, die weiterführend auch Anlass für pädagogische Theoriebildung bieten.

Tagungsbericht: Pädagogik und Geschlecht als Gegenstand politischer Kämpfe

Rechte Akteur*innen zielen zunehmend auf eine Verschiebung der Diskurse in Erziehung und Bildung ab. Insbesondere geschlechtergerechte Pädagogik wird dabei zur Zielscheibe neurechter Agitation. Gleichzeitig formuliert die Neue Rechte eigene Ansätze einer „völkischen Erziehung“. Diese enge Verschränkung zwischen rechter Diskursproduktion zu pädagogischen Themen und antifeministischen Attacken auf Geschlechtergerechtigkeit wurde in den Erziehungswissenschaften und Gender Studies meist isoliert voneinander analysiert. Die Tagung „Pädagogik und Geschlecht als Gegenstand politischer Kämpfe“, die vom 4. bis 6. Mai 2023 an der Europa-Universität Flensburg stattfand (Organisator*innen: Christine Thon, Marina Dangelat, Frauke Grenz, Denise Bergold-Caldwell, Rebekka Blum und Susanne Maurer), widmete sich einem notwendigen interdisziplinären Austausch. Dabei wurde offenkundig, dass die Neue Rechte versucht, neoliberale Verhältnisse für die eigene gesellschaftliche Anschlussfähigkeit sowie geschlechterpolitische Agitation, insbesondere im Erziehungs- und Bildungsbereich, als Eingangstor einer Diskursverschiebung nutzbar zu machen.

1 Weibliches „Empowerment“ von rechts durch die Diskursfigur der „autoritären Mutter“

Den ersten Vortrag der Tagung hielt Meike Sophia Baader zu dem Thema: *Erziehung, Bildung und die Geschlechterpolitik der Neuen Rechten*. Baader stellte heraus, dass nicht mehr vorrangig der Islam, sondern der Liberalismus als Hauptfeind innerhalb der neuen Rechten stilisiert wird. Unter anderem verorten neurechte Akteur*innen die Ursache eines selbst diagnostizierten „mo-

ralischen Verfalls der Gesellschaft“ in antiautoritären und emanzipativen Erziehungskonzepten. Als rechter Erziehungsgegenentwurf soll sich eine „richtige“ Erziehung aus den „natürlichen“ mütterlichen Eigenschaften und Instinkten ableiten lassen und einer inhärenten Ordnung folgen, die nur durch ethnische Durchmischung und „westliche Dekadenz“ gestört werden kann. Die Figur der „autoritären Mutter“, die Baader in Caroline Sommerfelds rechtem Erziehungsratgeber „Wir erziehen. Zehn Grundsätze“ findet, überschneidet sich in dieser Hinsicht mit der Mutterfigur, die im Vortrag *Looking at the Hindutva Educational Project* von Rajni Palriwala am Beispiel antifeministischer Narrative der Rashtriya Swayamsevak Sangh (RSS), eines nationalistischen Hindu-Freiwilligen-Korps, in Indien beschrieben wurde. Die Frau wird innerhalb der RSS als moralisch überlegen, kraftvoll und stark stilisiert, da sie als Ehefrau und Mutter in der Erziehung und Sorgearbeit die wichtige Aufgabe innehat, ihre Söhne auf den recht(sextrem)en Weg zu bringen. Dieses rechte Frauenbild fügt sich nach Palriwala in die Logiken des neoliberalen Marktes ein, in dem Frauen zwar empowert, aber nicht emanzipiert sind. Misogynie und „weibliches Empowerment“ existieren dabei gleichzeitig. So verlagert auch die neoliberale Zerstörung des Sozialstaates die Aufgabe von Absicherung und Schutz stärker in traditionelle heteronorme Familienmodelle, wie im gemeinsamen Panel *Neue Rechte und Antifeminismus: Internationale und interdisziplinäre Perspektiven* eruiert wurde. Funda Hülagü Demirbilek knüpfte mit dem Vortrag *Children, Childhood and Anti-Statism in 'Men's Rights' Mobilizations: Reflections from Turkey* daran an und berichtete aus ihrer Forschung zu türkischen Männerrechtsbewegungen, wie diese gesetzlich verpflichtende Unterhaltszahlungen für alleinstehende Mütter attackieren.

2 Queerfeindlichkeit als Eingangstor zu rechter Ideologie

Heike Mauer betonte in ihrem Vortrag *Antifeminismen. Elemente einer politischen Verschwörungsideologie in Bildungskontexten* die Bedeutung von Bildungsinstitutionen für die demokratische Erziehung junger Menschen. Mit rechten Angriffen auf eben diese wird versucht, Inhalte und Themenfelder emanzipativer Bestrebungen ins Private zurückzudrängen und sie damit zu entpolitisieren. Das gezielte Verschieben politisch relevanter Aspekte des Alltags und der Erziehung ins Private stärkt konservative, heterosexistische und antifeministische Familienmodelle, während vielfältigere Lebensentwürfe nie das Privileg genießen können, als etwas Privates verhandelt zu werden, da ihre Existenz politisch vereinnahmt wird. Auch Stephanie Simon und Julian Seher beobachteten eine wachsende Bedeutung pädagogischer Themen für rechte Diskurse und beschrieben einen umfassenden Deutungskontext, in dem

antifeministische Inhalte als kulturelle Brücken ins konservative Milieu fungieren (*Queerfeindliche Mobilisierung von rechts – kulturelle Deutungskämpfe um geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der Erziehung*). Von besonderem Erfolg für die rechte Bewegung war und ist es, gendergerechte Sprache, die einer Benachteiligung von FLINTA* Personen¹ entgegenwirken soll, sowie pädagogische Unterrichtsmaterialien zu Geschlechtervielfalt als Teil eines „Umerziehungsprogramms“ bzw. einer vermeintlichen „Frühsexualisierung“ zu diffamieren. Dabei wird immer wieder das eigentliche Machtverhältnis umgedreht, sodass emanzipative Maßnahmen als Zwangsmaßnahmen erscheinen, gegen die hegemoniale Positionen quasi subversiv verteidigt werden müssen. So wird von rechten Akteur*innen eine moralische Panik erzeugt, die vor der vermeintlichen Zerstörung der heteronormen Familie warnt. Judith Goetz schilderte im Vortrag *Right-wing extremist education in Austria: Biologism, academic fencing and attacks on sexual diversity education*, wie sich diese angebliche schützende und bewahrende Haltung beispielsweise in Attacken auf Vorlesestunden von Drag Queens, also in queerfeindlichen Gewalthandlungen niederschlägt.

Klemens Ketelhut und Elija Horn legten in ihrem Beitrag *Rechte Diskurse in erziehungswissenschaftlichen Texten zum Thema Geschlecht/Gender* offen, wie hinter dem rechten Narrativ des vermeintlichen „Kinderschutzes“ eine Stärkung von Eltern- und nicht Kinderrechten steht. Insbesondere die Rechte von trans* Jugendlichen werden durch pseudo-wissenschaftliche Studien über „soziale Ansteckung“ oder an Eltern gerichtete Broschüren, die als „Kindesorge“ verschleierte „Do it yourself“-Anleitungen für Konversionstherapien beinhalten, massiv beschnitten und das Recht auf körperliche Selbstbestimmung wird verwehrt. Die beiden zeigten an Beispielen auf, dass sich Transfeindlichkeit dabei auch in erziehungswissenschaftlichen Publikationen über trans* Jugendliche wiederfindet und verschiedene (politische) Akteur*innen zusammenbringt.

3 Erziehung als rechtes Themenfeld

Die Formation eines rechten Erziehungsdiskurses ist nicht nur in den Erziehungswissenschaften und universitären Kontexten zu beobachten, sondern zeichnet sich auch in den sozialen Medien ab. So versuchen rechte „Momfluencerinnen“, wie Viktoria Rösch in ihrem Vortrag *#Traditionalmom – Rechte Erziehungstipps in den sozialen Medien* erläuterte, durch scheinbar „harmlose“ Themenfelder wie das Porträt eines Familienalltages in den sozialen Medien, rechte Ideologie massenwirksam zu verbreiten.

1 FLINTA* steht für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, trans und nicht-binäre Personen.

Wie aus Christine Thons Beitrag *Rechte Diskurse über Familie und Bildung – hegemonietheoretische Analysen* hervorging, wird Mutterschaft in rechten Erziehungsdiskursen nicht nur naturalisiert, sondern auch emphatisch in das elterliche Haus verlegt, wobei Elternschaft und Erziehung untrennbar miteinander verbunden sind. Die positive Besetzung von Erziehung und die Verselbstverständlichung der Rahmenbedingungen, in denen sie stattfinden soll (die cis-heterosexuelle Kleinfamilie), wirken dabei zusätzlich ordnungsschaffend und identitätsstiftend. Diese positiv-eindeutige Besetzung des Themas steht dabei im Kontrast zu dem latent skeptischen Blick auf Erziehung, wie er in den Erziehungswissenschaften unter antiautoritärer Perspektive lange vorherrschend war.

4 Zur Frage des Umgangs mit rechten „pädagogischen“ Diskursen und antifeministischen Angriffen

Wie Rebekka Blum im letzten Panel *Analysen zu (Anti-)Feminismus und Rassismus: Narrative der Gegenwehr* betonte, birgt bereits das Verständnis von Antifeminismus als Gegenbewegung zu feministischen Kämpfen die Gefahr, eine Täter*innen-Opfer Umkehr zu reproduzieren. Antifeministischen Positionen wird so ein subversives Element zugesprochen. Dabei sollten sie nicht als Reaktion auf queerfeministische Emanzipationsbestrebungen und -erfolge verstanden werden, sondern als lange bestehende Positionen zur Stärkung und Verteidigung hegemonialer Inhalte im Patriarchat.

Die neurechten Diskursstrategien bergen immer wieder Fallstricke für eine wissenschaftliche und zivilgesellschaftliche Gegenwehr. Die Gefahr, mit einer allzu reaktiven Haltung in den durch neurechte Akteur*innen geformten Diskursformationen eine Umwelt zu stärken, die neurechte Positionen bevorteilt, zeigte Frauke Grenz im Vortrag *Wie wird etwas unsagbar? Zur Analyse von Un_Sagbarkeitsordnungen in bildungspolitischen Debatten über Geschlecht und Sexualität*. Bei der „Demo für Alle“ führten klassische antifeministische Strategien zu einer Polarisierung des gesamten Diskursfelds, was Akteur*innen zu einer Positionierung drängte. Dabei wurde die antifeministische Position als eine von zwei Positionen konstruiert und ein komplexes Themenfeld in ein dafür/dagegen reduziert. Der Umgang mit antifeministischen und neurechten Agitationen muss also kritisch reflektiert und um neue Ansätze ergänzt werden. Mit einem Vorschlag aus dem Vortrag *Recent Developments in Academic Freedom and Gender Studies Research – International Perspectives* von Andrea Pető möchten wir den Tagungsbericht abschließen und zu einer weiteren Auseinandersetzung motivieren. Durch erfolgreiche antifeministische Attacken wurde den Gender Studies 2017 in Ungarn die Akkreditierung

entzogen. Statt sich jedoch in die vorgegebenen Diskurspositionen einzufügen, formulierte Petó die Strategie der „better stories“ als mögliche Gegenwehr. Sie betonte die Notwendigkeit, solidarische Räume für queerfeministische Erzählpraktiken zu schaffen, die nicht nur Kritik üben, sondern auch konkrete Utopien entwerfen. Die Universität im Exil stellt ein Beispiel einer solchen Gegenzählung dar, die sich nicht in den klebrigen Fängen neurechter Diskursstrategien verfängt, sondern die eigene Geschichte aktiv weiter gestaltet.

Verzeichnis der Autor:innen

Sabine Andresen ist Professorin für Sozialpädagogik und Familienforschung am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie hat an den Universitäten Heidelberg, Bielefeld und schließlich Frankfurt mit Isabell Diehm zusammengearbeitet. Das gemeinsame Interesse an Studien zur Gestaltung von Kindheit hat zur Gründung einer Buchreihe „Kinder, Kindheiten und Kindheitsforschung“ beim VS Verlag geführt, zusammen mit der vor zwei Jahren verstorbenen Christine Hunner-Kreisel, in der mittlerweile an die 40 Bücher erschienen sind.

Denise Bergold-Caldwell, Dr. in phil., ist Universitätsassistentin (Post-Doc) am Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI), Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Sorge-, Bildungs- und Subjektivierungstheorien aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive und Schwarze Feministische Theorie sowie kritische post- und dekoloniale Theorien.

Tuba Acar-Erdol, Dr., is an Associate Professor of the Department of Curriculum and Instruction at Ordu University, Turkey. Her research studies mainly focus on gender education, higher-order thinking skills, curriculum development, classroom assessment, and teacher education.

Mai-Anh Boger, Dr. phil., ist Akademische Rätin an der Universität Regensburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Psychoanalyse und Philosophien der Differenz und Alterität in der Pädagogik, insbesondere mit Blick auf Inklusion, Diskriminierungskritik und die Psychodynamik der (internalisierten) Unterdrückung.

Vivian Buchholz, M.A. ist ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen kritische und feministische Subjekt- und Bildungstheorie, feministische Wissenschaftstheorie, Sexualisierte Gewalt, Sexuelle Bildung, Soziale Bewegungen und Antisemitismus.

Jelena L. O. Büchner, M.A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Pädagogik mit Schwerpunkt vergleichende Bildungsforschung an der Universität Augsburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Migrationsforschung und sexualisierten Gewalt.

Cornelie Dietrich, Dr. disc. pol. habil., ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Allgemeine Grundschulpädagogik an der

Verzeichnis der Autor:innen

Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Theorie und Empirie der Sorge, der Schulethnografie und Inklusion, der pädagogischen Sprachanthropologie, der kulturell-ästhetischen Bildung.

Eyleen Fenske, B.A. Politikwissenschaften und Soziologie, ist Projektmitarbeiterin der Koordinierungsstelle des Netzwerk gegen Rechts im Oberbergischen Kreis und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit der extremen Rechten und Antifeminismus in Deutschland.

Barbara Friebertshäuser, Dr. phil., Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt/Main, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft, seit Oktober 2023 im Ruhestand, Schwerpunkte: Empirisch-pädagogische Geschlechterforschung, Qualitative Forschungsmethoden, Jugend-, Schul- und Hochschulforschung sowie Übergangsforschung.

Karen Geipel, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachgebiet Allgemeine und Historische Erziehungswissenschaft an der Technischen Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung, Bildungs- und Subjektivierungsforschung mit dem Fokus auf Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, empirischer Forschung zu Zukunftsentwürfen im Jugendalter und Prozessen der Studiengangs- und Berufswahl.

Anna Hartmann, Dr. phil., ist Akademische Rätin am Lehrstuhl Pädagogik bei Verhaltensstörungen einschließlich inklusiver Pädagogik an der Universität Regensburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, psychoanalytische Subjekt- und Gesellschaftstheorien, Sexualpädagogik mit Bezug auf Schule und Lehrberuf.

Sabine Hattinger-Allende ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Kindheitsforschung an der Universität Duisburg-Essen. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der ethnographischen Kindheitsforschung, der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, der Pädagogik der Frühen Kindheit, der politischen Teilhabe von Kindern und der emanzipatorischen Bildung.

Alessa Heimburger, M.A. Gender und Queer Studies forscht aus intersektionaler, materialistischer Perspektive zu neoliberalen Körperidealen im Fitnessinfluencer*innendiskurs in den sozialen Medien.

Amancay Jenny, Lic. MA, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Sozialpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Uni-

versität Salzburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf Sozialen Ungleichheiten im Kontext der Sozialpädagogik und auf Sozialen Bewegungen aus einer kritisch-feministischen Perspektive.

Kaja Kesselhut, Dr. phil., ist Vertretungsprofessorin für Allgemeine Pädagogik an der Universität Osnabrück. Ihre Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte liegen in der sozialwissenschaftlichen Kindheits- und Familienforschung, der Pädagogik der frühe(sten) Kindheit, den Subjektivierungs- und Praxistheorien sowie in den qualitativen Methoden; insbes. Ethnografie.

Sina Kleinitzke, M.A., ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Allgemeine Grundschulpädagogik und Projektmitarbeiterin im Fachbereich Wirtschaftspädagogik, beides an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre aktuellen Forschungsthemen sind erziehungswissenschaftliche Mädchen-, Frauen- und Geschlechterforschung, phänomenologische Erziehungswissenschaft und Verkörperungstheorien, insbesondere in Bezug auf Freund*innenschaft zwischen Leibkörper und (digitaler) Sozialität.

Markus Kluge, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Pädagogik der frühen Kindheit des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Münster. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung, der erziehungswissenschaftlichen Ratgeberforschung sowie der frühpädagogischen Grundlagenforschung.

Imke Kollmer, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Schul- und Professionsforschung an der Leibniz Universität Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen rekonstruktiver Methoden und Methodologie, familialer Interaktion, Familialisierung des Vaters, erziehungswissenschaftlicher Hochschul- und Hochschulinteraktionsforschung.

Theresa Lechner, Dr. phil., ist Lehrbeauftragte der Arbeitsgruppe Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Salzburg sowie sozialpädagogische Fachkraft bei der Salzburger Jugendhilfe. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf allgemeinpädagogischen Grundproblemen sowie auf relationalen Perspektiven auf Menschen und Gesellschaft, insbesondere mit feministischer Ausrichtung.

Katharina Lux, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität an der Humboldt-Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der historischen und theoretischen Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, der historisch materialistischen Erziehungswissenschaft, Gesellschaftstheorie und in Geschichte und Theorie feministischer Bewegungen.

Verzeichnis der Autor:innen

Noëmi van Oordt, Soziologin M.A., ist Mitarbeiterin im SNF-Projekt Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkung auf die Kooperationsprozesse in der Pflegekinderhilfe an der Zürcher Fachhochschule für angewandte Wissenschaften und Doktorandin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Pflegekinderhilfe, Familienbilder im institutionellen Kontext, Evangelikalismus, Religion und Soziale Arbeit.

Johanna M. Pangritz, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Erziehungs- und Sozialisationstheorie an der Universität Potsdam sowie Research Fellow am soziologischen Institut der Universität Hradec Králové (Tschechien). Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen (erziehungswissenschaftliche) Geschlechterforschung, Sozialisationsforschung, kritische Menstruationsforschung, Vorurteils- und Diskriminierungsforschung sowie feministische Method(ologi)en.

Leonard Reichmann, M.A., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Allgemeine Pädagogik, Erziehungs- und Sozialisationsforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen: Zusammenhänge von Ökonomie und Pädagogik, insbesondere mit Blick auf Wertformanalyse und Care, Androzentrismus des Kanons pädagogischer Theorie, sowie pädagogische Anschlüsse an die Kritische Theorie.

Daniela Reimer, Dr. phil., ist Professorin für Kindheit, Jugend und Familie an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Pflegekinderhilfe, Heimerziehung, Normalität, Biografie.

Barbara Rendtorff, Dr. phil., ist Seniorprofessorin im Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Goethe Universität Frankfurt/Main. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Theorie von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen sowie die Tradierung von Geschlechterbildern im Kontext des Aufwachsens.

Barbara Thiessen, Dr. phil., ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Beratung und Geschlecht an der Universität Bielefeld. Ihre Forschungsschwerpunkte sind geschlechter- und caretheoretische Perspektiven auf Beratung und private Lebensverhältnisse in Sozialer Arbeit und in Bildungskontexten sowie Professionalisierung personenbezogener Dienstleistungen.

Jeannette Windheuser, Dr. phil., ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen theo-

retischer und historischer Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, feministischer Wissenschaftstheorie, Geschichte und Theorie der Sexuellen Bildung und Geschichte und Theorie autonomer und akademisierter Frauenbildungszusammenhänge.

Sebastian Winter, PD Dr. phil., ist Privatdozent für Soziologie an der Leibniz Universität Hannover, Research Fellow an der Internationalen Psychoanalytischen Universität Berlin und Bereichsleiter „Demokratieförderung“ am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt a.M. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Psychoanalytische Sozialpsychologie von Gemeinschafts- und Feindbildungsprozessen, Kommunale Demokratieförderung und Rechtsextremismusprävention, Antisemitismusforschung, Misogynie, Anti-Genderismus und maskuline Gewalt, affektives Erleben von Väterlichkeit und psychoanalytische Pädagogik.

Hülya Yıldızlı, Dr., is an Associate Professor in the Department of Curriculum and Instruction at Istanbul University-Cerrahpaşa. She is also doing her master's degree in the department of women's studies at Istanbul University. She has publications on self-regulated learning, goal orientation, and critical thinking.



Thomas Damberger
Edwin Hübner (Hrsg.)

Kinder stärken in Zeiten der Digitalisierung

In Krisen reflexive Energie entwickeln

2024 • 218 Seiten • kart. • 33,00 € (D) • 34,00 € (A)
ISBN 978-3-8474-3022-3 • eISBN 978-3-8474-1958-7

Das digitalisierte und von multiplen Krisen geprägte Alltagsleben hat große Auswirkungen auf die Welt- und Selbstbeziehungen junger Menschen. Vor allem die zunehmende Verlagerung von Lern- und Lebensprozessen in den digitalen Raum erweist sich als Ausdruck vorherrschender Bildungsparadigmen, die mit einer Entpädagogisierung einhergehen. Der Band benennt aktuelle Herausforderungen und zeigt Ansätze für eine Verlebendigung des Pädagogischen in post-pandemischen Zeiten auf.

www.shop.budrich.de



Inga Nüthen

Geschlecht, Sexualität
und Politik: Aspekte
queer_feministischer
Politikverständnisse



Inga Nüthen

Geschlecht, Sexualität und Politik: Aspekte queer_feministischer Politikverständnisse

promotion, Band 14

2024 • 375 Seiten • kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2733-9 • eISBN 978-3-8474-1903-7

Was haben Geschlecht und Sexualität mit Politik zu tun? Wie lauten queer_feministische Antworten auf die Fragen „Was ist politisch?“ bzw. „Was ist Politik?“ Dieses Buch befasst sich mit einer Kartographie westlicher queer_feministischer Beiträge zum Politikbegriff aus Theorie und Bewegung. Die Autorin identifiziert mehrere Aspekte als Bündelungspunkte für die Begriffsbestimmung, unter anderem die Identifizierung von Politik mit Macht und die Ausrichtung auf Allianzen. Sie erarbeitet anhand dieser Aspekte Vorschläge für einen geschlechter- und sexualitätsanalytischen Zugriff auf Politik. Die Systematisierung beleuchtet die Komplexität und damit einhergehende Herausforderungen des Begriffsfelds.

www.shop.budrich.de

Wissenschaftliche Untersuchungen zur Arbeit
der Stiftung „Haus der kleinen Forscher“



Stiftung Haus der kleinen Forscher
(Hrsg.)

Kita-Entwicklung – Ansätze und Konzepte für Organisationsentwicklung in der frühen Bildung

*Wissenschaftliche Untersuchungen zur Arbeit der Stiftung
„Haus der kleinen Forscher“, Band 15*

2024 • 204 Seiten • kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)

ISBN 978-3-8474-2701-8 • eISBN 978-3-8474-1871-9 (Open Access)

Wie kann Organisationsentwicklung zu verbesserter Kita-Qualität führen? Der Band stellt zwei von vier im Projekt „Forum KITA-Entwicklung“ entstandene Expertisen vor, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Die Ergebnisse zeigen, wie Kita-Entwicklung auf Erkenntnisse der Organisationspsychologie zurückgreifen kann. Eine besondere Bedeutung hat dabei das Handeln der Kita-Leitung in Zusammenarbeit mit anderen Akteuren.

www.shop.budrich.de

Anna Hartmann/Jeannette Windheuser (Hrsg.)

Pädagogik als Sorge?

Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 20/2024

Welche Bedeutung hat Sorge für Erziehung und Bildung?

Wenngleich Sorge in der Erziehungswissenschaft zunehmend Beachtung findet, fehlen bislang geschlechtertheoretische Analysen, die den Zusammenhang von Sorge und Pädagogik erschließen.

Angesichts dieser Forschungslücke legt der Band Analysen vor, in denen sich erziehungswissenschaftliche und geschlechtertheoretische Perspektiven auf Sorge verbinden und nach der pädagogischen Seite von Sorge gefragt wird.

Die Herausgeberinnen:

Dr. Anna Hartmann, Akademische Rätin am Lehrstuhl Pädagogik bei Verhaltensstörungen einschließlich inklusiver Pädagogik, Universität Regensburg

Prof. Dr. Jeannette Windheuser, Professorin Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender und Diversität, Humboldt-Universität zu Berlin



9 783847 430285 >

www.budrich.de

Verlag Barbara Budrich